PYRAMIDEN SPHINXE PHARAONEN



ELIE VINET

B.U. DE BORDEAUX
0BXN0012446

709.012 LAN p

402

Kurt Lange

PYRAMIDEN * SPHINXE * PHARAONEN



Farbtafel I. Königin Nefertari, Gemahlin Ramses' II., an der Hand der Göttin Isis. — Wandmalerei auf flachem Stuckrelief im Grabe der Königin in Theben. 19. Dynastie.

PPN07044188X
SOh
709.012 (32) LAN pr 402

Kurt Lange

PYRAMIDEN
SPHINXE
PHARAONEN

Wunder und Geheimnisse
um eine große Kultur

FACULTÉ DES LETTRES ARCHÉOLOGIE DE BORDEAUX

GWL

HIRMER VERLAG MÜNCHEN
GESELLSCHAFT FÜR WISSENSCHAFTLICHES LICHTBILD MBH.

Umschlagentwurf: Eugen O. Sporer, München
Entwurf der Deckenvignette: Kurt Lange
Die Deckenvignette gibt das altägyptische Schriftbild des falkengestaltigen Königsgottes Horos auf dem Zeichen seines überwundenen Gegners wieder.

Copyright 1952 by
HIRMER VERLAG MÜNCHEN
Gesellschaft für Wissenschaftliches Lichtbild m. b. H.
Verlagsnummer N 71
Klischee-Herstellung: Brend'amour, Simhart & Co., München
Holzfreie Kunstdruckpapiere: Papierfabrik Scheufelen GmbH., Oberlenningen
Satz und Druck: Kastner & Callwey, München
Buchbinderarbeit: J. u. E. Businger, München

DEN

FREUNDEN

IM

ALLGÄU

VORWORT

„Jetzt werde ich noch weitläufiger über Ägypten sprechen, weil es sehr viele Wunder enthält und vor allen Ländern Werke darbietet, die man kaum beschreiben kann."

Herodot II 35

Wie der Vater der Geschichte sahen unsere eigenen Väter in Ägypten das Land der Wunder. Sind wir noch bereit, ihm diese Bezeichnung zuzuerkennen? Verdient es sie auch nach Meinung des vorgeschrittenen, von technischen Großleistungen geradezu überwältigender Art verwöhnten und allem Nimbus gegenüber höchst skeptischen zwanzigsten Jahrhunderts?

Im vorliegenden Buche ist der Versuch gemacht, diese Frage zu beantworten.

Es will den Nachweis erbringen, daß die Ergebnisse der von den meisten Kulturnationen im Niltale zäh und erfolgreich betriebenen Forschungsarbeit dem Pharaonenlande diesen magischen Nimbus nicht genommen, daß sie Staunen und Bewunderung gegenüber der Leistung Altägyptens vielmehr eher noch vertieft haben.

Der romantische Ägyptenbegriff von ehemals ist von einem zulänglicheren abgelöst worden. Indem die Wissenschaft sich bemühte, die Aura zu zerteilen, mit der die Phantasie der Nachfahren das alte Volk und seine Werke umgeben hatte, indem sie unter Zerstörung tiefeingewurzelter Illusionen den Ägypter des Altertums als ganz gewöhnlichen Menschen ins Licht der Betrachtung zog, hat sie uns zwar gezeigt, daß dasselbe Volk, das seinen Toten „ewige Wohnungen" ausstattete, diese Wohnungen bald nach der Bestattung auszuplündern pflegte, — tatsächlich jedoch hat sie den Respekt vor seinem Werkeifer im Dienste der Formausbildung und Gesittung nur fester gegründet. Die Entzifferung der Hieroglyphen, die Erforschung der ägyptischen Geschichte, Kultur und Kunst haben Zauber und Geheimnis Ägyptens nicht geschmälert, sie haben uns beides erst recht bewußt gemacht.

Zu alledem will dies Buch — offen sei es ausgesprochen — eindringlich beweisen, daß „Alte Geschichte" etwas ungeheuer Spannendes, Erregendes, packend-Belebendes ist, etwas, das an Wirkungsgewalt alle Erzeugnisse dichterischer Phantasie weit hinter sich läßt. Gerade die größten Gestalter haben in der Regel auf den von ihr dargebotenen Stoff zurückgegriffen und sind durch seine Behandlung — an ihm! — groß geworden. Freilich: Geschichte muß von der lebendigen Substanz aus — nicht von der an sich wesenlosen Jahreszahl oder der ledernen

bloßen Registrierung ihrer Phänomene her — vermittelt werden, wenn sie wirklich erlebbar und damit schöpferisch wirksam sein soll. Wer sich von ihrer grandiosen Dynamik nicht begeistern zu lassen vermag, wird auch keine Begeisterung wachrufen können.

Es ist im allgemeinen des deutschen Gelehrten Sache nicht, für sein Arbeitsgebiet Enthusiasmus zu wecken. Er sieht im Enthusiasmus eine Gefährdung des kritischen Vermögens — und auf erbarmungslos betätigte Kritik ist Wissenschaft gegründet. Heißes Herz u n d kalter Kopf, diese von Nietzsche als „Brausewind und Erlöser" gepriesene Verbindung ist bei uns selten. Der britische, der amerikanische Wissenschaftler ist lockerer im Mitteilen: er ist gewöhnt, für seine Sache zu werben und kann sich sehr volkstümlich äußern, ohne sich dabei auch nur im mindesten etwas zu vergeben. Zu weit getriebene akademische Nüchternheit kann dahin führen, daß breiteste Schichten der Lebensgemeinschaft die Notwendigkeit bestimmter gelehrter Arbeit nicht mehr recht verstehen. Mittlerschaft tut not. Man sollte die Rolle des echten, pädagogisch berufenen und wissenschaftlich verantwortungsbewußten Vermittlers schon im Hinblick auf jene Bedenken nicht unterschätzen, die der Herausbildung eines überspitzten, allzu einseitigen Spezialistentums entgegenstehen.

Die folgenden sechzehn Abschnitte gehören zu den Früchten eines Vierteljahrhunderts innerer Auseinandersetzung mit dem alten Ägypten, — einer Auseinandersetzung, die nicht nur im Geiste, sondern auch in der Praxis — im direkten Umgang mit den Altertümern selber, die so zahlreich durch meine Hände gingen — erfolgte. Vier ertragreiche Winter im Nillande, in Alexandrien, Kairo, Mittel- und Oberägypten, und unmittelbares Vertrautgewordensein mit den altägyptischen Dingen in manchen Museen und Privatsammlungen haben hier ihren Niederschlag gefunden, — auch wenn es manchmal so aussehen mag, als wolle ich lediglich fesselnde Unterhaltung bieten. Daß dies Vertrautgewordensein jenes Erstaunen nicht vermindert hat, das nach Goethes Wort das Höchste ist, wozu der Mensch gelangen kann, wird der freundliche Leser auf jeder Buchseite spüren.

Was ich Instituten, Büchern und Berichten, gelehrten Freunden in aller Welt und bereitwilligen Helfern bei der Abfassung und Bildbeschaffung schulde, vermag keine Dankbarkeitsbezeugung abzugelten. Besonders viel des Eindrucksvollen und Aufschlußreichen habe ich aus W. Schubart: „Ein Jahrtausend am Nil", aus H. Junker: „Pyramidenzeit" und aus dem von S. Schott jüngst vorgelegten köstlichen Buchkleinod „Altägyptische Liebeslieder" geschöpft.

Der Altertumsforscher ist im Grunde alles andere eher als ein Schatzgräber oder gar ein Goldsucher. Mit dem, was er günstigenfalls findet, bereichert er nicht sich, sondern das geistige Leben der Welt. Das Schicksal verwöhnt ihn selten — und dann gewöhnlich nur um hohen, ja allzu hohen Preis. Die meisten Aufgaben, die ihn beschäftigen, sind für die weit überwiegende Zahl der Zeitgenossen ohne Interesse. Jahrelang, jahrzehntelang kann er ohne lohnende, geschweige denn

imponierende Ergebnisse Sand und Schutt bewegen. Und ereignet sich wirklich etwas Wunderbares, so bricht Verantwortung mit Harpyienkrallen über ihn herein und er sieht sich plötzlich vor Aufgaben gestellt, die seine Kräfte zunächst weit übersteigen, — vor Arbeitslasten, zu deren Bewältigung ein Leben nicht ausreicht. Sie — nicht geheime Pharaonenflüche und das Gift gespenstischer Grabfliegen — verzehren seine Arbeitskraft.

Es gehört zu den Gepflogenheiten der Wissenschaft, von Erfüllungsmomenten — sie seien noch so überwältigend — kein Aufhebens zu machen. Der rechte Archäologe fragt sich beklommen, ob er denn ein Scharlatan sei, wenn er unversehens die Teilnahme der Weltöffentlichkeit erfährt. Mit „mühsam unterdrückter" aber doch eben unterdrückter Erregung öffnet Howard Carter die Grabschreintüren König Tutanchamons...

Unterdrücken wir hier im folgenden einmal solche Erregung nicht!

Geben wir uns unbedenklich dem tiefen und ergriffenen Erstaunen darüber hin, daß wir den Altsteinzeitler an seinem Werkplatze besuchen und das tafelfertige Gedeck des um 2700 vor Christus bestatteten Hofmannes der 2. ägyptischen Dynastie betrachten, daß wir den Rezitationen der Pyramidenpriester lauschen und weltberühmten Pharaonen leibhaftig ins Antlitz blicken können. Es gibt nichts Phantastischeres als die Wirklichkeit.

Es heißt, der kürzeste Weg zu sich selbst führe um die Erde.

Das will recht verstanden sein.

Man kann heutzutage bequem um den Globus reisen und doch so arm an Einsicht heimkehren, wie man ausgezogen ist.

Der kürzeste Weg zum Verständnis des eigenen Selbst führt über die Auseinandersetzung mit jenen großen, versunkenen und doch unablässig fortwirkenden Hochkulturen, auf denen die unsere sich aufbaut.

Oberstdorf im Allgäu, Sommer 1952.

Kurt Lange

FACULTÉ DES LETTRES ARCHÉOLOGIE DE BORDEAUX

AUF DER SPUR DES FRÜHMENSCHEN

Auf den Höhen Thebens hatte er seine Werkplätze, — zehntausende, hunderttausende von Jahren, bevor man die Pharaonen drunten in dem leblos starren, glühenden Felskessel zu Grabe trug. Im Urmorgenlicht der Menschheitsfrühe bereits lag sein Schatten auf diesem Gelände, streifte seine Sohle die Kiesel dieser jetzt öden Hügelkämme. Hier hockte er, den bergfeuchten Feuersteinknollen prüfend in der Hand wiegend oder mit kurzen, kundigen Hieben zurechthauend, — der Steinschläger der Vorzeithorde, der erste Werkmann.

Wie sah er aus? Wo hauste er? Begrub er bereits seine Toten — und wo begrub er sie? Welch Zeitraum liegt zwischen seinen Tagen und denen der eigentlich ägyptischen Kultur?

Geschichtliche Erkenntnis langt hier nicht zu. Nur der Geologe kann derlei Abstände schätzen.

Von allem, was der Mensch der Altsteinzeit droben am Rande des mächtigen Wasserbeckens trieb und schuf, das in Urzeit die Thebaïs ausgefüllt haben muß, sind uns nur die steinernen Zeugnisse seiner Handfertigkeit geblieben.

Sie freilich sprechen beredt genug.

Tief haben sich meiner Erinnerung die Erlebnisse jenes Tages eingeprägt, an dem ich im Gelände zum ersten Male auf diese Zeugnisse stieß. Der oberägyptische Januar verlieh der herben Landschaft den Schimmer jener unvergleichlichen Paradiesesfrische, deren jeder, der an ihr teilhaben durfte, hernach zeitlebens mit Sehnsucht und einer Art Heimweh gedenkt. Wir waren zeitig von Kurna aufgebrochen und ohne sonderliche Beschwerlichkeit die kieselübersäten Hänge hinaufgeklettert, über denen ein langer Hochrücken in der Bergspitze „el Qorn“ gipfelt, — jener imponierenden Naturpyramide, welche den Abschluß des Königsfriedhofes bildet. Gleich den Farben eines festlichen Fahnentuches standen das bleiche Rosiggelb der Wüstenhöhen, das Grün der Saaten drunten im Fruchtlande und das tiefdunkle Azurblau des Himmels gegeneinander.

Es war mir bekannt, daß Georg Schweinfurth, der große Forscher, im Auf und Ab dieser sogenannten „diluvialen Schotterterrassen“ umfangreiche Typensammlungen von Steinzeitgeräten zusammengebracht hatte, die er nach sorgfältiger Bestimmung freigebig an eine ganze Reihe von Museen verteilte. Deren Abteilungsleitern war angesichts dieser Gaben nie ganz wohl zumute gewesen, schienen doch die meisten der groben, unförmigen Fundstücke mit menschlichen Produkten kaum etwas gemein zu haben. Vor allem die kunstlosen, nur wenige, ganz nach Zufall aussehende Absplitterungen aufweisenden „Eolithen“ waren

Objekte des Zweifels, angesichts deren man kritischen Laienfragen gern auswich. In der Folge waren gleichartige Funde auch aus anderen Gegenden Ägyptens hinzugekommen; die Wissenschaft hatte mit fortschreitender Erkenntnis dem gelehrten Finder mehr und mehr Recht gegeben und sein thebanisches Fundgelände war der Fachwelt nachgerade zu einem sozusagen klassischen Begriff geworden. So streifte ich durchaus nicht unbefangen, sondern recht bedachtsam Umschau haltend, die erosionszerfurchten Hänge auf und ab, die unten den Ackerflächen lange kahle Sphinxpranken entgegenstreckten. Und stand dann doch überrascht und wie vom Donner gerührt, als mein Blick auf die erste unbezweifelbare Urkunde frühmenschlichen Daseins fiel.

Ein wirklicher Faustkeil — und was für einer!

Nur ein handgroßer Stein unter Steinen, tiefbraun wie all das Geröll ringsum, über das Jahrtausend um Jahrtausend gleichmütig Hitze und Kühle, Dürre und schwerer, öliger Taufall, Tag und Nacht dahingehen, — Zeiger der großen Weltenuhr, die ohne Aufhören kreisen...

Nur ein Stein — und doch eines der ältesten, ehrwürdigsten Denkmäler menschlicher Intelligenz.

Denn im Gegensatz zu den Kieseln und Gesteinsbrocken, die allenthalben den Boden bedeckten, war dieser Knollen gestaltet. Der Wille, der ihn einst zum Werkzeug umschuf, strahlte noch aus der entschiedenen, zweckgerechten Formgebung. In aller Beibehaltung der naturgegebenen Grundform sprach sich zugleich die Absicht aus, dem spröden Stoffe Verwendbarkeit abzugewinnen, Verwendbarkeit zum Eindringen, Spalten, Kratzen, Bohren, Zerteilen. Der rundliche Griffteil der ungefügen Mandel war unbearbeitet geblieben und wies noch die rauhe Steinhaut auf. Mit derben, aber zielbewußten Schlägen waren die Kanten beiderseits zurechtgestutzt, und nur zur Angriffsspitze hin saßen die Hiebe dichter, sie wirksam schärfend zu einem groben und gefährlichen Zahn.

Wie muß dieses in seiner Herkunft so rätselhafte Frühwesen von Menschengestalt, dies Halbtier der schweifenden Horde, aufgeatmet haben, als es seinem noch triebdumpfen Bewußtsein gelang, Kralle und Gebiß so wirksam zu verstärken! Nun durfte das Hirn in dem sich blähenden Schädeldach auf Kosten der Kiefer ohne sonderliche Risiken weiter wachsen: die Verteidigung gegen Raubtiere, wehrhaftes Großwild und Feinde aus dem eigenen Geschlechte war vielfältig gesteigert in die Macht der Faust gelegt.

Ich weiß, ich setzte mich damals bei meinem Funde nieder und sah mich um.

Im Blau kreisten große, aufmerksam nach etwas Kröpfbarem herabäugende Raubvögel, und hoch über ihnen schwang sich auf ihren ungeheuren Flügeln weißblendend die Sonne der Pharaonen durch den Raum. Ihre Glut bräunte und dörrte, aber sie quälte nicht, denn ein erfrischender Luftzug strich immer wieder über die kahle, von schmalen weißen Pfadspuren durchzogene Höhenwelt. Klar zeichneten sich in der Ferne inmitten der bebauten Fläche die Memnonskolosse ab, ein gelassen ostwärts thronendes Zwillingspaar. Unser „Haustempel“, der Totentempel des großen Ramses, bezeichnete als breit umfriedeter, gedrängter Säulenhaufen die Grenzlinie zwischen dem lebendigen Ackergrund und den gruftdurchsiebten Sandhängen der toten Wüste. Dann und wann meinte man, das Quietschen der auf den Feldern sich drehenden Göpelwerke und abgerissene Klangfetzen vom Gesang der Fellachenjungen zu hören, welche die Zugrinder zu beständiger Arbeitsleistung anzufeuern haben. Schimmernd breitete der mächtige Strom seine Schleifen in die weithingedehnte Thebaïs, jene glückliche und reichgesegnete Landschaft, die sich dem Eingeweihten als eine wahre Wiege der Menschheitsgesittung darstellt. Im Talschluß der Königsgräberschlucht bewegten sich die ersten farbigen Punkte: in Kraftwagen und anderen Fahrzeugen, zu Roß, zu Esel und zu Fuße schob sich wie alltäglich der Touristenschwarm heran, um unter der Führung pfiffiger Dragomane das Labyrinth der Unterweltgänge zu bestaunen.

Wieviel geheimnisvoller noch als die krausen Bilder dieser Stollen schien mir mein unscheinbarer Besitz.

Und dann ging es an ein methodisches Suchen. Ein Rundschaber mit unverkennbarer Randretuschierung fand sich hinzu, ein Kernstück mit umlaufenden Schlagspuren, ein derber Kratzer von dreieckiger Form und noch eine ganze Reihe von Feuersteinbrocken, deren Werkzeugcharakter zweifelhaft und doch nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen schien. Hier ging mir die Schwierigkeit des Bestimmens und die Last der Verantwortung auf, welche die Beschäftigung mit einer so vielfach der Klärung bedürftigen Materie dem Forscher auferlegt. Da lagen Werkzeuge sehr verschiedener Herstellungsweise und Formgebung beieinander, — Geräte, die nach der geltenden Anschauung verschiedenen Stufen der Menschheitsentwicklung, ja sogar verschiedenen Rassen angehören mußten. Dem zum Fäustel gehauenen groben Knollen gesellte sich der bearbeitete Abschlag mit Schlagbuckel und deutlichen Schlagwellen, und der Kernhobel, von dem ganz offensichtlich lange, messerartige Absplisse in bedachter Arbeit gewonnen worden waren. War all das, was sich nun als Oberflächenfund präsentierte, ehemals eingebacken in Schichten von natürlicher Abfolge; — ein Nacheinander, was jetzt als Nebeneinander vor den Blicken lag? Hatten Regengüsse und Verwitterung schon vor grauen Zeiten das alles zu brüderlichem Verein ans Licht gebracht, soweit es nicht überhaupt mit dem Schotter abrutschte und sich am Fuße der Hügel aufhäufte? Und wie kam es zu dieser Fülle an Hinterlassenschaft? Hatte der Urzeitmensch hier oben nicht nur seine Werkplätze, sondern bereits ganze Siedelungen? Weshalb gab er sie schließlich auf? Denn von der jüngeren Altsteinzeit, der kurzen Zwischensteinzeit und der eigentlichen Jungsteinzeit schweigen die fundgespickten Schotterterrassen, und es klafft eine ungeheure Lücke bis zum Anbruch der geschichtlichen Kultur in dieser Landschaft.

Ich geriet schließlich in einen wunderlichen Zustand von Suchbesessenheit. In der Befürchtung, aufschlußreichere Fundstücke zu übergehen, wandte ich jeden größeren Kiesel, jeden Knollen um, dessen Gestalt etwas Besonderes erhoffen

ließ. Es war eine Art Rausch, was mich überfiel, und nach langer beharrlicher Anspannung mußte ich das Unternehmen endlich erschöpft abbrechen. Der Blick verwirrte sich und sah allenthalben Arbeitsspuren in die Zufallsschäden und Hitzeabsprünge der einzelnen Kiesel hinein. Noch im Bett glitt hernach wie daheim nach erfolgreicher Pilzsuche das Gelände mit allen seinen Einzelheiten an den geschlossenen Augen vorüber . . .

Als ich an jenem Tage in der Abenddämmerung mit der nicht geringen Last meiner Funde gegen das Tal der Königinnen hin abstieg, warf der Zufall noch einen besonderen Trumpf ins Spiel. Im schon ungewissen Lichte trottete auf eines Steinwurfs Weite Gott Anubis des gleichen Weges, der schakalgestaltige Wächter der Wüstenfriedhöfe und Betreuer der Mumien. Es war das einzige Mal, daß ich ihm in seinem Wirkensbereiche leibhaftig begegnet bin. Die lange Schnauze spürend vorgestreckt, die großen, spitzen Lauscher aufgestellt, glich er mit seinen schlanken Läufen und den eingezogenen Flanken überraschend dem hieroglyphischen Abbilde, das in der Schrift der Alten den Richter bezeichnet. Das war nun ein gut pharaonenzeitlicher Abschluß meiner dem Frühmenschen geltenden Suche, und mir war, als würde ich mit dem unverhofften Anblick des Segens der Unterweltlichen teilhaftig, die man einst in die „ewigen Wohnungen“ dieses Totengebirges zu verklärter Fortdauer bettete.

Als der geschmeidige Totenhüter meiner ansichtig wurde, huschte er weit ausgreifend wie ein Schatten vor mir die Böschung hinunter und verschwand bei einer kleinen Gruppe von Felstrümmern, als sei er in den Boden versunken.

Es gelang mir nicht, sein Versteck ausfindig zu machen. Geisterhaft war er in eine Welt eingegangen, deren Geheimnisse er freilich wie kein anderer kennen mußte.

Als sich in den Ansiedelungen der einzelnen Gräberberge herumgesprochen hatte, daß die neuen Gäste des Forscherhauses auf Urzeitwerkzeug erpicht seien, begab sich etwas Sonderbares. Wir wurden Opfer eines Zustroms von Material, wie wir ihn nicht einmal im Traume für möglich gehalten hätten. Bereits am frühen Morgen begann es. Traten wir — das Jam-Aroma noch in der Kehle — tatenfroh und geschwellt von Daseinsgefühl in das schon blendende Licht hinaus, so trafen wir noch im Torbau auf eine malerisch gekleidete dunkelhäutige Gesellschaft, die sogleich wie von Skorpionen gestochen auffuhr. In einer Wolke von Knoblauchgeruch und noch anderen, schwer zu ergründenden Düften streckten sich uns runzlige Pfoten entgegen mit Tüchern, Bündeln, Säcken voller Feuersteingeräte aller Formen und Farbabstufungen. Zunächst waren wir froh betroffen von so viel tatkräftigem Verständnis für unser Interesse. Es entging uns noch, daß ein halbes englisches oder ägyptisches Pfund ein recht hoher Preis für eine Faustspitze oder einen Kernhobel ist, wenn man ihn an braune Amateurhändler mitten im Fundgebiet zahlt. Es fanden sich berückend schöne Exemplare, — viel schönere, bezeichnendere, als jene, die wir selber aufgelesen hatten.

Wir wählten die vollkommensten aus, entrichteten das Kaufgeld nicht ohne ein wenig zu feilschen — um nicht für dumm gehalten zu werden, versteht sich — und wären jedesmal am liebsten gleich wieder ins Haus gegangen, um alle Feinheiten der Schlagführung und Dengelung aufzuspüren und ausgiebig zu diskutieren. Das Freie draußen lockte kaum noch und die Bestände schwollen in dem Maße, in dem der verfügbare Kassenbestand sich verringerte. Und er verringerte sich rasch, denn die Qualitäten überboten einander schier, und in der Verkäuflichkeit liegt an und für sich eine große Versuchung. Niemand von uns hatte mit einer so großen Zahl unterschiedlicher Werkzeugtypen gerechnet. Konnte, durfte man solche auslassen, die noch nicht in unseren Sammlungen vertreten waren? Gerade die aufregendsten? Um schnöden Mammons willen?

Das Angebot wuchs zur Überflutung, die Besuche entwickelten sich zur Belagerung. Es war ein Jammer, wie die herrlichen Artefakte, unverständig in die Beutel geschüttet und im Tanzschritt beteuernd hin und her geschwungen, einander beschädigten. Vor der Ausgangstür gaben sich die geschäftstüchtigsten Dorfbewohner der ganzen Umgegend, die kundigen Thebaner von Schêch Abd el Kurna, Dirâ Abu n-Naga, Asasif und Kurnet Murai ein Stelldichein, das manchmal turbulent zu werden drohte, wenn Konkurrenten aneinander gerieten. Wir wagten uns nur noch mit Widerstreben hinaus und befürchteten Pest und Ungeziefer. War es einem von uns gelungen, glücklich das Freie zu gewinnen, so war er damit den Attacken der Verkaufswütigen keineswegs entronnen. Hinter Felsbrocken hervor, aus verfallenen Grabeingängen, hinter Schlammziegelwänden und den Quadersetzungen zeitzernagter Ruinen streckten sich ihm hagere Arme und geballte Fäuste entgegen, erbarmungslos Steingeräte feilbietend. Mumienhafte Greise, in unbeschreibliche Lumpen gehüllt und scheinbar teilnahmslos am Wege kauernd, entfalteten beim Herannahen unserer Esel wahrhaft dämonischen Erwerbssinn. Unablässig scholl in unsere überreizten Ohren der mückenhaft singende Tonfall der Kinder, die ihre paläolithischen Warenlager ausboten. Dieses furchtbare Gebirge schien uns mit seiner Last an Urzeitrelikten erdrücken zu wollen.

Schließlich wurden wir rabiat, sofern wir nicht die Flucht ergriffen. Die Flüche Arabiens — und es gibt deren sehr sublime — verfehlten erfahrungsgemäß ihren Zweck. Wir verfügten wohl noch nicht über die rechten Feinheiten der Betonung und die dazugehörige unbeschreiblich nonchalante Geste. So boten wir unbeteiligten Blickes für wahre Kapitalobjekte nur noch Piaster. Mit geheuchelter Interesselosigkeit gingen wir achselzuckend an den schönsten Fäusteln und Spitzen vorüber. Oft genug blutete im geheimen das Herz, und ich wünschte wohl, daß mir jemand dieses oder jenes Musterbeispiel urzeitlicher Steinschlägerfertigkeit noch einmal anböte. Sich abkehren und gelassen einen Schandpreis murmeln hilft letztlich fast immer im orientalischen Handelsleben. Ganz allmählich fiel die Temperatur dieses aufreibenden Verkehrs. Endlich erklärten wir kategorisch, vorgeschichtliche Steingeräte künftig weder suchen noch kaufen zu

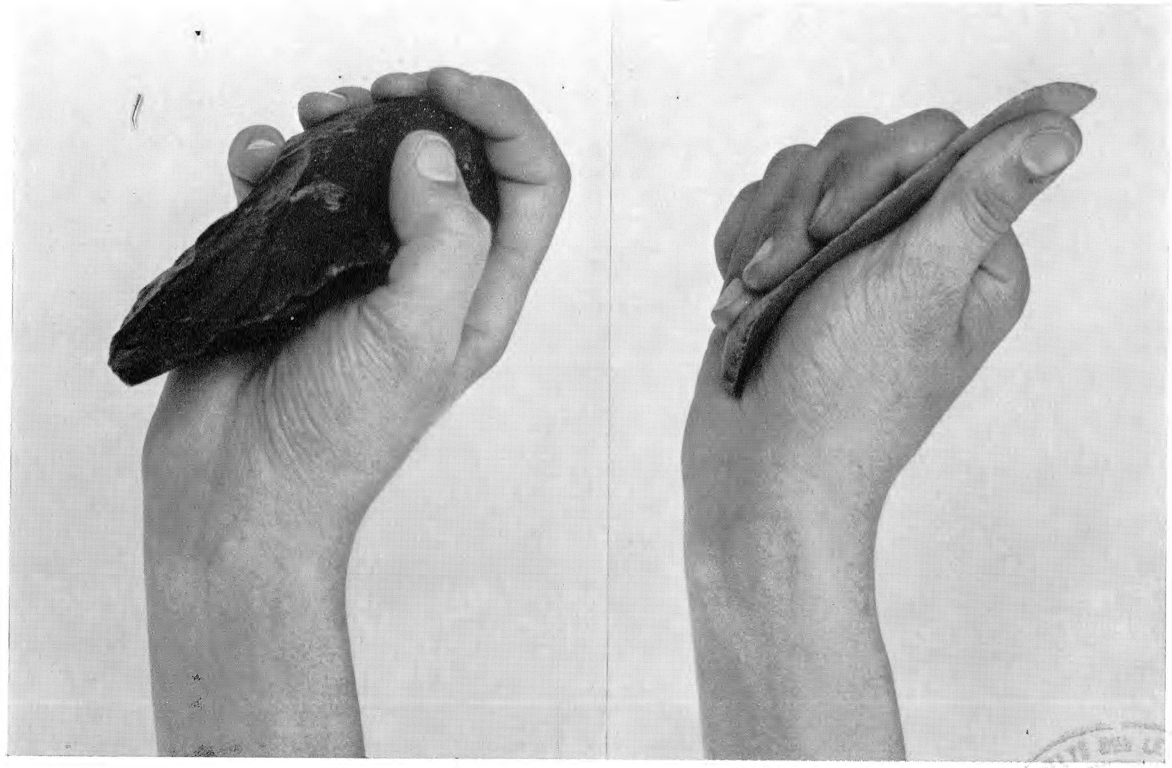
wollen, „imschi, jalla!“, — nicht einmal geschenkt würden wir sie fürder nehmen. Das Angebot ging zurück; der Geschäftsgeist beschränkte sich auf ein gelegentliches Schwenken von Prunkstücken aus gehöriger Entfernung. Den Ton gab wieder das unausrottbare Bakschîsch-Gewimmer der lieben Jugend auf den Dorfwegen zwischen den großen Sehenswürdigkeiten an.

Nun konnten wir uns in den ersten Nachmittagsstunden, wo man klüglich die Vorhänge vorzieht und Ruhe hält, und an den Abenden mit Sammlung dem Studium unserer steinernen Habe widmen.

Viel zu denken gab uns anfangs schon die sonderbare, ganz und gar nicht feuersteinmäßige Farbe unserer Artefakte. Alle Stufen von Braun waren vertreten, vom milden Ocker über flammende Sienatöne und ein prächtig sattes Schokoladenbraun bis in ein düsteres Braunschwarz hinein, das wie ein gleichmäßig aufgetragener Überzug wirkte. Diese überaus dünne Patina — als „Wüstenpatina“ bekannt und vielfach beschrieben — besticht das Auge zugleich mit einer Hochglanzpolitur, welche der einer frisch aus der Hülle gesprungenen Kastanie nicht nachsteht. Nur da, wo noch Steinhaut haftet, unterbrechen sie mißfarben helle, stumpfe Flecke. Man hat die blanke, spiegelnd glatte Verfärbung treffend mit „Wüstenlack“ bezeichnet. Sie scheint nur auf extrem niederschlagsarmem, vegetationslosen Boden aufzutreten und ist lediglich Oberflächenfundstücken eigen, die sehr lange äußeren Witterungseinflüssen ausgesetzt gewesen sind. Wahrscheinlich bildet sie sich äußerst langsam, und zwar nicht nur auf Kieseln, sondern auch auf anderem Hartgestein: die bizarren, strudelverschliffenen Granitklippen bei Aswân gleißen im gleichen tiefen Schokoladebraun. Wie kommt die auffällige Erscheinung zustande? Es ist an die Möglichkeit einer besonderen Einwirkung des in dieser Zone reichlich fallenden Taus gedacht worden. Wahrscheinlich liegen hier Vorgänge chemischer Natur zugrunde, die sich in der Hauptsache auf die Wechselbeziehungen zwischen Kalk und Kieselsäure zurückführen lassen. Es kann sich um äußerst geringe Beeinflussungen handeln, die sich im Verlaufe der Jahrhunderte und Jahrtausende summieren. Überhaupt lassen sich nach fachmännischer Ansicht bestimmte Regeln nicht ableiten. Einzelne Gesteinssorten scheinen eher auszubleichen, während die anderen beständig dunkler werden. Die in den Schotterterrassen von Kurna festgebackenen, Wettereinflüssen nicht ausgesetzt gewesenen Geräte sind von lichter, grauweißlicher Färbung und damit von den oben auf den Höhen ausgebreiteten sicher zu unterscheiden.

Dieses schöne, das Malerauge entzückende Farbenspiel in herben, leuchtenden oder tiefsatten Brauntönen brachte uns auch dahin, in die Echtheit der von der einheimischen Bevölkerung so massenhaft angebotenen Objekte keine Zweifel zu setzen.

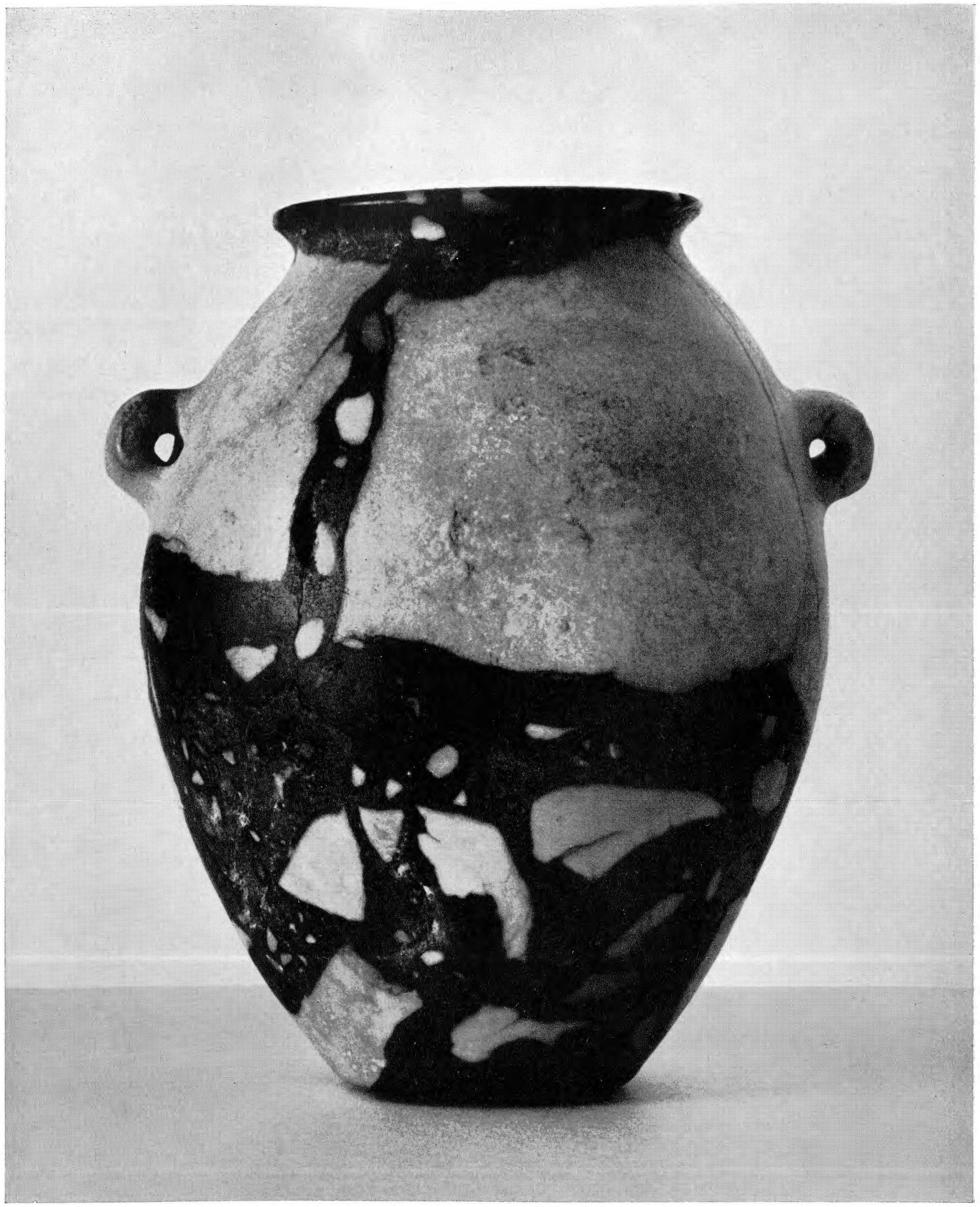
Denn eine Zeitlang neigten wir im stillen zu der Überzeugung, die tagsüber so beredt angepriesene Ware sei in den Vortagen an verschwiegenen Orten und





1/2 Das Standardwerkzeug der frühen Altsteinzeit, der Faustkeil (links), lag als ein recht klobiges Gerät in der Hand des thebanischen Urmenschen. Demgegenüber schmiegt sich der Klingenschaber der Jungsteinzeit (rechts) wie Maßarbeit an Daumen und Handballen.

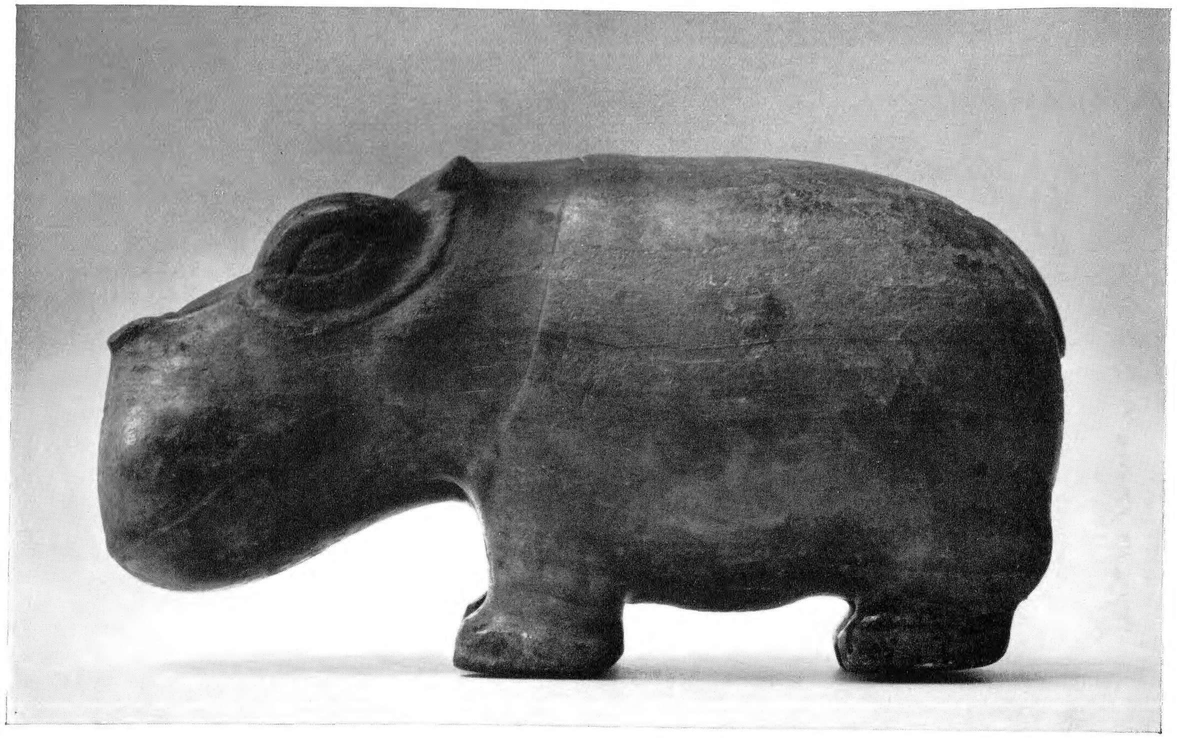
3 Eine Überraschung, wie sie nur der ägyptische Sandboden bereiten kann: Die wohlerhaltene Totenmahlzeit eines Hofmannes der 2. Dynastie (um 2700 v. Chr.) in seinem Grabe bei Sakkara.

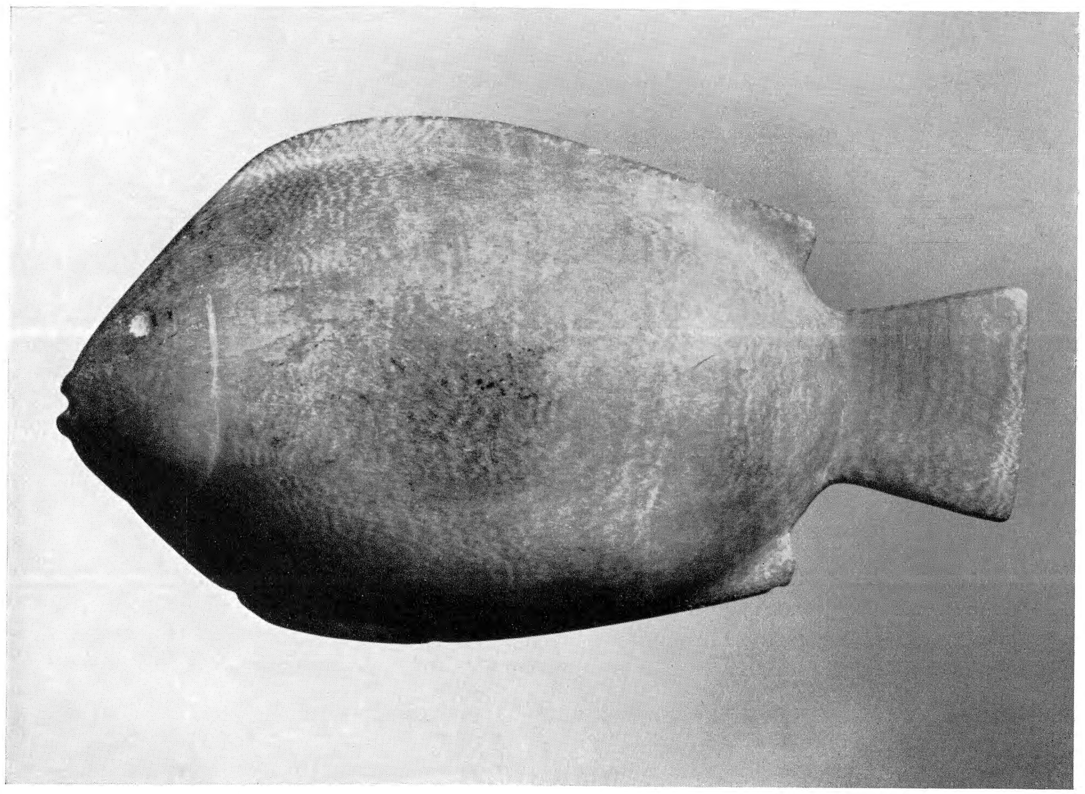


4 Das spätvorgeschichtliche Steingefäß Ägyptens ist von einer auf Erden sonst nirgendwo überbotenen Materialschönheit und Formvollendung.



5 Besonderes Interesse erregen seit ihrem Bekanntwerden die figürlichen Darstellungen auf tönernen Grabkrügen der ausgehenden Vorzeit.





6 Ein Meisterwerk aus den Frühtagen ägyptischer Kulturentfaltung: Nilpferd aus Alabaster, wohl als Jagdwild dem Toten mitgegeben.
7 Alabasterne Salbschale frühgeschichtlicher Zeit in Gestalt eines Nilfisches.

Pharaonen 2

nach allen Regeln der Kunst eigens für unseren Bedarf hergestellt. Wir wußten ja von manchen berüchtigten Fälschungen, die — an bekannte europäische Fundstätten geschmuggelt — die Geister gehörig verwirrt hatten. Konnte sich hier, im klassischen Land der Steinbearbeitung, am Ende die uralte Praxis erhalten haben?

Aber da blieb die herrliche Patina als augenfälliges Zeugnis. An Schadensstellen älteren oder neuesten Datums fehlte sie. Die Bruchflächen zeigten einen abweichenden, entsprechend helleren Ton, der den Schaden störend verriet. Wir sagten uns, daß unsere gewiegten Lieferanten im Besitze des Geheimnisses, Wüstenlack zu erzeugen, solche Teile wohl der Gesamtfarbe angeglichen haben würden, wenn — sie es könnten. Künstlich läßt sich solche Glanzpatina wahrscheinlich sehr schwer herstellen — und bei der seltenen Nachfrage und dem relativ geringen Erlös hätte sich eine langdauernde, womöglich umständliche Behandlung selbst bei fellachischen Lebensansprüchen gewiß kaum rentiert.

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß die altsteinzeitlichen Gerättypen Ägyptens mit den europäischen völlig übereinstimmen. Erst im jüngeren Paläolithikum entwickeln sich in Nordafrika Spezialitäten. Die urmenschliche Frühkultur verteilte sich auffällig gleichmäßig über sehr weite Räume. Ihr Leitstück ist der Faustkeil — und er ist ein überaus betrachtenswertes, noch immer recht geheimnisvolles Gebilde. Ihm voraus ging der lange umstrittene „Eolith“ mit den rohen Werkspuren der ersten Menschheitsmorgenröte und der noch ganz auf die gegebene Naturform gestellte Rollkiesel mit der durch beiderseitige grobe Teilbearbeitung gewonnenen „Schneidekante“. Diese Schneidekante ist ja überhaupt die erste technische Erfindung des Menschengeschlechtes in der Behandlung des Steins. Es scheint nach Leakeys und Recks innerafrikanischen Fundergebnissen so, als habe sich von dieser gebogenen ältesten Angriffskante, welche urmenschliche Intelligenz dem Flußgeröllstück abgewann, die Doppelkante des Faustkeils hergeleitet. Am Oldoway-Seeufer zuerst plump und in ungefährer Umrißgebung aus Lava und Quarzit geformt, entwickelte er sich dann allenthalben in wunderbarer Stetigkeit zu jenem Standardprodukt, das in seiner schließlichen Formvollendung ein Kapitel in der Geschichte der Menschheitsentwicklung bezeichnet. Im Chell-Typus — so genannt nach dem klassischen Fundort Chelles östlich von Paris —, dem ein primitiveres „Prä-Chell“ vorangeht, ist er meist länglich spitz; die Abschläge zu beiden Seiten der Keilkanten sind noch so groß und ungleichmäßig, daß die hervorgerufenen Schneiden ganz unregelmäßig verlaufen, während am breitrunden Ende, das die Faust umklammerte, die Zurichtung fast ganz fehlt, so daß oft genug die ursprüngliche Steinhaut erhalten ist. Dieser Typ lag uns in sehr kennzeichnenden Fundstücken vor Augen. Seltener begegnete in Theben die darauffolgende sogenannte Acheul-Klasse, bezeichnet nach der Vorkommensstätte St. Acheul, einer Vorstadt von Amiens. Für ihre Vertreter ist eine mehr mandelförmige Gestalt und sorgfältigere Bearbeitung charakteristisch. Es wird bewußter auf die Erzielung der bestimmten Form mit gerade verlaufenden Kanten und scharfen Schneiden geachtet. Der Feuersteinknollen ist aus diesem

Grunde allseitig beschlagen und zu harmonisch wirkender, gleichmäßiger Wölbung gebracht. Unsere einschlägigen Exemplare hatten mehr Übergangscharakter; es fehlte die letzte Vollendung der französischen Beispiele.

Ist es nicht begreiflich, daß gerade die Fäustel unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen? In ihrer schlichten, majestätischen Wucht schieden sie sich wie schwer zugängliche alte Aristokraten von den leichten und gefälligeren, vielgestaltigen Absspliß-Erzeugnissen des nachfolgenden Moustérien, die bereits geschäftige, ja geradezu industrielle Betriebsamkeit verrieten.

Hinzu kommt, daß das Rätsel des Faustkeils, der doch so massenhaft in allen Sammlungen selbst der bescheidensten Provinz vertreten ist, alle Rätsel der Sphinxe und Pyramiden beschämt.

Steinkeile völlig übereinstimmender Art, Größe und Arbeit sind nun aus ganz Afrika, Asien und einem Hauptteil Europas bekannt. Als wahres Pflaster liegen sie auf den Sohlen innerafrikanischer Gräben, in gleicher Beschaffenheit wittern sie aus den Schichthorizonten chinesischer Abhänge heraus, liegen sie in den Urhöhlen Palästinas und im vorsintflutlichen Grunde Südmesopotamiens, treten sie in Belgien und Frankreich ans Licht. Was für menschheitskundliche Probleme stecken in der Tatsache dieser ungeheuren Verbreitung, dieser Entsprechung, dieser urweltlichen Übereinkunft! Mit Recht fragt Hans Reck, der den Oldoway-Menschen barg: „Hat überall auf der Welt das Erwachen menschlichen Verstandes ungefähr gleichzeitig einen gleichartigen Formenausdruck gefunden, oder haben Handel und Wanderzüge schon in der Frühzeit des Diluviums für Verbreitung einer Erfindung über Kontinente hinweg sorgen können? Dunkle Rätsel liegen heute noch über diesen Erstkulturen, bei denen die Wissenschaft noch nicht viel weiter als bis zur Fragestellung gekommen ist . . .“

Dunkle Rätsel. Wer wird sie eines Tages lösen?

Für das stellenweise geradezu unbegreiflich massenhafte Vorkommen von Faustspitzen und verwandten Gebrauchsformen bietet Reck übrigens auf Grund von eigenen Erfahrungen eine recht einleuchtende Erklärung. Wir hatten uns manches Mal die Frage vorgelegt, was die alten Bewohner der thebanischen Höhenwelt wohl veranlaßt habe, Werkzeugvorräte anzulegen, die in alle Ewigkeit reichen mußten. Auch bei Annahme ganzer Siedlungen in der lockenden Wassernähe und verhältnismäßiger Bevölkerungsdichte — also konstanten und sehr reichlichen Jagdwildvorkommens — ließen sich vernünftige Gründe für einen so abnormen Bedarf nicht recht finden. So ein Faustkeil war ja doch schließlich ein solides Werkzeug, mit dem sich eine ganze Weile wirtschaften ließ. Nun gerieten Leakey und Reck — durch am Hang auswitternde Quarzitwerkzeuge auf die Spur gebracht — im Verlaufe ihrer Oldoway-Untersuchungen an eine aufschlußreiche Fundstelle nahe einem Fabrik- und Lagerplatz des Altpaläolithikums. Den spitzen, feinränderig-symmetrischen Keilen lagen gewaltige Knochen beigesellt: Skelett-Teile eines ausgewachsenen fossilen Flußpferdes, zwischen denen rund ein Dutzend Fäustel im Boden steckten, zeugten von einem diluvialen Festmahl. Gewiß tagelang hatte die Horde sich an den Fleischmassen des verendeten Dickhäuters satt gegessen. Einleuchtend vermutet der Forscher, daß die Gesellschaft ihr Besteck aus dem sich anbietenden Quarzitmaterial des nahegelegenen Inselberges rasch und geschickt zurechtgeschlagen und nach abgeschlossenem Mahle an Ort und Stelle einfach liegengelassen habe. Sollte man sich — taschenlos, wie man doch wohl war — mit den immerhin gewichtigen Geräten beständig belasten? „Es war viel einfacher für sie, sich bei nächster Gelegenheit ein paar neue Keile zu schlagen, als die alten immer mit herumzuschleppen. Nur aus solch stetem Wechsel des Werkzeugs erklärt sich die Unzahl der Geräte, die auf den meisten bekanntgewordenen Fundstätten der Frühmenschheit den Forscher immer wieder in Erstaunen setzt.“

Womöglich war das Steinwerkzeugschlagen des Frühmenschen allgemeiner, notwendiger und sozusagen natürlicher Zeitvertreib. Keim aller Kunst, die hernach mannigfach die Mußestunden ausfüllte. Er hatte neben Jagd und Liebe sonst nicht viel zu tun. Ursprüngliche Triebe sind rasch befriedigt — und der Tag ist lang. Zeitung, Post, Beruf, Buchlektüre, Radio und Kino haben uns vergessen lassen, wie lang er sein kann.

Wer wissen will, wie die Jungsteinzeit die Kunst der Feuersteinbearbeitung dann zu letzter Vollendung gebracht hat, der sehe zu, daß er in einer einschlägigen Sammlung Pfeilspitzen, Lanzenblätter, Bohrer und Schabklingen vom Rande der mittelägyptischen Oase Faijum ausfindig macht oder gar eines der berühmten großen Flachmesser von Abusir el-Melek ansichtig wird. Besser noch, er wäre in die Lage versetzt, die einstige Nordküste des gewaltigen Seebeckens zu begehen, das die Faijumsenke vor Jahrtausenden nahezu ausgefüllt hat und dessen Rest heute unter dem Namen „Birket Karûn“ zu Vogeljagd, Fischfang und Bootsfahrt einlädt. Hier könnte er die in Theben verlorene Spur des Frühmenschen wieder aufnehmen, der uns zeitlich nun bereits recht nahe gerückt erscheint, aber wohl noch nicht zur Metallverwendung vorgeschritten war. In der Gegend der späteren Stadt Dimê, deren Tempelruinen von einer unverächtlichen Blüte noch in Ptolemäertagen zeugen, hatte er seine Jagd- und Siedelungsplätze. Wir dürfen ihn uns schon im Genuß einer verhältnismäßig reichen materiellen Kultur denken. Einfache Töpfe mit Ansätzen zu Verzierung und Steinbeile mit geschliffener Schneide bezeugen die veränderte Daseinsstufe. Noch werden Jagd und Fischzug eine große Rolle gespielt haben, aber es spricht doch auch für eine gewisse Seßhaftigkeit, daß man Rinder, Schafe und Ziegen zog und — wie die in Holzsicheln eingesetzt gewesenen Feuersteinzähne verraten — bereits den Acker bebaute. Seton-Karr und Miß Caton Tompson haben uns auf Grund ihrer eingehenden Untersuchungen über die Lebensweise dieser Bevölkerung in vielem belehrt.

Stellenweise lassen sich Werkplätze nachweisen, an denen Fertigprodukte und Feuersteinabfälle so reichlich herumliegen, als sei der Verfertiger eben erst von

seinem Sitze aufgestanden. Da und dort ist die Wüstenschale gespickt mit gestielten oder lediglich in zwei scharfe Widerhaken auslaufenden, zum Eingeklemmtwerden in einen gespaltenen Schaft bestimmten Pfeilspitzen erlesenster Feinarbeit. Man muß selber Versuche unternommen haben, Feuersteinsplitter in Kleinwerkzeug von bestimmter Gestalt umzuformen, um eine Leistung, wie sie damals an der Tagesordnung gewesen zu sein scheint, ganz würdigen zu können. Kulturmensch unserer Zeit, Herr der Welt des zwanzigsten Jahrhunderts: nimm dir einmal ein Kieselbruchstück vom Erdboden auf und fang an! Klaube einen Feuersteinknollen noch bergfeucht aus Kalkbett oder Kreide und sieh zu, was sich damit machen läßt! Da hilft auch Dr. Leakeys, des aus der Kenyakolonie gebürtigen passionierten britischen Archäologen und Frühmenschenforschers, in vielen praktischen Experimenten erworbene Erfahrung nichts, daß weder Stein, noch trockenes Holz, sondern lediglich der frisch gebrochene grüne Zweig in seiner Verbindung von Festigkeit und Elastizität die richtigen Abschläge gewährleistet. Die Faijumanwohner sind es wohl auch gewesen, die das unerhörte Kunststück fertiggebracht haben, aus Feuerstein umrißtreue Jagdtiergestalten herauszudengeln.

Wir haben verlernt, mit dem Stein zu verkehren. Wir verstehen seine Sprache nicht mehr. Dem Ägypter des Altertums war sie noch vertraut — bis ans Ende seiner großen Kultur. Erst mit seinem Götterglauben ging das Verständnis für ihre Eigenart verloren.

Die ganze Leistungskraft dieser reifen Kunstfertigkeit eines vergangenen Volkstums ging mir auf, als der etwas wunderliche grauköpfige Antiquitätenhändler der Provinzhauptstadt Medinet el-Faijum eine Kiste voll Kleingerät schönster Arbeit und Farbe vor mich hinstellte. In viel zu großer Eile schüttete ich den Inhalt auf den Fußboden und suchte mir das Köstlichste davon aus. Hätte ich damals nur herzhafter zugegriffen! In vielen weitausgedehnten Spürgängen mochte das reiche Material zusammengebracht sein, — Spürgängen, wie sie nur der Einheimische zu unternehmen versteht. Der Schatz galt dem Händler offenbar gering.

Sein geschäftlicher Ehrgeiz gehörte den pseudo-pharaonischen Holzfiguren, die ihm wohl von erwerbstüchtigen griechischen Berufsfälschern zugespielt worden waren und deren Fragwürdigkeit er selbst nicht zu erkennen schien.

Die ältesten im Niltal aufgedeckten Friedhöfe gehören — von gewissen noch rein jungsteinzeitlichen Siedlungen mit Hausbestattung abgesehen — bereits der Stein-Kupfer-Zeit an. Mancherlei Gerät ist schon aus dem weichen, roten Metall verfertigt und dem Toten ins Grab mitgegeben.

Weder von den Altsteinzeitlern Thebens noch von den Faijumleuten, die ihre Pfeile so massenhaft auf das Getier des Seeufers verschossen, sind — soweit mir bekannt ist — Bestattungen aufgefunden worden, so eifrig man sich auch nach ihnen umgesehen hat.

Das gehört mit zu den Rätseln jener Kulturen, — Rätseln, die noch der Lösung harren.

An die Faustkeilkultur knüpft sich für uns der Begriff der Neandertalrasse, des Homo primigenius. In den asiatischen Schädeln von Java und Peking möchte man Vorstufen des Neandertalers sehen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Menschengeschlecht seine Urheimat in Asien hatte, von dort nach Afrika gelangte, dessen Boden sehr urtümliche Reste geliefert hat, und zusammen mit den Tieren seiner Gesellschaft sich in Wärmezeiten nach Europa ausbreitete.

Als Träger der verfeinerten Abschlag- und Klingenkultur, der neben dem allmählich zurücktretenden Feuerstein gewiß viele andere Stoffe verwendete, gilt der Aurignac-Mensch, der erste Homo sapiens. Einer wesensanderen Rasse zugehörig, ist er ohne Frage der Urvater des heutigen Europäers, diesem im Bau bereits auffällig ähnlich, und an Gaben dem Neandertaler — den die letzte Eiszeit vertrieben oder gar vernichtet zu haben scheint — weit überlegen.

Stehen diese beiden, so verschieden veranlagten Rassen auch hinter den entsprechenden ägyptischen Steinwerkzeugen?

Auf einem frühgeschichtlichen Grabungsfelde nahe Kairo hat sich neben der einheimischen die nordische Rechteckbauweise — wenn man so will, der „Megaronhaus"-Typ — nachweisen lassen. Blauäugig werden die nordafrikanischen Libyer, die wesentlich Einfluß auf die Herausbildung der eigentlichen ägyptischen Kultur gehabt zu haben scheinen, geschildert; helläugig und blond wird schon eine Prinzessin der vierten Dynastie im ägyptischen Grabbilde dargestellt.

Altsteinzeitliche und frühjungsteinzeitliche Skelette aus ägyptischem Boden könnten in vieler Hinsicht Auskunft geben.

Sie sind noch zu finden.

Zwei durch Siedlungsreste und Gräberfelder gut faßbare steinkupferzeitliche Kulturen Ägyptens — an zumindest einer Fundstelle deutlich über eine ältere, die „Badâri-Kultur", geschichtet — ragen durch Fülle und Eigenart der Hinterlassenschaft hervor. Nach dem zuerst aufschlußreichsten Fundorte sind sie als erste und zweite Negade-Kultur bekannt geworden. Die erste mit großgeformten, noch etwas derben Basaltgefäßen, rotpolierter, durch Schmauchen im offenen Aschenfeuer bewußt ganz oder randentlang geschwärzter Tonware, der sich eine geometrisch oder figürlich weißbemalte gesellt, und kleinplastischen Ansätzen in verschiedenen Stoffen, hat ihren Heimatboden im südlichen Oberägypten und in Nubien. Sie zeigt ausgesprochen afrikanischen Zusammenhang. Ihre Leitwaffe ist als „Tellerkeule" zu einer fürchterlich wirksamen Spezialität entwickelt: die scharfe Kante der in der Mitte durchbohrten, mit einem Holzstock verbundenen Granitscheibe durchschlägt schon bei geringem Kraftaufwand Schädel und Knochen, wo sie auch auftrifft. Elefanten- und Flußpferdhauer werden zu mannigfachen Schnitzereien verwendet. Die zweite Negadekultur hatte wohl Zentren

in Mittelägypten, überdeckte das Land im ganzen aber doch schon recht einheitlich; ihr Typenschatz fließt zwanglos in den der frühdynastischen Epoche über. Ihr Charakteristikum sind hellbraun überfangene, braunrot mit Zickzacklinien, Einzelspiralen, Rechtecken, Dreiecken und ganzen Bildszenen bemalte Tonkrüge. Auf den am reichsten dekorierten sieht man Schiffe mit hochstehendem Heck und Bug, Decksaufbauten, die von Gausymbolen überragt werden, Segelbeigaben und sonderbarem Zierat, über denen in freier Verteilung stilisierte Frauengestalten mit nach oben gekrümmten Armen und recht naturalistisch aufgefaßte Tiere — Antilopen und Stelzvögel — angebracht sind. Querschneidige Feuerstein-Pfeilspitzen und birnförmige Keulenköpfe zeugen von verändertem Brauch. Die Kleinplastik scheint zurückzutreten, während die Steingefäßfabrikation zu voller Blüte gelangt ist.

Nun können wir wirklich vor die Toten treten.

Es ist ein wahres Wunder, wie erstaunlich sie sich im trockenen, salzigen Sandboden ihrer Friedhöfe erhalten haben, diese „Leichen ältester Zeit", bestattet zwischen 5000 und 3000 v. Chr.

Vollkommen kenntlich und mit ihrer wohlgedörrten Haut keineswegs unerfreulich anzusehen, sind sie mitsamt ihrem Zubehör unversehrt sogar bis in die Museen gelangt. Da sie noch nicht in der später üblichen Weise ausgeweidet, balsamiert und mit Binden umwickelt sind, kann man sie nicht gut als Mumien bezeichnen.

Es sind vielmehr Trockenleichen.

Sie weisen sich als mittelgroße, feingliederige, schlichthaarige Menschen von offenbar hellbrauner Körperfarbe aus. Anfänglich in Ziegenfelle oder Matten gewickelt, sind sie später vereinzelt schon in Leinengewebe gehüllt. Mit angezogenen Knieen, die Hände dem Kinn genähert, liegen sie im Grabe fast immer auf der linken Seite mit dem Kopfe nach Süden, den Blick also nach Westen gerichtet. Das Grab der ersten Negadekultur ist eine flache, runde Grube; bezeichnend ist die Beisetzung mehrerer Leichen in einem Grabe und die Mitbestattung von Hunden. Die zweite Negadekultur formt ihre Gräber länglicher und beginnt sie mit Ziegeln auszumauern. Mit dem Brauch, den zähen Nilschlamm zu rechtwinkligen Bauziegeln zu schneiden, bahnt sich ein überaus folgenreicher Fortschritt an. Durch eine Schwelle wird innen jetzt nicht selten ein Raum für Beigaben abgeteilt. Gegen Verschüttung schützt man den Grabraum durch Mattenlagen, die man auf einen eingezogenen Holzrost bettet.

Man hat in die Hockerlage früher viel hineingefabelt.

Sie ist wohl sicher nicht von der Embryonallage und damit vom Gedanken einer regelrechten Wiedergeburt in das Jenseits bestimmt.

Vielmehr ist es die gewöhnliche Kauerlage der Schlafenden in der oft empfindlich kühlen ägyptischen Nacht. Mit angezogenen Knieen ruht es sich wärmer. Und das Grab, mühsam mit Tonscherben ausgehoben, braucht nicht gar so groß zu sein.

Die Rechte hält in der Regel die schieferne Schminkreibetafel. Auch beigegebene Schminktöpfe und Salbgefäße mit gestielten Löffeln zur Entnahme sorgen dafür, daß der Bestattete beim Erwachen an die gewohnte Körperpflege gehen kann.

In großen Tonkrügen ist für Speise und Trank gesorgt.

Was unter den mannigfachen Beigaben das Auge indessen am meisten anzieht, sind die mitgegebenen Steingefäße und Messer von wunderbarer, auf Erden so nirgendwo wieder vorkommender Feinheit der Materialwahl und Arbeit. Lange, an Rücken und Schneide sorgsam gedengelte Feuersteinklingen sind vom Kernstück so raffiniert heruntergeschlagen, daß sie sich wie nach Maß zurechtgeschliffen an Daumen und Daumenwurzel der Rechten fügen: ideale Fellschaber und Fischschupper! Unbegreiflicher noch ist die Herstellungsweise der großen Flachmesser aus importiertem nordischen Plattenfeuerstein. Sie sind für normale Beanspruchung zu dünn und wohl überhaupt einzig zu dem Zwecke hergestellt worden, als Prunkstücke den Toten zu dienen. Zu zarten, höchst dekorativ wirkenden Reihen ordnen sich über die gesamte Messeroberfläche hin die muschelig aufeinander folgenden Schlagspuren.

Die schlichte Großartigkeit der Steingefäße krönt die Leistung.

Alles ist auf einmal in ältesten Beispielen da: Krug, Napf, Becher, Teller, Schale, Schüssel, Bowle, Pokal ... Und alles das ist in vollendetem, unüberbietbaren Formenadel, in schönsten farbigen Hartgesteinen ausgeführt, wie sie später nur noch ganz ausnahmsweise begegnen. Sie müssen mit viel Mühe weither aus den Gebirgszügen der Ostwüste nahe dem Roten Meere geholt worden sein. Im Querschnitt mit seltenen Ausnahmen in jeder Höhe kreisrund, verschmähen diese Gefäße bis auf ein paar Schnurösen oder eine in Hochrelief nachgebildete Umschnürung gewöhnlich jeden plastischen Sonderschmuck. Sie wollen lediglich durch den eindringlichen, anfangs noch beutelig weich fließenden, späterhin mehr und mehr sich straffenden Umriß, die manchmal metallisch scharfen Formabsätze an Lippe und Fuß und durch die Musterung der feinfarbigen Gemenge wirken.

Andersfarbige Schichten werden absichtvoll zum Schmuck des Oberrandes oder Bodens ausgewertet. Bräunliche Alabasteradern läßt man gern als Horizontalbänder den Gefäßkörper umfangen. Bei Verwendung von Breccia ziehen sich manchmal ganze Purpurgirlanden über die Wände der Töpfe hin. Wem drängt sich bei Betrachtung der herrlich geäderten Alabasterschalen der Frühzeit nicht die Überzeugung auf, hier habe geschulter, ja erlesener Geschmack dem Naturornament bewußt wählend nachgespürt?

Mit welchen Angriffsmitteln ging man den oft extrem harten Stein an? Womit höhlte man die bauchigen Töpfe aus, deren Innenwand eng aufeinanderfolgende konzentrische Rillen zeigt? Wir kennen das Instrument, dessen man sich beim Ausbohren von Steingefäßen bediente, gut genug: eine steinbeschwerte Kurbelstange, in deren gegabelten Unterteil man einen konischen Bohrerkopf

klemmte. Er kann nur von mineralischer Beschaffenheit gewesen sein. Kupfer ist viel zu weich, um Granit, Diorit und harten metamorphischen Schiefer damit zu bearbeiten. Anderes Metall kommt nicht in Betracht. Angefeuchteter Schmirgelsand wird bei der langwierigen Arbeit mitgeholfen haben.

Ein Basaltgefäßtyp der ersten Negadekultur hat einen kleinen, fast dekadent anmutenden Fuß. Er setzt eine absolut wagerechte Tischplatte oder etwas ähnliches voraus. War sie zu finden in den Mattenhütten dieser Halbzivilisierten, die gewohnt waren, dem Flußpferde mit der Harpune, dem Löwen mit Pfeil und Bogen zuleibe zu gehen? Blanke Abnutzungsspuren an den Schnurdurchzügen beweisen, daß man diese bauchigen, schweren Gefäße auch an Schnüren getragen und gewiß Generationen hindurch verwendet hat. Schaukelten sie an den Flanken von Tragtieren? Weshalb mutete man sich zur Aufbewahrung relativ kleiner Mengen irgend welcher Substanzen überhaupt eine solche Last zu, da man sich der schönen, hartgebrannten Tonware hätte bedienen können?

Sicher ist, daß alle diese Vor- und Frühzeitgefäße — in einer Vitrine zur Schau gestellt — jeder modernen Häuslichkeit zur höchsten Zierde gereichen.

In einem Grabe der zweiten Dynastie hat der britische Archäologe Walter Emery zu Sakkâra auf Tellern und in Schüsseln so vollendeter Art aufgetischt noch das gesamte Totenmahl an seinem Platze gefunden: Wachteln, Tauben, Fisch, Rinderrippen, Gemüse, Früchte, Kuchen und dreieckige Brotlaibe.

Dieser höchst verblüffende Fund von 1938 führt bereits in die frühgeschichtliche Epoche und auf jenes gewaltige Totenfeld der Nordhauptstadt Memphis, auf dem in der Folgezeit die Königspyramiden emporwachsen sollten.

DIE PYRAMIDEN REDEN

Gewaltige Gemeinschaftsleistungen der Menschheit, deren Aufwand im umgekehrten Verhältnis zu dem praktischen Zwecke steht, dem sie dienen, üben einen besonderen Anreiz auf die Phantasie aus. Das trifft in höchstem Grade auf die altägyptischen Pyramiden zu.

Sinn und Bedeutung dieser kristallstreng gestalteten Riesenbauten, die bereits dem Altertum als Weltwunder galten und als Wahrzeichen des Wunderlandes am Nil bereits viereinhalb Jahrtausende hindurch vom hohen Wüstensockel zwischen Kairo und der Oase Faijum auf das ewige Stromtal herabblicken, haben die Grübler aller Folgezeit beschäftigt. Zumal rationalistisch gerichteten Epochen haben sie Rätsel über Rätsel aufgegeben. Was konnte wohl Hunderttausende veranlassen, eine kaum auszudenkende Summe an Arbeitskraft auf die Errichtung so kolossaler Herrschergräber zu verwenden? Allein ihre Unterbringung und Versorgung bedingt ein Ausmaß an Organisation, das in Anbetracht der damaligen Verhältnisse nur schwer vorstellbar ist. Diese Massen von Bauern, Viehhaltern und Handwerkern, die ihre Körperkräfte in den Dienst einer wahrhaft gigantischen Aufgabe zu stellen hatten, müssen einen Staat im Staate gebildet haben. Auch wenn man in Rechnung zieht, daß alljährlich zur Zeit der periodischen Nilüberschwemmung erhebliche Volkskräfte verfügbar waren, bleibt das Zustandekommen der ungeheuren Werke für uns ein kaum zu bewältigendes Problem. Diese Volkskräfte mußten gegliedert, gelenkt, nach einem großen Plane sinnvoll angesetzt werden. Ein wahres Heer von Aufsehern war dazu erforderlich, und jeder einzelne von ihnen muß mit der architektonischen Aufgabe in gewissem Umfange vertraut gewesen sein. Und das alles, um in einem schlichten Steinsarge inmitten einer verhältnismäßig kleinen Kammer schließlich einmal den verstorbenen Herrscher zu bestatten?

Hier setzte immer wieder die Spekulation ein.

Nahm er so kostbare Schätze mit, daß der Hort zu seiner Sicherung eines so ungeheuren, massiven Schutzmantels bedurfte?

Wir wissen, daß dies keineswegs der Fall gewesen ist.

Was beispielsweise aus den imponierenden Monumentalgräbern der höchsten Staatsbeamten, die sich um die Königspyramiden gruppieren, an Beigaben auf uns gekommen ist, mutet auffällig bescheiden an. Der gewaltig schlichten, jugendkräftig schöpferischen Geistigkeit jener Tage lag es fern, mit Prunk zu protzen.

War des Pharao Ruhmsucht so groß, daß er zu ihrer Sättigung als ein grau-

samer Despot Kraft und Leben zahlloser Gepreßter verbrauchte? Der Gedanke liegt nahe.

Erlagen hier ganze Bevölkerungen oder Tausende von wehrlos ausgebeuteten Kriegsgefangenen der Erschöpfung, der Sonnenglut und den Geißelhieben erbarmungsloser Fronvögte?

So stellte man sich das im klassischen Altertum vor. „Zuvörderst hätte er alle Tempel verschlossen und sie vom Opfer abgehalten; sodann hätte er befohlen, daß alle Ägypter ihm Frondienste leisteten", ließ sich der Vater der Geschichtschreibung, Herodotos, um die Mitte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts an Ort und Stelle von ägyptischen Fremdenführern über den Pyramidenkönig Cheops berichten. Jene Spätzeit verstand die Bildkraft urmächtiger Glaubensimpulse nicht mehr und konnte derlei Wunderleistung nur als die Frucht tyrannischer Willkür deuten.

Und so kann man es vielfach noch heute lesen und hören. Vor mir liegt eine jener illustrierten Zeitschriften, die dem flüchtigen Anregungs- und Ablenkungsbedürfnis Rechnung tragen. Unter wirkungsvollen Rekonstruktionswiedergaben der Pyramidenbauetappen steht schwarz auf weiß:

„Vom Nil herauf wälzt sich der Strom der Sklaven, der Äthiopier, Nubier, Ägypter, hellhäutiger und schwarzer Gestalten. Sie riechen nach schlechtem Öl, nach Schweiß, Zwiebeln und Knoblauch. Die Peitschen der Aufseher sausen unaufhörlich auf die nackten Rücken, Stricke schneiden tief in die Schultern. Zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre lang opfert der Pharao Hekatomben von Menschen, er ruiniert die Volkskraft, verschuldet Kinder und Kindeskinder. Es ist ein Leben unter Blut, Tränen und Schweiß, das nur für ein Ziel eingesetzt wird: den Körper eines Einzigen, des Pharaos, für alle Ewigkeit zu erhalten . . ."

Gewiß, Werke so ungeheurer Art entstehen nicht ohne Härte und ohne die schwere, aufreibende Mühsal Ungezählter.

Aber so barbarisch ging es nicht zu, kann es nicht zugegangen sein.

Die besten Kenner der Quellen stimmen darin überein, daß der Stand der Ethik in der Pyramidenzeit ein überaus hoher war. „Auffällig tritt das liebevolle Verhalten gegenüber der Familie und den Untergebenen hervor, und ebenso das Mitleid mit den Armen und Unterdrückten" bekundet einer der erfahrensten Sachverständigen, Hermann Junker. Die Könige haben in Gerichtsentscheidungen Beweise erstaunlich humanen, rechtlich-objektiven Denkens hinterlassen. Nirgendwo finden sich Unterlagen für die Behauptung, daß eine ausgebildete Sklavenwirtschaft in antikem Sinne bestanden habe — ganz abgesehen von der Tatsache, daß der antike Sklave in der Regel nicht entfernt so schlecht gestellt war wie der — moderne, und wohl sehr unzufrieden gewesen wäre, wenn man ihn plötzlich aus dem gewohnten Verhältnis gelöst hätte. Kriegszüge, die eine so gewaltige Zahl von Gefangenen hätten erbringen können, wurden damals nicht geführt. Eine einfache Überlegung führt übrigens zu der Erkenntnis, daß Kriegszüge mit all ihren schweren Auswirkungen auf das Volk

solche — den Großteil der nationalen Leistungskraft beanspruchende — Riesenunternehmen ausgeschlossen hätten.

Und ferner: die Quadersteine der langen Gänge und Hallen im Inneren der Pyramiden und der ihnen vorgelagerten Kulttempel, die mächtigen Blöcke der Ummantelung sind auf so meisterliche Art versetzt und aufeinandergepaßt, sind so bedacht behauen und geglättet, daß Erschöpfte und Gequälte eine Werkarbeit von solcher Qualität an dem schweren, widerstrebenden Material niemals hätten leisten können. Mit Recht betont schon der arabische Schriftsteller Abd-el-latîf, daß man in die Fugen der herrlichen Kalksteinquaderwände der großen Halle im Inneren der Cheopspyramide weder eine Nadel, noch ein Haar zu schieben vermöge. Die Granitquadern im unfertig gebliebenen Pyramidentempel des Mykerinos zeigen noch die umlaufend vorspringenden Randwulste, die einem Beschädigen der Kanten beim Transport und Versetzen vorbeugen und schließlich beseitigt werden sollten. Läßt solche Leistung der Steinmetzkunst sich brutal erzwingen? Spricht sie nicht von Umsicht, willig betätigter Sorgfalt? Nein, diese beispiellose Arbeit zeugt von Eifer, von freiem, ehrgeizigen Wollen, — ja von einer geradezu religiösen Hingabe.

So mußte das Volk der Pyramidenerbauer mit diesem Aufwand wohl zugleich noch etwas Bedeutsameres im Sinne gehabt haben.

Kannten am Ende diese natursichtigen Frühmenschen kosmische Grundgeheimnisse, die sie mit den Mitteln der Baukunst auszudrücken gedachten? Es lag nahe, tiefsinnige Urmaßkenntnisse in die Riesendreicke mit ihren Millionen brusthoher Quadern hineinzudeuten.

Eine wahre Zahlenmystik begann sich um die Wunderbauten zu ranken. An ihrer regelstarren Geometrie entfaltete sich eine mathematische Spekulation, welche schließlich die alten Ägypter als ernstliche Konkurrenten der großen neuzeitlichen Physiker, ja sogar Astronomen erscheinen ließ. Man wußte sie im Besitz von naturwissenschaftlichen Einsichten, welche die Erkenntnisse unserer forschungsstolzen Tage noch überboten. Immer wieder gibt es Leute, die sich allen Ernstes imstande glauben, einem das rechnerisch zu beweisen. Vergeblich warnte die Fachwissenschaft vor solchem müßigen Hineinspintisieren moderner Denkergebnisse in die ehrwürdigen Zeugnisse der Menschheitsfrühe, deren Wunder sehr viel anderer Natur sind. „Laßt doch solchen Schwindel" rief unmutig drastisch Ludwig Borchardt, der Vermesser und hervorragende Kenner der Pyramiden aus, ja, er ist in einer eigenen Schrift dagegen aufgetreten. Der Fachägyptologe kennt ja den Gesittungszustand des Pyramidenmenschen aus vielen sicheren Zeugnissen, er hat die Angaben der umliegenden Gräber von Pyramidenpriestern jener Zeit studiert und weiß, was man ihm zutrauen und was man ihm nie und nimmer zuschreiben darf, wenn man den Tatsachen Rechnung tragen will.

Aber es scheint so, als rette sich das dem sonst so aufklärungs- und fortschrittstolzen Abendländer im Innersten der Seele verbliebene mystische Verlangen

immer wieder mit besonderer Vorliebe zu den Denkmälern Alt-Ägyptens. Der Mythos vom tötenden Grabfluch des Pharao, von der unvergänglichen Keimkraft des „Mumienweizens" und von der kosmischen Gültigkeit der Pyramidenmaße scheint ganz unausrottbar.

Der Geist will fabulieren...

Dabei gibt es Pyramidenwände, deren Inschriften den Eingeweihten den wahren Sachverhalt erzählen.

Ja, sie erlauben sogar, den gesamten Verlauf der Beisetzung und der sie begleitenden rituellen Zeremonien zu rekonstruieren. Sie lassen bis ins einzelne am Kultus teilhaben, der die magische Wiederbelebung und Verklärung des vergöttlichten Herrschers zu bewirken hatte. Wir wissen aus ihrer Abfolge, wo man die Statuen des Verewigten niederzusetzen, wo man Steingefäße zu zerschlagen, wohin man die Opfergaben zu legen hatte. Man meint, aus ihnen die Stimmen der amtierenden Priester zu vernehmen: den feierlichen Anruf, der dem Aufgebahrten gilt, und die eindringliche, ins Suggestive gesteigerte Beschwörung.

So überraschend dies für manchen klingen mag: die Pyramiden sprechen wirklich, und wir könnten ihre Sprache verstehen. Freilich sind es nicht die berühmten Riesenpyramiden von Gise aus den Tagen der leistungsgewaltigen vierten Dynastie, die sich uns mitteilen. Ihre Kammern und Tempelmauern sind stumm. Einzig in den Entlastungshohlräumen über der Sargkammer der Cheopspyramide hat sich der Name ihres Erbauers — „Chnum-chufu", „Der Gott Chnum beschützt mich" — gefunden. Aber einzelne ihrer sehr verfallenen, bescheideneren Nachfolgerinnen offenbaren sich dafür um so eindringlicher. Was in jenen nur durch Rezitation und Handlung vollzogen wurde, ist in den jüngeren Grabmälern zugleich aufgezeichnet und damit für uns bewahrt. Es handelt sich um die Pyramiden der Könige Unas, Teti, Pepi und Mernerê, welche um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends regierten und der fünften und sechsten Dynastie angehören. Immer sind es Spätzeiten, die zu solchen Mitteln der Konservierung altersgeheiligten Brauchtums greifen. Auch jene Phase des Alten Reiches blickt zurück, zurück auf eine große, sich ausrundende Vergangenheit. Der große alte Ordnungsstaat, in dem sich die gesellschaftliche Organisation der Steinzeit erhöht und vollendet hatte, wurde allmählich brüchig. Die Planung hatte nicht mehr wie vordem den Mut zum Gigantischen, Himmelstürmenden, aber die Künste trieben damals eine Überfülle der schönsten Blüten.

Die Grabbauten dieser Könige verteilen sich über den weitgedehnten Wüstenfriedhof der alten Nordhauptstadt Memphis. Sie, die „Waage der Länder", von Pharao Menes zur Botmäßighaltung der feindlich widerstrebenden Deltabevölkerung gegründet, war die Stätte des Schöpfergottes Ptah, der zugleich Schutzpatron der Künste war. Unsere wichtigste Kenntnisquelle ist die älteste Pyramide der Reihe, die des Unas, — heute ein formloser Hügel.

Zahlreiche scharfeingeschnittene, mit blauem Farbteig ausgefüllte Bildschriftzeichen überziehen die Wände ihrer Kammern, deren eine den mächtigen Königssarg birgt.

Als ich — die Augen noch vom grellen Licht der Wüstensonne geblendet — nach dem Hinablassen durch die einst vom Pflaster bedeckte unscheinbare Zugangsöffnung sie zum ersten Male erblickte, war ich von der Frische ihrer Wirkung überrascht und ergriffen.

Die Zeit schien ihre Macht eingebüßt zu haben. Man hätte meinen können, im Gang noch die Schritte der sich entfernenden Totenpriester zu hören, noch etwas vom Dufte des „großen Rauches" zu spüren...

Feierlich breiteten sich über die dachförmig gewinkelten Steinbalkenflächen der als Nachthimmel gedachten Decke Reihen fünfstrahliger, einst leuchtend bemalter Sterne.

Diese Ritualtexte gehören, seit sie in der 1881 eröffneten Pyramide entdeckt wurden, zu den wertvollsten geistesgeschichtlichen Urkunden der Menschheitsfrühe. Handelt es sich doch um die ältesten religiösen Spruchfolgen, die wir überhaupt haben! Da im Totendienste das Brauchtum sich durch lange Zeiträume hin verhältnismäßig ungestört zu behaupten pflegt, mögen die ältesten dieser Sprüche auf die Tage König Djosers zurückführen, in denen die ersten künstlerisch durchgebildeten Steinbauten entstanden und die ersten uns historisch faßbaren bahnbrechenden Geistestaten verrichtet worden sind. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß sie noch ursprünglicheres Vorstellungsgut — Reflexe des Urzeitfühlens — bewahren.

Sie bezeugen einen hohen und schon komplizierten Stand der religiösen Begriffsbildung.

Um einen überragenden Allgott gruppieren sich bereits zahlreiche männlich und weiblich gedachte, auch zu Familien zusammengeschlossene Gottheiten und niedere Geister. Daneben fehlt es nicht an für uns oft schwer deutbaren dämonischen Wesen eigenen Charakters, die auf ihre Weise angesprochen werden wollen. Der Tote selbst dauert in mannigfachen Wesenskräften fort, die des Dienstes und der Fürsorge durch seine Hinterbliebenen oder die eigens bestellten Totenpriester bedürfen. Wir vermögen die Art dieser Kräfte, aus denen sich nach ägyptischer Auffassung das Ich zusammensetzt, nicht sicher zu bestimmen.

Da ist der Ka, die unsterbliche, aber an den Leib oder doch zumindest an den Bestand der Totenstatue und des Namens gebundene individuelle Lebenskraft. Dann der Ba oder Bai, der mit unserem Begriff „Seele" weitgehend zusammenfallen mag und geflügelt gedacht ist. Ferner der geheimnisvolle Ach, den wir als Verklärungsseele bezeichnen, und noch andere Wesensbestandteile der Menschennatur von bestimmter, persönlicher Färbung. Sie alle sind in den Pyramidensprüchen dem Wechselspiel der göttlichen oder dämonischen Kräfte gegenübergestellt, mit denen sie sich auseinanderzusetzen haben, um Ewigkeit zu erlangen. Im Versuch, Urfurcht und Toderfahren zu bewältigen, tritt der ewige Mensch auf den Plan — und sogleich zeigt er sich jenseits aller Zeit-, Rassen- und Gesit-

tungsschranken als ein Geschöpf wie du und ich: trotzig und verzagt in einem, listenreich und hilflos zugleich.

Eines hat er vor dem heutigen voraus — und das gibt seiner Aussage das packende Gepräge: die ungedämmte, elementare Wucht der Gefühle, die von der Denkerziehung noch nicht gezähmt und bewältigt sind. Es erinnert an die gewaltigsten Sätze der Ilias und der Odyssee, der Edda und des Nibelungenliedes, wenn das Übermaß dieser Gefühle seine Satzbilder zu mächtigen Visionen verdichtet.

Die Sprüche sind — wie dies nicht anders zu erwarten ist — größtenteils magischer Natur. Aus verschiedenen Ritualen zusammengeflossen, gelten sie dem abgeschiedenen Gottkönig, für den sie Auferstehung, Versorgung mit allem Nötigen, Himmelfahrt, Eroberung des Jenseits, Rechtfertigung vor der Gottheit und Verklärung im Totenreich am Himmel erwirken. Mit suggestiver Kraft bedrängen sie das Schicksal. Mehr als siebenhundert an Zahl, stammen sie nicht nur aus verschiedenen Zeiten, sondern auch aus verschiedenen Gegenden. Manche lassen erkennen, daß sie überhaupt nicht für Tote, andere, daß sie für Privatleute bestimmt gewesen sind. Einzelne sind dem Krönungsritual, andere den Rezitationsfolgen der Tempel entnommen. Viele haben eine tendenziöse Bearbeitung erfahren, welche die alten Patrone der Toten — den Sonnengott und Selbstbegatter Rê-Atum, den Erdgott Geb und die Himmelsgöttin Nut — durch deren neuen Herrn und Beschützer Osiris und dessen Kreis ersetzt.

Ihr Wortlaut in seiner Bildkraft rührt auch den modernen Sinn vielfach so unmittelbar an, daß man Zeuge der Aufbahrung und Beisetzung zu sein meint und den Tonfall der Anrufung zu vernehmen glaubt.

Ergreifend klingt die Beschwörung auf, die den toten Pharao zu höherem Dasein erwecken soll:

„Erhebe dich, König Unas da! Nimm dir deinen Kopf, sammle dir deine Knochen, raff deine Glieder zusammen, schüttle die Erde von deinem Fleisch! Empfange dein Brot, das nicht schimmeln kann, dein Bier, das nicht sauer werden kann! Gerste ist dir gedroschen, Spelt ist dir gemäht worden. Erhebe dich, König Unas da! Du sollst nicht gestorben sein!"

Einen breiten Raum nehmen die Sprüche ein, die mit faszinierender Eindringlichkeit die Himmelfahrt des Verewigten künden:

„Nicht schläft er fortab in seinem Grabe so, daß seine Knochen zerfielen! Seine Gebrechen sind getilgt; König Unas ist auf dem Wege zum Himmel. Als Reiher ist er himmelwärts geflogen gleich einer Wolke. Er hat den Himmel geküßt als Falke. Er hat den Himmel erreicht wie ein Heuschreckenschwarm, der die Sonne verfinstert. Er steigt auf dem Rauche des großen Duftes auf. Er fliegt als Vogel und läßt sich nieder auf einem leeren Sitze im Schiffe des Sonnengottes. Er rudert im Himmel in deinem Schiffe, er stakt in deinem Schiffe, o Sonnengott! Wenn du aus dem Horizonte hervorgehst, so ist er — mit seinem Stabe in der Hand — der Pilot deines Schiffes, o Sonnengott! O Sonnen-Allgott, König Unas kommt zu dir, — ein unvergänglicher Geist! Dein Sohn kommt zu dir, damit ihr gemeinsam den Himmelsweg durchschreitet — vereint in der Finsternis — und aufgehet am Horizonte, wo es euch gefällt. O Sonnen-Allgott, dein Sohn kommt zu dir; laß ihn zu dir aufsteigen, schließ ihn in deine Arme, — dein leiblicher Sohn ist er ewiglich!"

Aus dem eigentlichen Begräbnisritual werden Sprüche stammen, die der Totenreinigung und dem Neugebrauch der einzelnen Glieder gelten:

„O König, die Horosdiener reinigen dich, sie baden dich, sie trocknen dich ab, sie sagen für dich den Spruch vom rechten Wege und sagen für dich den Spruch vom Aufstieg. Du hast dein Herz, Osiris, du hast deine Füße, Osiris, du hast deinen Arm, Osiris! So wahr Osiris lebt, wird auch er leben, so wahr Osiris nicht gestorben ist, wird auch er nicht sterben, so wahr Osiris nicht vernichtet ist, wird auch er nicht vernichtet werden. Der eine Arm deines Lebensgeistes ist vor dir, der andere Arm deines Lebensgeistes ist hinter dir! Der eine Fuß deines Lebensgeistes ist vor dir, der andere Fuß deines Lebensgeistes ist hinter dir! Du steigst zum Himel auf, du entfernst dich von der Erde . . ."

Erschütternd mischt sich zuweilen ein Klang von Furcht vor dem ungewissen Dunkel und die in ihm drohenden Prüfungen und Gefahren in den Rhythmus der Beschwörung:

„Kommt ihm zu Hilfe! Kommt ihm zu Hilfe! Der Abscheu des Königs Unas ist es, in der Finsternis zu wandeln, ohne daß er sieht. König Unas bringt die Wahrhaftigkeit, die in seinem Besitz ist. Nicht wird König Unas eurer Feuersglut überantwortet werden, ihr Götter! O mein Vater! Mein Vater in der Finsternis! Mein Vater All-Gott in der Finsternis! Hole mich an deine Seite, damit ich — zum Stern geworden — dir ein Lichtchen anzünde und dich hüte!"

Denn groß ist die Einsamkeit und der Schauer der Verlassenheit auf dem langen Wege zu den Sternbildern und dem Himmelsfährmann, und wie tiefes Bangen klingt es herauf:

„König Unas ist auf dem Wege zum Himmel, — mit dem Winde, mit dem Winde . . ."

Wie Geisterhauch — anschwellend und ungewiß verschwebend — rührt es ans Herz.

An den Wänden im Innern der Unaspyramide schiebt sich dann aber in die brauchbewährte Ritualsammlung eine Spruchfolge, in deren Maßlosigkeit sich wohl jenes ungezügelte Emporkömmlingstum äußert, das schließlich den Thron gefährden und die erste große soziale Revolution heraufbeschwören sollte, von der wir wissen. Aus ihr spricht der prähistorische Mensch, der ja ringsum in ursprünglicher Lebensweise fortdauerte und sich dem verfeinerten Bewohner der Residenz gegenüber schließlich als der Stärkere erwies. Mit ihrem wilden Feuer drücken diese Sprüche noch etwas von jenem barbarischen Lebensgefühl aus, das mit den

einzelnen Körperteilen des erlegten Gegners sich zugleich dessen hervorragende Eigenschaften einzuverleiben meint. In die Ausgeglichenheit der geläufigen Spruchzusammenstellung drängt sich die Gewalt. Der starke Herzschlag großer Häuptlinge der Urtage klopft aus der Unbändigkeit solcher Sätze:

„O ihr Götter des Südens, Nordens, Ostens und Westens! Ehrt den König Unas, ehrt und fürchtet ihn zugleich! Seine Stirnschlange würde euch verbrennen, wenn ihr euch ihm hindernd in den Weg stellen solltet! Er erobert den Himmel und zerspaltet sein Erz. Die Götter erschrecken vor ihm; er bemächtigt sich in ihrer Gegenwart seines himmlischen Sitzes. Er *nimmt* sich den Entscheid; man bringt ihm die Ewigkeit, man stellt die Einsicht ihm zur Seite. Jauchzet ihm, er hat den Horizont *erobert!*

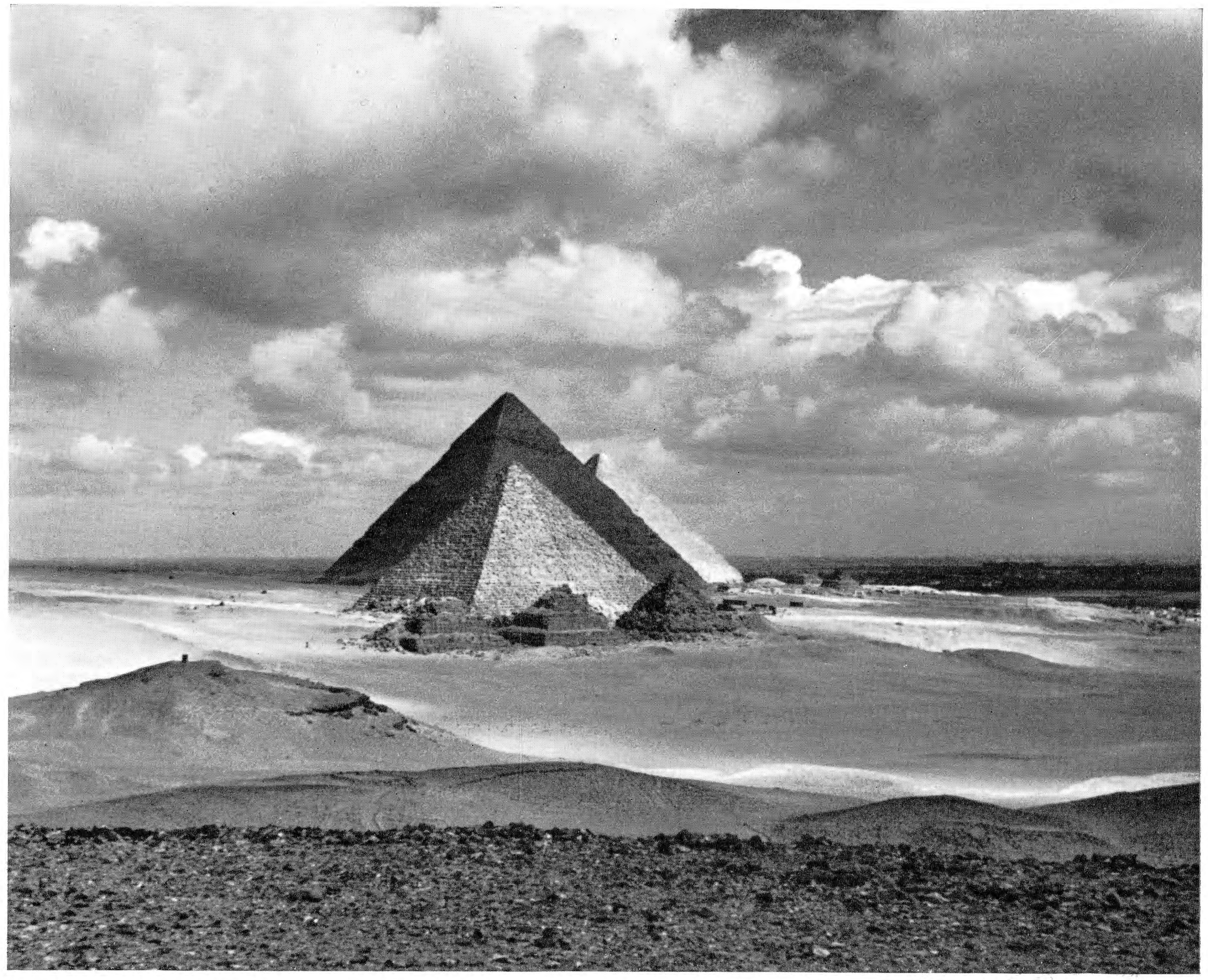
Der Himmel ist wolkenschwer, die Sterne sind verfinstert, das Himmelsgewölbe erbebt, die Knochen des Erdgottes erzittern, die Bewegungen stocken, nachdem sie König Unas gesehen haben, glänzend und machtvoll als der Gott, der von seinen Vätern lebt und von seinen Müttern ißt. König Unas ist einer, der wohlversehen ist, der sich die Geister einverleibt hat. Wer von ihm gefunden wird auf seinem Wege, den verschlingt er Stück für Stück. Er hat die Rückenwirbel seiner Opfer für das Einstechen berechnet, er hat die Herzen der Götter genommen. König Unas nährt sich von den Götterlungen, die Weisheit enthalten. Nie werden seine Würden von ihm genommen werden, da er die Kräfte jedes Gottes verschluckt hat."

Mit fühllos scheinender Sachlichkeit wird der Hergang des Abschlachtens ausgemalt:

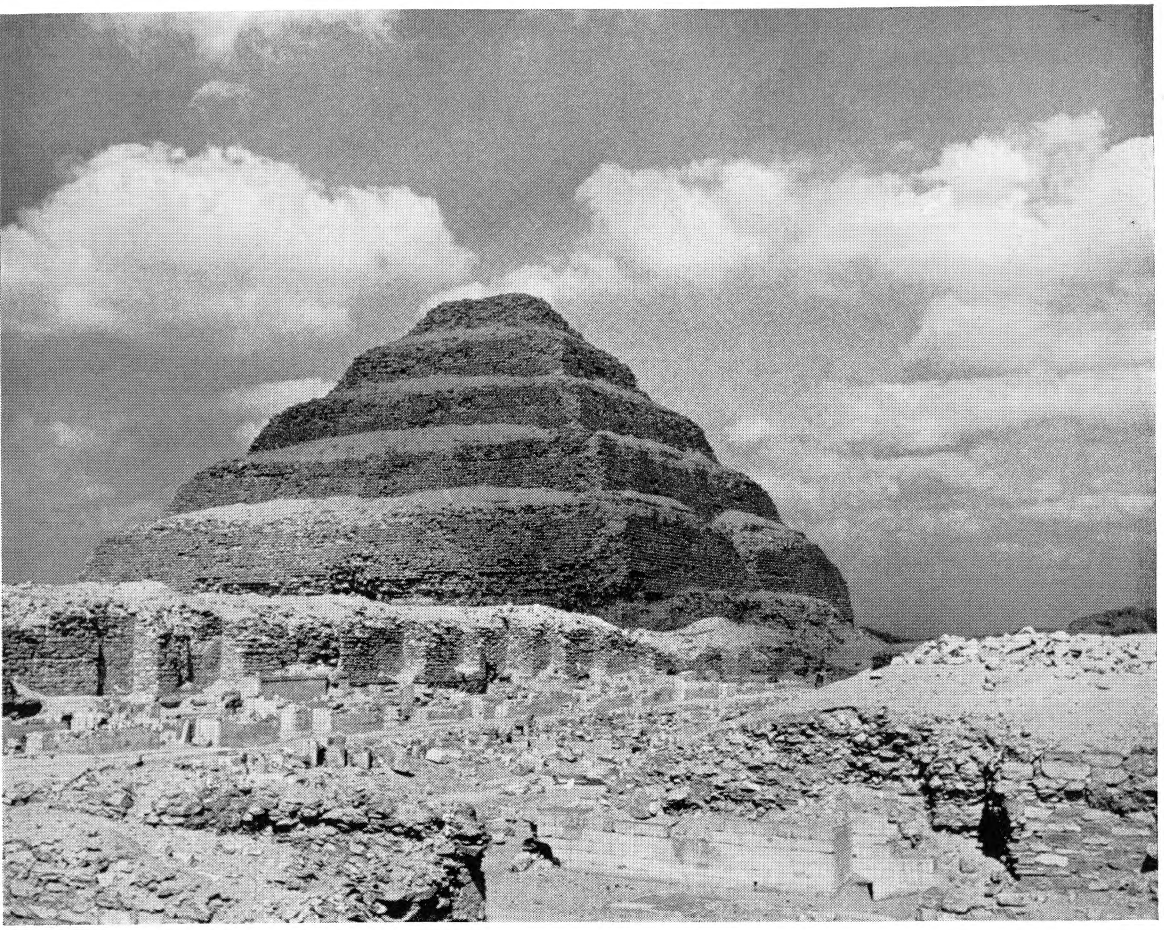
„König Unas ist einer, der Menschen ißt und von Göttern lebt, der über Boten verfügt und Befehle erteilt. Der „Scheitelfasser" fängt sie für ihn ein, die Schlange „mit erhobenem Kopf" hütet sie und bewacht sie für ihn, „der auf dem Blutrot ist" (Heri-terut) fesselt sie für ihn, Chonsu, der die Herren schlachtet, schneidet ihnen die Kehle für König Unas ab und nimmt ihre Eingeweide heraus. Der Keltergott zerlegt sie für den König Unas und kocht von ihnen eine Mahlzeit in seinen Abend-Herdstellen.

König Unas ist es, der ihre Zauberkräfte ißt und ihre Verklärungsseelen schluckt. Die Großen von ihnen sind für sein Frühmahl da, die Mittleren von ihnen für sein Abendessen und die Kleinen von ihnen für sein Nachtmahl. Ihre Greise und Greisinnen sind für seine Feuerung bestimmt. Die Sterne vom Nordhimmel legen ihm das Feuer an die Kessel mit den Schenkeln ihrer Ältesten. Die Himmelsbewohner bedienen den König Unas, wenn ihm die Kochherde zusammengestellt werden von den Füßen ihrer Weiber ..."

Der tote Pharao *verdient* sich hier nicht den Himmel, er *erobert* ihn und verschlingt mit den Göttern und Dämonen zugleich deren überlegenen Zauber. Denn daß diesem Götterverzehren im Grunde eine übertragene Bedeutung innewohnt, geht aus den Sätzen wie: „Er hat die rote Krone gegessen, er hat die papyrusfarbige Krone verschluckt" deutlich hervor.

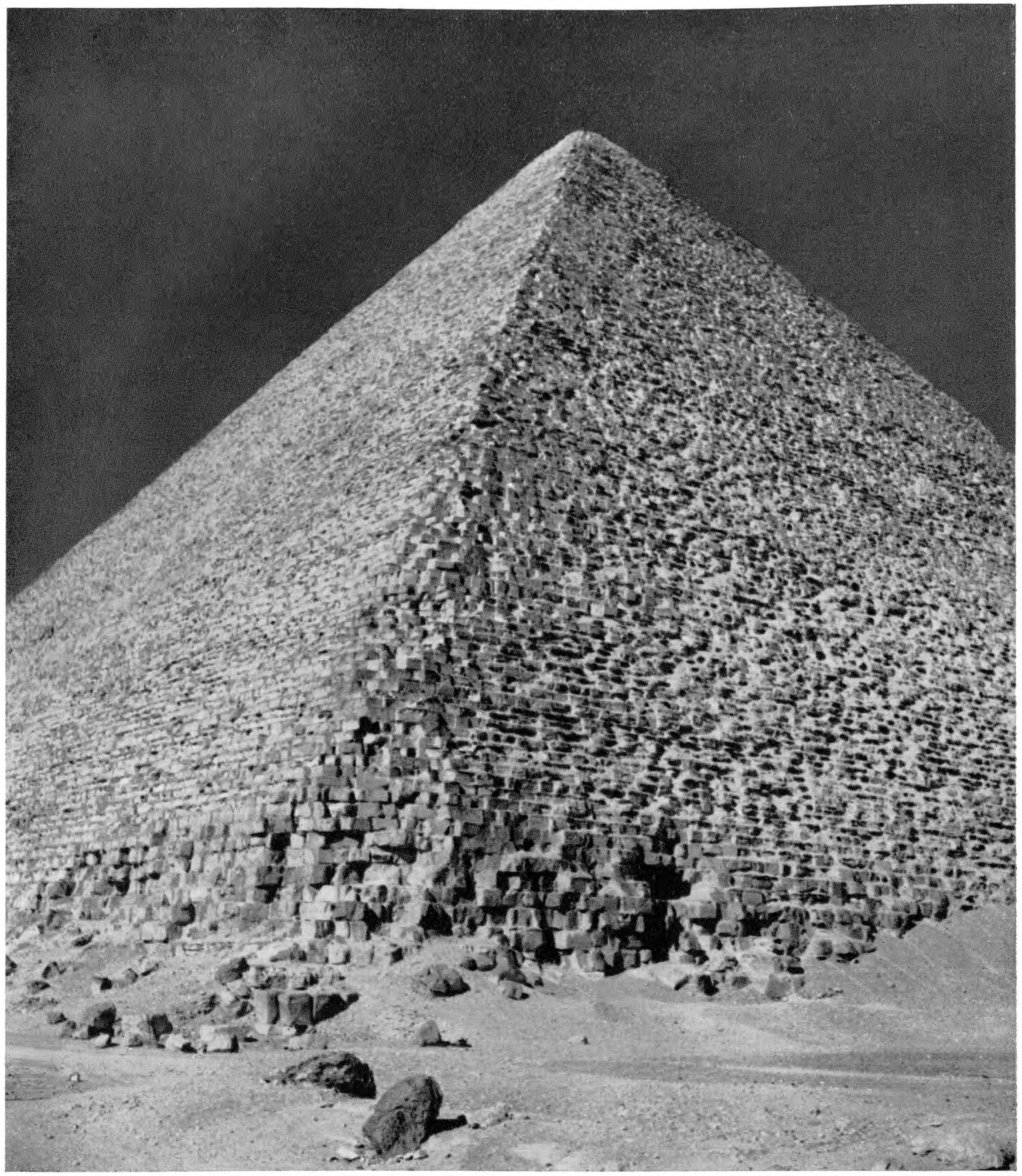


8 Das Pyramidenfeld von Gise bei Kairo mit den Grabmälern der Könige Cheops, Chephren und Mykerinos (4. Dynastie; um 2500 v. Chr.).





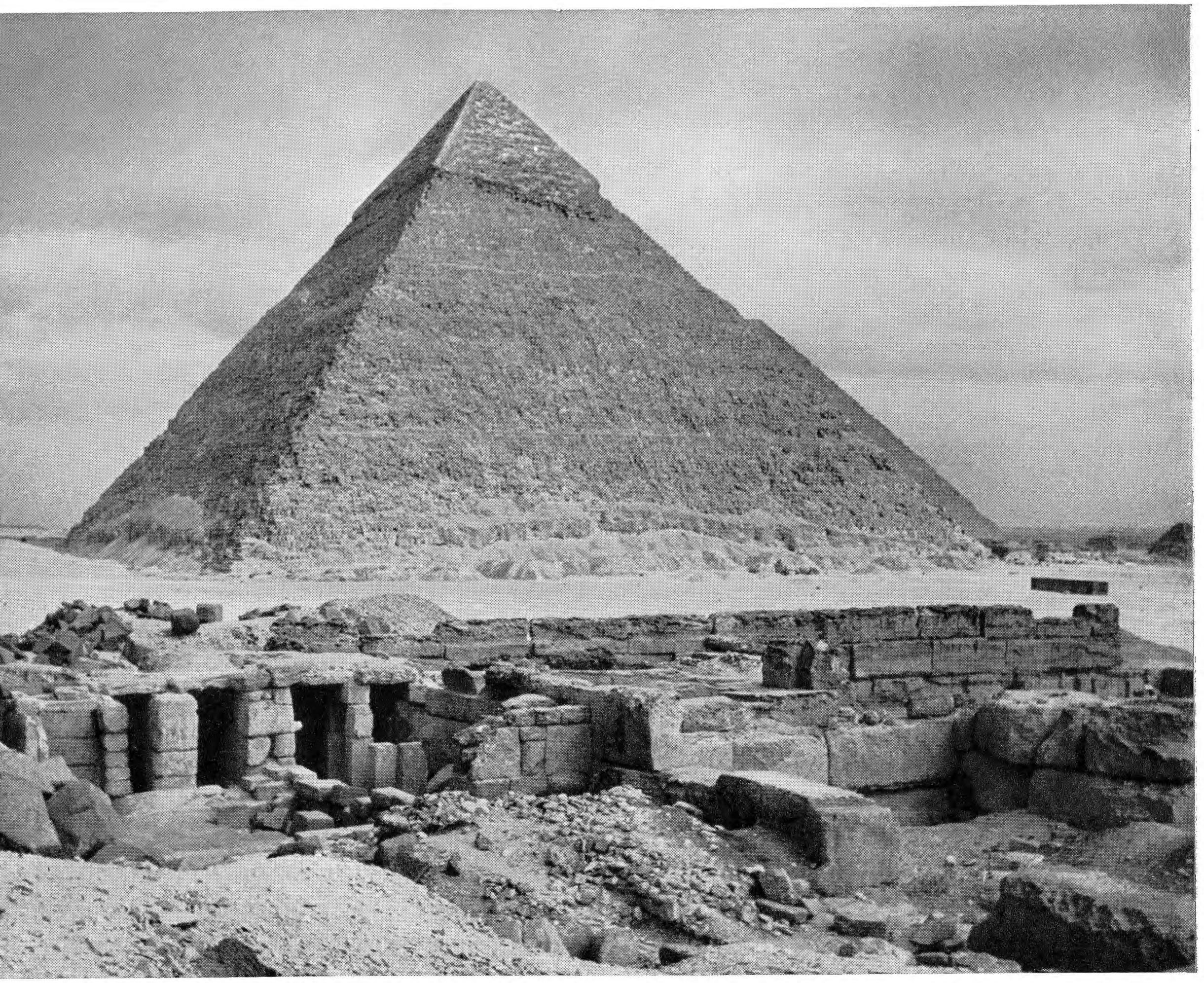
9 Das Stufengrabmal des Königs Djoser bei Sakkara von Südosten.
gegenüber: 10 Das älteste lebensgroße Bild eines Pharao; Kalksteinstatue des Könils Djoser (3. Dynastie, um 2650 v. Chr.) aus einer seinem berühmten Stufengrabmal vorgelagerten Steinkammer.



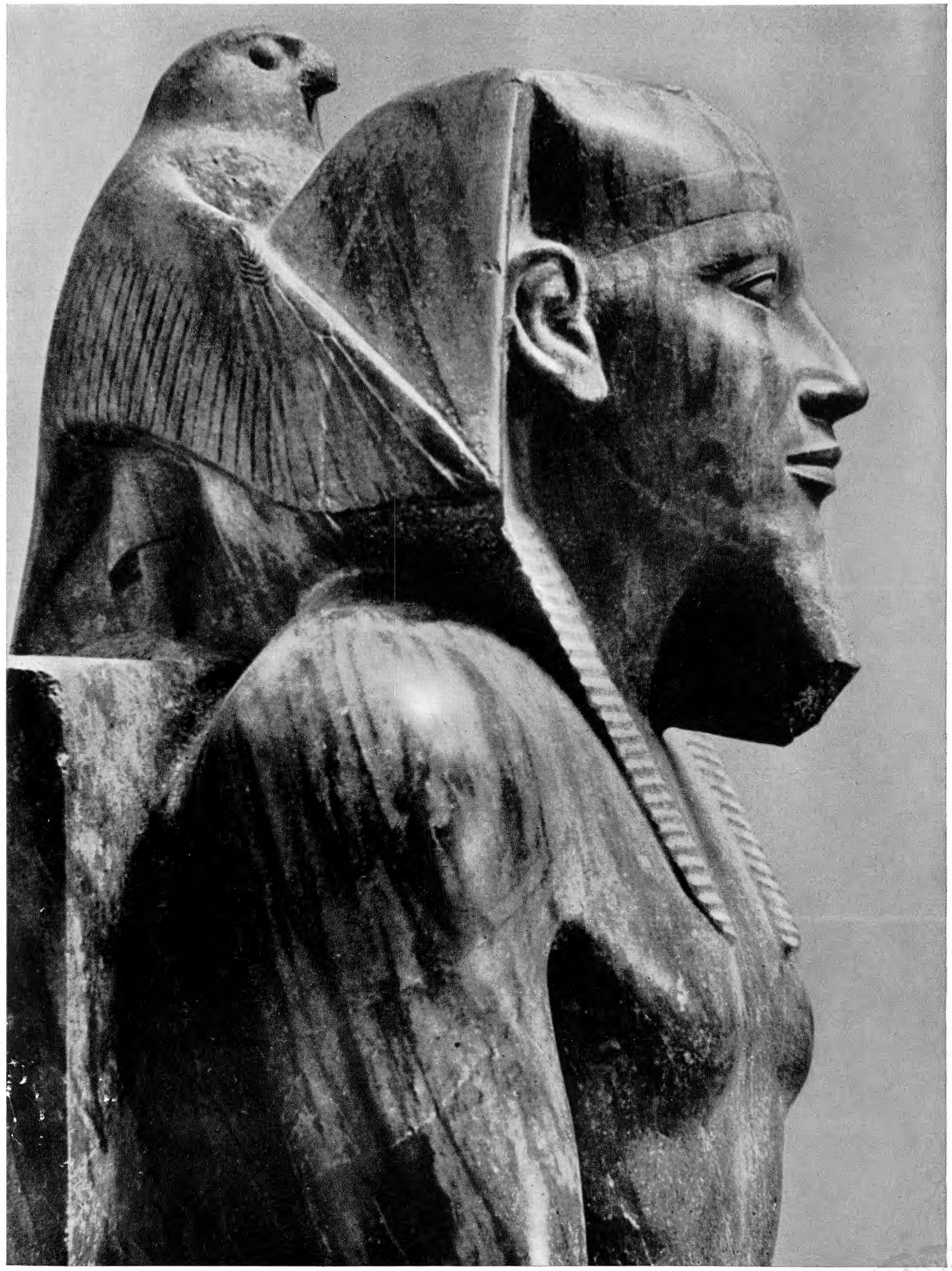
11 Die Pyramide des Königs Cheops bei Gise; 4. Dynastie.



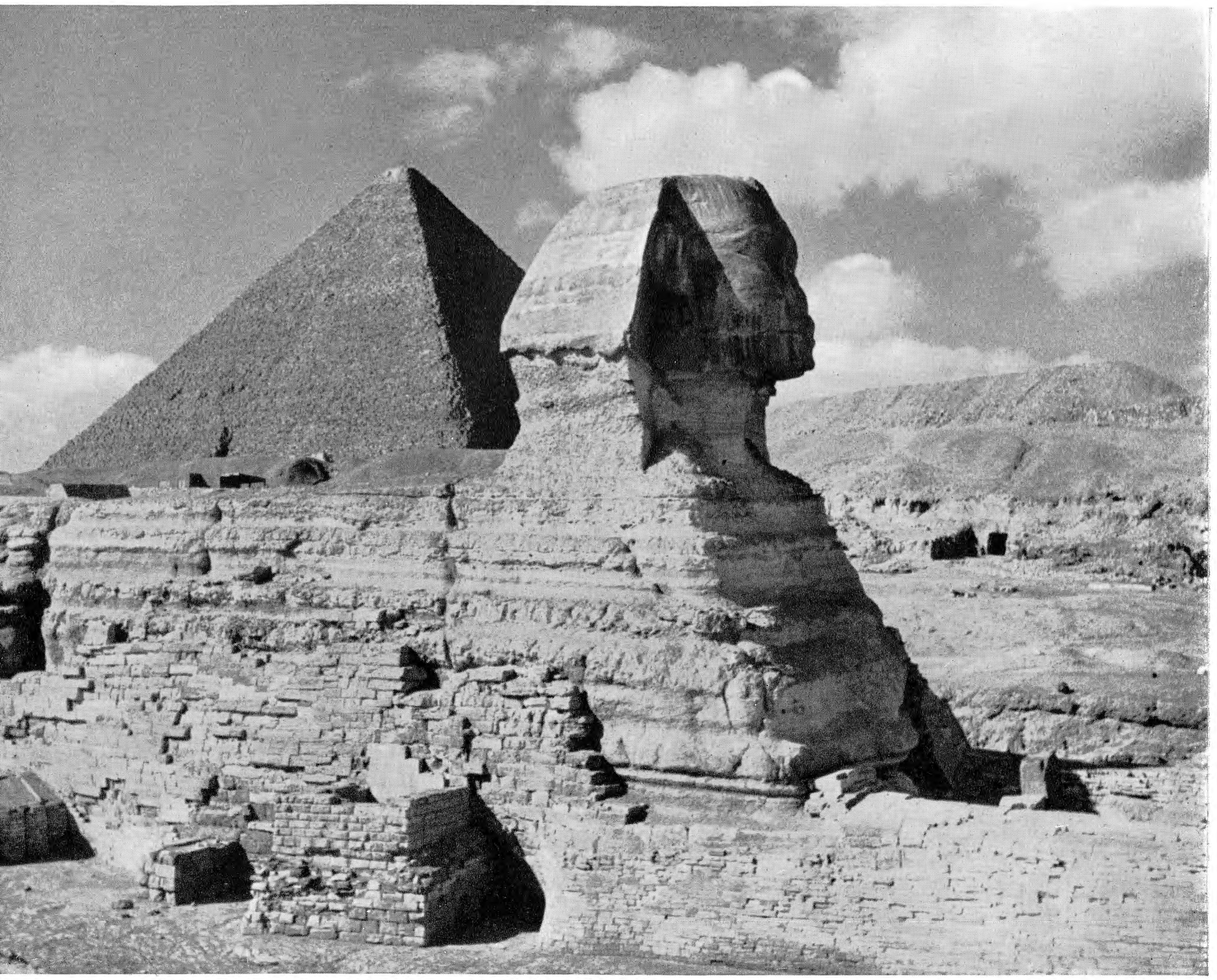
12 Der Pyramidenbauleiter: Fürst Anch-haf, Schwiegersohn des Königs Cheops; eines der erstaunlichsten und packendsten Porträts der Pyramidenzeit.



13 Die Pyramide des Königs Chephren bei Gise; im Vordergrunde der unvollendet gebliebene Pyramidentempel seines Nachfolgers, des Königs Mykerinos.



14 König Chephren, hinter seinem Kopfe der falkengestaltige Gott Horos. Dioritstatue aus dem Talbau seines Pyramidentempels.



15 Die große Sphinx auf dem Reichsfriedhofe bei Gise, dahinter die Cheopspyramide.

Diese kraftvolle wilde Vorstellungswelt ist indes in der Spruchsammlung nicht die bestimmende. Sie gleicht dem Ausbruch eines allgemein schon im Erlöschen begriffenen Vulkans, dessen Hänge sich in der Folge mehr und mehr begrünen. Das Vorwalten der hohen Ethik, die der Lebens- und Staatsauffassung zugrundeliegt, wird durch ihn nicht in Frage gestellt. Denn auch das Königtum weiß mit geheimen Bangen von einem göttlichen Jenseitsgericht und sucht bereits in den Pyramidensprüchen mit Unruhe, es zu seinen Gunsten zu wenden.

Fesselnd ist es, an Hand der Pyramidentexte von Generation zu Generation das Fortschreiten der Reflexion zu verfolgen: was der einen noch angemessen erscheint, ist der folgenden, gesitteteren, schon anstößig, und wird durch Schilderungen ersetzt, die als würdiger empfunden werden, freilich zugleich farbenschwächer sind. Mit dem allmählichen dynastischen Wandel ändert sich dabei auch die religiöse Situation: als göttliche Hauptgestalten treten nacheinander der Allgott, dessen Augen Sonne und Mond sind und dem der Falkengott des reichsgründenden Stammes als „Horos" angeglichen wurde, der Sonnengott Rê-Atum und der Totengott und Jenseitsrichter Osiris in den Vordergrund.

Zu den Vorstellungen, die der ägyptischen Religion besondere Bedeutung verleihen, gehört die bekannte von einer Verhaltensprüfung, welcher die Toten sich bei ihrem Eintritt in die Unterwelt zu unterziehen haben. Ein wichtiger Bestandteil der Grabausstattung im späteren Neuen Reiche — der eigentlichen Weltmachtzeit Ägyptens — ist das sogenannte Totenbuch. Es setzt sich aus einer langen Reihe von auf das Ergehen im Jenseits bezüglichen Sprüchen zusammen, die auf eine Papyrusrolle verzeichnet, aber auch unmittelbar auf Sarg, Katafalk oder Sargkammerwände geschrieben sein können.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Beschreibung der Gerichtsszene; gewöhnlich wird sie zugleich im Bilde dargestellt.

Als gebietender Herr der Ewigkeit sitzt Osiris mit der ihm eigenen hohen Krone, in den Händen Zepter und Wedel, ganz wie ein König auf seinem Throne, hinter dem gewöhnlich seine göttlichen Schwestern Isis und Nephthys stehen. An der anderen Seite wird der oder die Tote von der Göttin der Gerechtigkeit, Maat, herangeführt. In die Mitte des Bildes ist die große Waage gestellt, auf welcher das Herz gegen das Symbol der Wahrhaftigkeit — eine Straußenfeder — abgewogen wird. Horos und der hundeköpfige Mumienbetreuer Anubis nehmen das Wägen vor; der ibisköpfige Gott der Weisheit und Schreibkunst, Thot, verzeichnet das Ergebnis mit der Schreibbinse auf einer Papyrusrolle. Zeugen dieses Vorganges sind zweiundvierzig Richter, die den zweiundvierzig Gauen Ägyptens entsprechen. Angesichts dieses feierlichen Tribunals hat der Verstorbene sein Bekenntnis abzulegen, das in der Versicherung besteht, eine bestimmte Reihe von Verfehlungen gegen die Mitmenschen, die Götter, die eigene Person und die Habe der Anderen nicht begangen zu haben.

Die vorgeschriebene Anrufung lautet:

„Sei gegrüßt, o großer Gott, du Herr der beiden Wahrheiten! Ich kenne dich und kenne die Namen der zweiundvierzig Götter, die bei dir sind in der Gerichtshalle. Sieh, ich bin zu dir gekommen und bringe dir die Wahrheit und vertreibe dir die Sünde!“

Es folgt nun das eigentliche Bekenntnis:

„Ich habe keine Sünde begangen gegen die Menschen. Ich habe niemand benachteiligt. Ich habe nicht gefehlt an dem Sitze der Wahrheit. Ich habe nichts Böses verübt. Ich habe nichts getan, was der Gott verabscheut. Ich habe keinen Diener bei seinem Herrn verleumdet. Ich habe nicht hungern lassen. Ich habe niemand zum Weinen gebracht. Ich habe nicht getötet. Ich habe nicht zu töten befohlen. Ich habe nichts Böses gegen irgendwelche Menschen getan. Ich habe nicht die Opferspeisen in den Tempeln geschmälert. Ich habe mich nicht an den Opferbroten der Götter vergriffen. Ich habe nicht den Opferkuchen der Verklärten geraubt. Ich habe nicht unerlaubten geschlechtlichen Verkehr gehabt. Ich habe nicht widernatürliche Unzucht getrieben. Ich habe am Kornmaß nichts zugefügt und nichts vermindert. Ich habe das Ackermaß nicht verkleinert.“

In einer sich anschließenden Bekundung wendet der Verstorbene sich an jeden der zweiundvierzig beisitzenden Richter unter Verneinung aller gesondert aufgezählten Verfehlungen. Bei günstigem Endergebnis der Prüfung ergriff Horos die Hand des gerechtfertigten Verklärten und führte ihn an den Thron des Osiris, der ihm seinen Platz im Unterweltreiche zuteilte. Im anderen Falle drohte Vernichtung durch ein mischgestaltiges Ungeheuer, die „Fresserin des Westens“.

In dieser Totengerichts-Vorstellung tritt erstmals in der Menschheitsgeschichte für uns faßbar und voll ausgebildet der Gedanke auf, daß das Geschick der Abgeschiedenen abhängig sein müsse von ihrem sittlichen Verhalten im Diesseits. Mehr als ein Jahrtausend später war er noch keinem der anderen alten Kulturvölker geläufig. In Babylonien wie bei den Hebräern erwartete sowohl Gute als Böse das gleiche trostlose Unterweltgefilde, in dem es keine Unterscheidung zwischen beiden gab.

Ist diese denkwürdige, für die Folgeentwicklung unendlich fruchtbare Vorstellungswelt in der eigentlichen Pyramidenzeit auch noch nicht bis in alle Einzelheiten hinein entwickelt, so strebt doch der Gottkönig der fünften und sechsten Dynastie schon unverkennbar nach einer gewissen Rechtfertigung seines Erdentuns. In die Beteuerungen des Altersvorrechtes und der überlegenen Macht des Herrschers mischen sich bekenntnishafte Sprüche, welche die geheime Überzeugung vom Walten eines Gottesgerichtes bekunden, dem auch der Pharao sich zu unterwerfen habe. Will er doch mit göttlicher Zustimmung als einer der „unvergänglichen“ Circumpolarsterne seinen Platz am Himmel beziehen!

So versichert er selber:

„Der König will, daß er gerechtfertigt werde in Bezug auf das, was er getan hat. Er steigt empor als Hüter der Gerechtigkeit. Kein Lebender steht als Ankläger gegen mich! Kein Toter steht als Ankläger gegen mich! Kein Rind tritt als Ankläger gegen mich auf! Keine Gans steht als Ankläger gegen mich!“

Wie aus einer anderen Welt klingen Mahnung und Frage des Totenrichters auf:

„Sage, sage, was ist — und sage nicht, was nicht ist! Denn lügen ist der Abscheu des Gottes! Bist du denn ein reiner Abgeschiedener?“

Der König antwortet:

„Gekommen bin ich aus einer reinen Stätte ...“

Feierlich tönt die Entscheidung:

„Geöffnet ist dir das Tor des Himmels! Aufgetan ist dir das Tor des Firmaments! Bahne dir einen Platz am Himmel unter den unvergänglichen Sternen!“

Wie triumphierendes Jauchzen bricht es aus dem Herzen des Gerechtfertigten:

„Ihr Himmelspförtner, sagt nun dem Himmelsgott meinen guten Namen! Jubelt mir zu, jubelt meinem Lebensgeiste zu, denn ich habe vor dem Richter bestanden, und gerechtfertigt ist mein Lebensgeist bei dem Gott!“

Freudig beglückwünschen ihn die Angeredeten:

„Du bist auf dem Thron des Osiris, als Stellvertreter des Ersten der Westlichen! Nimm dir seine Macht, empfange seine Krone! O König, wie schön ist dies, was dein Vater Osiris an dir getan hat: er hat dir seinen eigenen Thron überantwortet, auf daß alle Verklärten dir folgen!“

Wie es bei dem überaus gewissenhaften Beamten- und Schreibervolke Altägyptens schon in dieser frühen Zeit nicht anders sein kann, muß die Veränderung gebucht werden. Der verewigte Herrscher wird amtlich dem Himmel zugeteilt:

„Anubis, der Gott, der die Herzen zählt, er strich den zum Osiris Gewordenen aus der Zahl der Götter der Erde und setzt ihn ein in das Verzeichnis der Götter des Himmels!“

Daß bei alledem die geheime Sorge vor unerwünschten Besuchern der Sargkammer — Schlangen und Skorpionen — fortbesteht, lehren ausgesprochene Abwehrzaubersprüche, wie sie sogar Löwen gegenüber angewandt werden, von denen der Tote in seiner Pyramide gewiß nichts zu fürchten hatte:

„Abgeschnitten wurde der Kopf des großen schwarzen Stieres!
Schlange, dies ist zu dir gesagt!
Skorpion, dies ist zu dir gesagt!
Kehr um, schlüpf in die Erde!
Dies habe ich zu dir gesagt!“

Schließlich schildern bildgewaltige Spruchfolgen das Ergehen des verklärten Königs im Jenseits, in den Gefilden der unerschöpflichen Fruchtfülle, aus denen er — mit Sonne und Mond stets wiederkehrend — zugleich auf seinen irdischen Herrschbereich fortzuwirken vermag. Die Vorstellungen von dieser seligen Jen-

seitswelt sind bunt und mannigfaltig, sie gewähren als Wunschbilder tiefen Einblick in die Lebenssphäre, der sie entstammen. Der Tote hat sich seinen Weg an Jenseitsdämonen vorbei zu bahnen, die möglicherweise Sternbilder sind. Er muß das zweiflügelige Himmelstor passieren und ist dann genötigt, sich einer Fähre zu bedienen, um nach dem glücklichen Binsengefilde überzusetzen, wo Gerste, Spelt und Futterkraut im Überfluß gedeihen und reine Fruchtbäume winken. Dieses ersehnte Gestade wird auch als Lichtland bezeichnet. Was ihn dort erwartet, schildern die folgenden, in ihrer farbigen Anschaulichkeit besonders eindrucksvollen Sprüche:

„Seth und Nephthys eilet! Verkündet den südlichen Göttern und ihren Verklärten: Er kommt, ein vernichtungsloser Verklärter! Die Himmelsgöttin Nut ist es, die sein Leben macht, sie ist es, die ihn gebiert. Er fährt zu der Ostseite des Himmels, zu dem Ort, wo die Götter geboren werden und wo er mit ihnen geboren wird, — erneut, verjüngt...

Du gehörst fortab zu denen, die den Sonnengott umgeben, die vor dem Morgenstern sind. Du wirst geboren wie der Mond an seinen Neumonden; der Sonnengott lehnt sich auf dich im Orte des Lichts.

Die Tore des Himmels werden dir geöffnet; die Tore des kühlen Wassers werden dir aufgetan. Du findest den Sonnengott stehend, er nimmt dich bei der Hand, er führt dich in die beiden Götterwohnungen des Himmels, er setzt dich auf den Thron des Osiris.

Fortan gehörst du zu den Geliebten des Gottes, die sich stützen auf ihre Zepter, die sich in rotes Leinen kleiden, die von Feigen leben, die vom Weine trinken und sich mit feinem Öle salben.

Er empfängt seinen Anteil von dem, was in der Scheuer des großen Gottes ist; er wird gekleidet von den Unvergänglichen und hat Brot und Bier, die ewig dauern. Wenn Rê ißt, so gibt er ihm, wenn Rê trinkt, so gibt er ihm. Er schläft gesund alle Tage... es geht ihm heute besser als gestern.

Wie schön ist es doch zu schauen, wie herrlich zu sehen, wenn du aufsteigst zu den unvergänglichen Sternen, dein Herrscherkopftuch auf deinem Haupte, deine Zauberkraft vor dir. Und so gehst du zu deiner Mutter, der Himmelsgöttin Nut. Sie ruft dir herbei die Götter, die am Himmel wohnen, und sie vereinen sich für dich mit den Göttern, die auf Erden wohnen, auf daß du mit ihnen seiest und auf ihren Armen schreitest.

König Unas ist zu seinem Thron gekommen — und er erscheint in der Gestalt eines Sternes!

Dieser König leitet nun die unvergänglichen Gestirne, er fährt über zu den Binsengefilden, ihn rudern die Bewohner des Lichtreiches. Mächtig ist König Unas, — ein Mächtigsein! — und seine Arme ermüden nicht. Herrschend ist König Unas, — ein Herrschen! — und sein Lebensgeist ist ihm zur Seite.

König Unas ist aber auch zugleich ein Wiederkehrer: er kommt und geht zusammen mit dem Sonnengott. Er besucht seine Häuser, er verleiht Würden

und nimmt Würden, er verhängt Strafen und tilgt Strafen. Nicht wird untergehen das Haus des Königs Unas, das am Himmel ist! Nicht wird zugrunde gehen der Thron des Königs Unas, der auf Erden ist!"

Daneben klingen immer wieder Sätze von überraschender dichterischer Schönheit und Innigkeit auf:

„Er fand die Götter stehend, gehüllt in ihre Gewänder, ihre weißen Sandalen an ihren Füßen. Sie warfen ihre Sandalen von sich, sie taten ihre Gewänder ab: „Unser Herz ward nicht froh, bis du kamst", sagten sie...

Siehe, er kommt! Siehe, er kommt zu dir! Siehe, der Allgott mit seinen beiden Augen Sonne und Mond kommt! Du verbringst die Nacht in seinen Armen wie ein Kälbchen bei seinem Hirten..."

Einer dieser Sprüche nun bezieht sich auf den Schutz der Pyramide. Er bittet den Sonnen-Allgott, seine Arme um den Bau zu legen und seinen Lebensgeist mit dem des toten Königs zu vereinen, damit das Grabmal dauere bis in alle Ewigkeit. An anderer Stelle findet sich der Satz: „Eine Rampe wird dir gebaut, daß du darauf zum Himmel emporsteigest!"

Solche Textstellen bieten im Verein mit dem Zeugnis anderer Quellen den Schlüssel zum Verständnis der Pyramide.

Sie ist der Sonnenthron, auf dessen spiegelnd glatten Riesenflächen das Gottgestirn auf seinem Himmelswege sich niederlassen soll wie auf jenem oben pyramidenförmigen Kultsteine der benachbarten Sonnenstadt, auf dem es dem Mythos nach zuerst erschienen sein soll. Gott und Gottkönig sollen sich bei diesem Vorgang als Vater und Sohn unmittelbar vereinen. Der tote Pharao wird damit immer aufs neue wesenseins mit dem höchsten Gotte, als dessen Sohn und Abbild er im Fleische wandelte, so lange er lebte. Die große Theologie von Heliopolis-On, dem geistlichen Zentrum, mit dem späterhin die ungeheure Gestalt Moses sich verknüpft und von dem Plato bestimmende Einflüsse erfahren haben soll, hat im Verlaufe der vierten Dynastie das Pharaonentum mehr und mehr für sich gewonnen. In der fünften stellt ihre Priesterschaft bereits die Könige und es ist bekannt, daß der Reformator Echnaton ihr die alte Vormachtstellung zurückgewinnen wollte. Unter ihrer Einwirkung sind Königsgrab und Sonnenthron ineinander zu gewaltiger Verwirklichung verschmolzen.

Das Riesenwerk des ägyptischen Bauernvolkes ist damit ein Werk schöpferischer Gläubigkeit wie das der hochragenden Dome unserer mittelalterlichen Städte. Dieses Volk erhöhte sich selbst im Verewigungsdenkmal seines Herrschers und konnte sich nicht genugtun in diesem religiösen Gemeinschaftsdienste. War doch der König damals das Zentralgestirn, um das alles Wesen und Wollen kreiste: sein Wille gab dem einzelnen Dasein Sinn und Auftrag. Der Urzeithäuptling, von dessen Weitblick, Tapferkeit und Zielstrebigkeit das Wohl der Horde, des Stammes, des Volkes abhing und der deshalb scheue, ja kultische Verehrung genoß, hat im Pharao der Pyramidenzeit die höchste Ausprägung

erfahren. Die Kunst hat ihm Schöpfungen von unüberbietbarer Größe geweiht: es gibt kein Königsbild auf der weiten Welt, das sich an schlichter Majestät mit dem Dioritbilde des thronenden Chephren im Kairener Museum messen könnte. Der Glaube hat sein und seiner Vorfahren Grabmal bis in den Himmel getürmt und damit wahrhaft Berge versetzt. Wir haben keinen Grund, an Herodots Angabe zu zweifeln, daß an der Pyramide des Cheops je 100 000 Menschen drei Monate lang im Jahre gearbeitet hätten, während die Steinmetze in den Brüchen und auf dem Bauplatze gewiß das ganze Jahr hindurch tätig gewesen sind.

Wieviel denkwürdiger und befriedigender ist dieser Sachverhalt als die früher fast allgemein angenommenen!

Er befreit die Wahrzeichen Ägyptens von der Vorstellung stöhnender Sklaven und klatschender Geißeln, die sich von alters her an sie knüpfte, und reiht sie unter die großen Glaubenswerke der Menschheit ein.

SPHINXRÄTSEL

Gegen dreieinhalb Uhr erreichen wir fast die Wüste dort, wo die drei Pyramiden sich erheben.

Mich hält's nicht länger, und ich lasse meinem Pferde die Zügel, das im vollen Galopp dahinjagt, durch den Sumpf stapfend. Zwei Minuten später tut es Maxime mir nach.

Wilder Ritt.

Ohne zu wollen, schreie ich; im Sturm klimmen wir bis zum Sphinx. Er wuchs, wuchs und stieg aus der Erde empor wie ein Hund, der sich erhebt.

Anblick des Sphinx Abu el-Hol („Vater des Schreckens“, wie ihn die Araber nennen). Sand, Pyramiden und Sphinx erscheinen grau, in einem stark rosigen Lichte gebadet. Der Himmel ist tiefblau; Adler schweben langsam kreisend um die Spitzen der Pyramiden. Wir halten vor dem Sphinx, er blickt uns schrecklich an; Maxime ist ganz blaß, ich fürchte schwindelig zu werden und versuche, meine Erregung niederzuzwingen ...

Seine Augen scheinen noch voll Leben. Die linke Seite ist weiß vom Kote der Vögel. Er liegt gerade nach der aufgehenden Sonne zu, sein Kopf ist grau, die Ohren sind sehr groß und stehen ab wie bei einem Neger. Sein Hals ist verwittert und dünner geworden; vor seiner Brust ist ein großes Loch im Sande, das ihn frei macht ...“

So näherte man sich vor hundert Jahren dem mächtigsten Bildwerke der Menschheit. Gustave Flaubert war es, der dies am 7. Dezember des Jahres 1849 als Neunundzwanzigjähriger niederschrieb, in Gemeinschaft seines Freundes und Gönners Maxime du Camp das Niltal durchreisend, — wie ein großer Junge gelangweilt von der ernsten, stummen Forderung der Denkmäler, aber funkelnd aufgeschlossen in all seiner sinnlichen Erregbarkeit dem orientalischen Leben. Hinter sich den verfehlten „Sankt Antonius“, vor sich „Madame Bovary“ und „Salambo“.

Heute fährt man mit der Straßenbahn — Linie 14 — von der Ataba el-Chadra bis zur Endhaltestelle, wenn man es nicht vorzieht, ein Auto zu nehmen. Dann besteigt man ein Mietkamel, deren am Fuße des Königsfriedhofes eine ganze Anzahl wohlausgerichtet und wirkungsvoll aufgeputzt der schaulustigen Ankömmlinge harrt, und schwankt auf dessen langschinkigen Paßgängerstelzen dem Riesendenkmal zu.

Hernach nimmt man wohlig erschöpft seinen Tee im Garten des Mena House, läßt den Blick über die großen Dreiecke schweifen und weidet ihn an der Jeu-

nesse dorée der internationalen „großen Gesellschaft", die wie im Zoo der Kindertage auf den zünftigen Höckertieren mit gespielter Nonchalance dahinschaukelt und elegant bestrumpfte Beine lang und ein wenig hilflos vom unbequemen Sattel der Wüstenschiffe herabbaumeln läßt.

Wer die Sphinx zu Fuße aufsuchen will, muß sich darauf gefaßt machen, nach Erklimmen des Pyramidenplateaus mühsam im Sande herumzustapfen und sich dabei mit den überaus betriebsamen Beduinen auseinanderzusetzen, deren altersverbriefte Pfründe dieses Wundergelände ist. Sie werden ihm hartnäckig Führerdienste und zweifelhafte — vorwiegend sogar ganz unzweifelhaft gefälschte — Altertümer anbieten und ihm womöglich so zusetzen, daß er gut daran tun wird, einen von ihnen in Sold zu nehmen zu dem einzigen Zwecke, die anderen fern zu halten.

Bei meinem ersten Besuche des einzigartigen Friedhofes haben sie es fertig gebracht, mich mit ihrer hornissenhaften Zudringlichkeit so zu erbittern, daß ich vor Ärger die Pyramiden nicht sah. Und nur so im Vorbeigehen, nebenhin, die Sphinx.

Die Sphinx? Hier höre ich Einwände. Im Gegensatz zur griechischen Sphinx — einer Löwin mit Frauenoberkörper — ist die ägyptische Sphinx meistens männlich. Es gehört nun bei denen, die sich diesen Unterschied bewußt zu eigen gemacht haben, sozusagen zum guten Ton, *der* Sphinx zu sagen und darauf zu achten, daß dies auch die anderen tun. Es ist ihnen Bildungs-Ehrensache, Unkundige in dieser Hinsicht zu belehren.

Ich bin gesonnen, mich ihrem Widerspruch auszusetzen, indem ich — in diesem Kapitel und überhaupt — dennoch *die* Sphinx sagen werde.

Zur Begründung zitiere ich Hans Gerhard Evers:

„In der Zeit, als man noch überrascht war, daß die Sphinx in Ägypten meist kein weibliches Wesen, sondern den König darstellt, hat man sich mit einem Ruck daran gemacht, wider das angeborene Sprachgefühl ‚Der Sphinx' zu sagen. Dieser Übereifer ist heute nicht mehr nötig; niemand sagt ‚Der Statue' oder ‚Der Büste', auch wenn Napoleon oder Apollo dargestellt sind. Sphinx ist ebenso ein Gattungsname für eine bestimmte Art der Zusammenordnung von Tier und Mensch in der bildenden Kunst. Wem diese Ausführung nicht zwingend erscheint, wer auf dem Geschlecht besteht, der gerät in Ägypten in die größte Verlegenheit. Denn es gibt ja genug ägyptische Sphinxe mit Frauenköpfen oder gar Schafsköpfen; so muß er nach Bedarf ‚Der Sphinx' sagen, ‚Die Sphinx' oder ‚Das Sphinx'; dabei bleibt es."

So steht es schlagkräftig formuliert im „Staat aus dem Stein", einem der einfühlsamsten und leidenschaftlichsten Bücher, die jemals über altägyptische Kunstdenkmäler geschrieben worden sind.

Es ist merkwürdig, was berufene und unberufene Augen im Laufe der Zeiten alles aus der Erscheinung der großen Sphinx von Gise herausgelesen haben.

Man kann bei sonst ernstzunehmenden Autoren lesen, ihr Aussehen beweise, daß sie nicht der ägyptischen, sondern einer weit älteren, verschollenen Kultur angehöre. Dimitri Mereschkowskij, der Verfasser berühmter historischer Romane, schreibt in seinem viel Treffendes aussagenden Buche „Die Geheimnisse des Ostens" sonderbar unbedenklich: „Die Sphinx ist älter als die Pyramiden. Sie ist überhaupt die älteste aller menschlichen Schöpfungen. Im Gesicht der Sphinx erscheint zum erstenmal das menschliche Antlitz . . ." Viele Beschreiber — so auch Flaubert — finden das Antlitz negerhaft: „Übrigens war er sicherlich äthiopischer Herkunft; die Lippen sind dick." Wem weder Vorurteil noch Phantasie den Blick verschleiern, der wird indessen von wulstigen Negerlippen auch dann nicht reden, wenn ihm die geschichtliche Tatsache unbekannt sein sollte, daß die Neger erst um 2000 v. Chr. in das ägyptische Blickfeld getreten sind. Möglicherweise hat die etwas vortretende Kieferpartie zu der unhaltbaren Auffassung beigetragen.

Andere Schilderer haben in dem Gesichtsausdruck des Felsgeschöpfes etwas Furchterregendes, Grausames, ja Erbarmungsloses gefunden. Der gewaltige Blick strahle eitel Tyrannis aus, sagen sie. Vermutlich haben sie in die Züge jene Fabelberichte hineingesehen, mit denen antike Fremdenführer griechische und römische Reisende schlecht und recht zu unterhalten suchten. Jene Zeiten konnten sich so unnütz scheinenden Leistungsaufwand freilich nur noch als Zwangsergebnis skurriler Despotenlaune vorstellen. Wie fern lag ihrem Rationalismus das Verständnis für jene Daseinsstufe, auf der „eine noch kindhafte Menschheit aus dem Gestein der Wüste das lebenerhöhende Geschöpf der Legende improvisieren" konnte . . .

Der verstümmelte Zustand des Riesenhauptes mag auch mitgewirkt haben, die Miene vieldeutig erscheinen zu lassen. Die schwersten Beschädigungen hat es in arabischer Zeit erlitten. Um 1380 n. Chr. hat ein bilderstürmender Scheich ihm schlimm mitgespielt. Die Mamluken haben den Kopf als Schießscheibe benutzt; es wird eine Kanonenkugel gewesen sein, die zur Linken eine breite Furche in den Oberschädel gerissen hat. Die Nase ist völlig zerstört, und auch die Oberlippe hat Schaden genommen. Den minder widerstandsfähigen Kalkstein des Halses hat der sandführende Wüstenwind weggeschliffen, ebenso die äußere Form des Oberkörpers. Der Kopf der Stirnschlange und der Bartstutz sind längst abgefallen; Teile von ihnen werden im Altertümermuseum von Kairo und im British Museum aufbewahrt. Ein an der Brust der Sphinx ausgearbeitetes rätselhaftes Felsbild ist völlig verwittert. Ein arabischer Bericht alter Zeit besagt, daß ihr Gesicht von harmonischer, edler Bildung gewesen sei, — ein Zeugnis, dem sich der objektiv prüfende, des ägyptischen Stils kundige Betrachter auch angesichts der heutigen ruinösen Beschaffenheit anschließen kann.

Gebietende Würde und ein ins Ewige gerichtetes, des Nahen nicht achtendes Schauen sind ihm geblieben. Noch sind an der Wange Reste der einstigen rotbraunen Bemalung erhalten.

Der riesige Löwe mit dem haubenumkleideten Pharaonenhaupte liegt in-

mitten eines großen Steinbruches östlich der Chephrenpyramide zu seiten des Aufweges, der den Talbau dieses Königs mit seinem eigentlichen, der Pyramide vorgelagerten Totentempel verband. So blickt man heute vom Grubenrande zu seinen Pranken hinab, zu seinem Kopfe empor. Im Verlaufe der Steinbruchsarbeiten blieb wohl ein Kern aus widerstandsfähigem grauen und weicherem gelblichen Kalkstein stehen, dessen geringe Beschaffenheit keinen Anreiz zum Abbau bot. Der geltenden Meinung nach soll dieser Felsklotz die Aufmerksamkeit des Chephren und seiner Bauführer erregt und den Einfall inspiriert haben, aus ihm eine riesenhafte Sphinx zu machen. Der naiven, himmelstürmenden Schöpferlust jener unverbrauchten Volksnatur ist ein solches Unterfangen an und für sich wohl zuzutrauen. Andererseits muß in Betracht gezogen werden, daß die Zuschreibung an eben diesen König auf recht schwachen Füßen steht, soweit es sich um antike Bezeugung handelt. Eine unbestimmte Erwähnung des Chephren in einer zwischen den Vordertatzen eingemeißelten Inschrift, die rund 1400 Jahre später unter Pharao Thutmosis IV. entstanden ist, besagt vielleicht nur, daß man Chephren damals für seinen Schöpfer gehalten hat. Sonst sind es wohl nur der Platz auf dem Reichsfriedhofe der vierten Dynastie, eine gewisse Ähnlichkeit mit Rundbildern des Chephren, und die diesen entsprechende, flache Bildung der Stirnschlange, auf die sich die allgemeine Anschauung gründet. Gewichtige Gründe, die zu einer anderen Ansicht führen, sollen am Ende dieses Kapitels ins Treffen geführt werden.

Teile der Brust, der Hinterkeulen, und fast die gesamten Pranken sind aus Hausteinen aufgemauert. Wann dies geschah, ist umstritten. Es kann bereits im Zusammenhang mit der Ausmeißelung der Gestalt erfolgt, aber auch in der ägyptischen Spätzeit geschehen sein, die sich mit besonderem Eifer und Stolz der Denkmäler des Alten Reiches angenommen hat. Es wäre auch denkbar, daß die Weltmachtzeit die inzwischen verwitterten Teile des ehrfürchtig verehrten Kultbildes auf solche Weise ergänzt hat. Freilich sind gerade diese Teile am ehesten dem Schutze des Sandes dargeboten, mit dem der beständig wehende Wind die Wüstendenkmäler in kurzer Zeit zu bedecken pflegt. Es ist bis zu den vereinzelten Ausgrabungen in der Neuzeit die Regel gewesen, daß die Sphinx nur mit Oberkörper und Kopf aus dem umhüllenden Sande ragte, — und so wird es auch im Altertum gewesen sein. Sollte das nicht dafür sprechen, daß die Vervollständigung sehr alten Datums ist und daß der Felskern schon bei Inangriffnahme der großen Arbeit nicht zur Herausmeißelung des gesamten Körpers ausreichte?

Einige Maße mögen der Vorstellung zu Hilfe kommen.

Von dem Pflaster, auf dem die Vorderbeine der Mischgestalt ruhen, bis zum Scheitel gemessen beträgt die Höhe rund 20 m. Die Gesamtlänge vom vorderen Prankenende bis zum Schweifansatz beläuft sich auf 73,5 m. Das Ohr ist nach den Messungen Mariettes, des großen Ägyptologen und Begründers der Altertümersammlung von Kairo, 1,37 m hoch. Die Nase muß 1,70 m lang gewesen sein. Der Mund hat eine Breite von 2,32 m; die größte Breite des Gesichtes beträgt 4,15 m. Stellt man sich auf die obere Rundung der Ohrmuschel, so erreicht man mit der Hand nicht die Höhe des Scheitels, der im Verhältnis zum Gesicht eigentümlich niedrig und flach wirkt. „Auf der Unterlippe könne man bequem spazieren gehen", ließ sich Goethe in Rom von dem eben aus dem Orient zurückkehrenden französischen Architekten Cassas berichten.

Auf dem Kopfe befindet sich eine neuerdings mit einer Eisenplatte verschlossene Höhlung, die zu der Legende Veranlassung gegeben hat, von hier aus hätte Priestermund im Altertum Orakel erteilt. In Wahrheit wird sie zur Befestigung eines gewaltigen, hohen Kopfschmuckes gedient haben und wohl nicht ursprünglich sein, sondern aus dem Neuen Reiche stammen, das seine Statuen so auszustatten liebte.

Ein so auffälliges Riesenwerk muß zu allen Zeiten Staunen und Bewunderung erweckt haben.

Die Pharaonen der unternehmenden und kriegerischen achtzehnten Dynastie sind bei Ausfahrten, Wüstenjagden und Feldzügen mit Vorliebe unter die Augen der großen Sphinx getreten. Amenophis II., der starke Sohn des großen dritten Thutmosis, beschloß bei einem solchen Besuche im stillen, einen Denkstein zu errichten, und führte das Vorhaben nach seiner Krönung auch aus. Die jüngsten Freilegungsarbeiten in der Umgebung der Sphinxgrube haben ihn ans Licht gebracht und unsere Kenntnis von den besonderen körperlichen Fähigkeiten des Kronprinzen, dem hernach eine nur kurze Regierung beschieden war, auf das unterhaltendste vermehrt. Die lange Inschrift — ein Entzücken der Ägyptologen — rühmt den Herrscher, der als Achtzehnjähriger den Thron bestieg, als geradezu unvergleichlichen Krieger, Reiter, Bogenschützen, Wettläufer und Ruderer:

„Er fuhr am Heck eines Ruderschiffes mit zweihundert Mann.
Man ruderte los. Sie legten eine halbe Meile Fahrt zurück
und waren elend, ihre Glieder schlaff.
Sie konnten keine Luft bekommen . . .

Seine Majestät griff stark sein Ruder von zwanzig Ellen Länge.
Er ruderte los und landete sein Ruderschiff,
nachdem er drei Meilen rudernd zurückgelegt hatte,
ohne das Rudern zu unterbrechen.

Die Gesichter, die ihm zusahen, leuchteten,
als er dies tat."

„Er spannte dreihundert starke Bogen,
die Arbeit ihrer Handwerker zu vergleichen,
zu erfahren, wer nichts konnte, und wer sie verstand.
Da tat er das, was ich euch berichten muß:

Er betrat sein Übungsfeld
und fand, daß ihm vier Scheiben aus asiatischem Kupfer
von einer Spanne Dicke aufgestellt waren;
zwanzig Ellen lag zwischen einem Pfahl und dem nächsten.

Da erschien Seine Majestät im Wagen
wie der Kriegsgott in seiner Kraft.
Er ergriff seinen Bogen
und packte vier Pfeile auf einmal.

Er fuhr hinab und schoß auf sie
wie der Kriegsgott in seinem Schmuck.
Seine Pfeile kamen hinter (den Scheiben) heraus,
und er traf den nächsten Pfahl.

Das ist etwas, was nie vorher ausgeführt wurde;
man hat es niemals erzählen hören,
daß ein Pfeil auf eine Kupferscheibe geschossen wurde,
durch sie drang und auf den Boden fiel . . ."

(nach S. Schott)

Die erste Freilegung und Ausbesserung der vom Wüstensande verwehten Sphinx, von der uns Kunde erhalten ist, wurde unter dem Sohne des tüchtigen königlichen Sportsmannes, Thutmosis IV., vorgenommen. Was ihn zu dieser Unternehmung veranlaßte, hat er selber in einer Denkinschrift erzählt, die er — auf einer Tafel eingegraben — in der Nachbarschaft aufstellen ließ. Eine spätere Fassung wurde von der Priesterschaft des Palastes auf einem mächtigen Granitarchitrav vom nahebeigelegenen Osiristempel eingemeißelt und zwischen den Vorderpranken der großen Sphinx aufgerichtet, wo man sie noch heute in Augenschein nehmen kann. Aus ihr geht hervor, daß man in dem Bildwerke zu jener Zeit ein Abbild des Sonnengottes Harachte von Heliopolis — des „Horos der beiden Lichtorte" — sah und es entsprechend benannte. Der lebendigen Schilderung nach habe Thutmosis sich als Jüngling noch vor seiner Thronbesteigung häufig in der Wüste bei Memphis auf der Jagd vergnügt, „indem er auf seinem Wagen fuhr, dessen Pferde den Wind an Schnelligkeit übertrafen", und sowohl mit Pfeil und Bogen als auch mit dem Wurfspieße Löwen und Gazellen erlegte. Eines Tages kam der Prinz auf einer dieser Jagden erschöpft zur Sphinx; es war Mittagszeit, und müde setzte er sich „im Schatten des großes Gottes" nieder. Da übermannte ihn der Schlaf „zur Zeit, wo die Sonne am höchsten steht", und im Traume erblickte er die Majestät dieses herrlichen Gottes, die mit eigenem Munde zu ihm sprach, wie ein Vater zu seinem Sohne redet: „Sieh mich an und blicke auf mich! Mein Sohn Thutmosis, ich bin dein Vater, der Gott Harachte-Chepere-Rê-Atum. Ich will dir die Königsherrschaft geben, und du sollst dereinst die weiße und die rote Krone auf dem Throne des Geb, des Götterkönigs, tragen. Dir soll die Erde in ihrer Länge und Breite gehören und alles, was das Strahlenauge des Herrn des Alls erleuchtet. Die Reichtümer Ägyptens und die großen Tribute aller Länder sollen dir beschieden sein. Es ist schon eine lange Zeit an Jahren, daß mein Antlitz auf dich gerichtet ist und ebenso mein Herz. Mich bedrängt der Sand der Wüste, auf der ich stehe. Versprich mir, daß du meinen Wunsch erfüllen wirst. Denn ich weiß, daß du mein Sohn und mein Retter bist. Und ich bin mit dir." Als der Prinz erwachte, „wußte er noch die Worte dieses Gottes" und vergaß sie nicht bis zu seiner Thronbesteigung. Gleich in seinem ersten Regierungsjahre erfüllte er die Bitte des Gottes, der ihm die Herrschaft verliehen, und ließ den bedrängenden Sand, der die Sphinx fast verschüttet hatte, wegschaffen.

Das alles klingt sehr nach Volksmärchen und Priesterredaktion. Religionspolitische Ereignisse scheinen in diesem legendären Bericht ihren Niederschlag gefunden zu haben; man spürt den bestimmenden Einfluß des heliopolitanischen Klerus auf das Königshaus, das sich bald noch entschiedener von seinem heimischen, zum Reichsgotte des Imperiums gewordenen Stadtgott Amon abwendet.

Der über die harte Wüstenschale ewig heranfegende Sand Libyens wird den Gott bald wieder begraben haben.

In den Tagen der Ptolemäer oder in der römischen Kaiserzeit ist das Riesendenkmal abermals ausgegraben und mehrfach ausgebessert worden, vielleicht unter der Herrschaft des Septimius Severus gleichzeitig mit der Wiederherstellung des gestürzten und zerborstenen Memnonskolosses. Damals wurde an der Vorderseite ein Kultplatz mit einem noch erhaltenen Altar geschaffen und eine Schutzwehr von Ziegel- und Steinmauern errichtet, die dem Hereinfluten des Sandes vorbeugen sollte. Auch die im Osten vorhandenen großen Treppenanlagen werden im Zuge dieser Arbeiten aufgeführt worden sein.

Die Neuzeit hat wiederholt sehr gründlich das Ihre getan, um dem gigantischen Leibe Luft zu machen und den archäologischen Sachverhalt zu klären. Durch Caviglia wurde im Jahre 1818 auf Kosten einer britischen Gesellschaft, die 450 Pfund Sterling zur Verfügung stellte, eine vollständige Freilegung vorgenommen. Er entdeckte die zu dem Felsbildwerke führende Freitreppe und stieß zwischen den Löwenpranken auf einen sorgfältig gepflasterten Boden, an dessen Ende vor der Sphinxbrust sich eine tempelartige, offene Anlage erhob. Diese erwies sich als durch zwei Schranken abgeschlossen, durch die ein Gang führte, in dessen Mitte — der Sphinx zugewandt — ein kleiner Steinlöwe lag. Im Hintergrunde und an den Seiten fanden sich Denksteine, als deren Stifter sich der vierte Thutmosis und der zweite Ramses ermitteln ließen.

Der hervorragende Ägyptologe und Generaldirektor der ägyptischen Altertümerverwaltung Gaston Maspero hat 1886 den unersättlichen Wüstensand wie-

derum entfernen lassen. Die letzte großzügige Freilegung und Ausbesserung ist auf Veranlassung derselben Dienststelle 1925/26 von Baraize vorgenommen worden. Aufs neue traten Körper, Gliedmaßen und Bodenfläche des vom Zahne der Zeit schwer mitgenommenen Mischgeschöpfes an das Tageslicht, — in der nüchternen Herauspräparierung einigermaßen illusionsstörend und doch aufs eindrucksvollste die gewaltigen Maße des Werkes offenbarend, die keine Photographie unverzerrt veranschaulichen kann. Bei dieser Gelegenheit wurden Zementierungsarbeiten durchgeführt, die in Zustimmung und Ablehnung die Gemüter eine Weile lang heftig bewegt haben. Einzelne abgefallene Stücke und bröckelige Stellen sind im Zuge dieser Restaurierung neu befestigt worden, vor allem aber hat der bedenklich dünn gewordene Hals im Nacken unter der Haube eine Verstärkung erfahren, die wohl erforderlich war, wenn man nicht riskieren wollte, das Haupt des ehrwürdigsten Bildwerkes der Menschheit eines Tages am Boden zu sehen. Sie ist nicht formentsprechend und will es nicht sein; es spricht für den Geschmack der Verantwortlichen, daß sie sich auf eine Unterstützung beschränkt und von einer regelrechten Ergänzung abgesehen haben. Freilich — jeder Zugriff einer wesensanderen Zeit muß den Rhythmus des Formverlaufes solcher Schöpfungen stören und ihr Volumen fälschen. Es ist Sache der Weltanschauung, ob man hier loben oder tadeln will. Das Altertum pflegte schadhafte, nicht mehr zur Erfüllung ihrer Aufgabe geeignete Denkmäler inmitten des heiligen Bezirkes zu vergraben, in den sie geweiht waren. Die Gegenwart will etwas Sehenswertes vorfinden und fordert notfalls unbekümmert die radikale Restaurierung. Der Fremdenverkehr ist auch ein Faktor, und wir haben nicht so viele ragende, monumentale Zeugnisse des Erwachens der Menschheit, daß wir auf den Anblick der Sphinx verzichten möchten. Ihr Kopf, das „auf die Waage der Sterne gelegte" ungeheure Antlitz, ist für uns wesentlichster Teil.

Es ist schwer mit den Dingen ... Julius Meier-Graefe, ob seines spontanen, leicht als nur schnodderig mißzuverstehenden Stils willen arg verlästert, hat im Zuge einer tiefgreifenden Auseinandersetzung mit der Kunst Altägyptens gegen die Behelfsmaßnahme dieser Abstützung ein erbittertes Veto eingelegt. Die Zeit wird ihm nicht recht geben, das künstlerische Individuum immer. Es ist nicht leicht etwas zulänglicheres zu finden als seine dem Wesen des Alten Reiches gewidmeten Ausführungen. Und die große, leidenschaftliche Vehemenz seines Anklagekapitels „Der neue Sphinx" wird den Empfänglichen immer aufs neue erschüttern.

Von jeher ist als merkwürdig aufgefallen, daß Herodot bei seiner Pyramidenbeschreibung die Sphinx mit keinem Worte erwähnt. Er hat — wie er selber bekundet — den Wüstenfriedhof besucht und sich von den Dolmetschern den Hergang des Pyramidenbaues berichten sowie die Charaktere der Könige schildern lassen, er hat sogar die Angabe für des Aufzeichnens wert gehalten, daß die mit der Errichtung beschäftigten Arbeiter für insgesamt sechzehntausend Silber-

Talente Rettiche, Zwiebeln und Knoblauchzehen verzehrt hätten. Man hat ihm erzählt, was man sich aus unverstandenen Brocken der Überlieferung, aus Fabulierlust und Spekulation auf die unstillbare und rentable Wißbegier der Fremden zurechtgelegt hatte; — ganz wie noch heute. Wie konnte ihm der gewaltige Wächter des Bezirkes verborgen bleiben, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, in ihrer Art nicht geringer als die Königsgrabmäler? Wie kommt es, daß sich über ihn auch die späteren griechischen Reiseberichter ausschweigen? Es ist nicht gut denkbar, daß er je ganz im Sande verschwinden konnte.

Zwei Fragen drängen sich beim Anblick dieses in Planung und Ausführung einzigen Bildwerkes vor allen anderen auf: welche Aufgabe hatte es an seiner Stätte zu erfüllen und wer gab den Auftrag zu seiner Gestaltung? Wen stellt es dar und auf wen führt es zurück?

Die Sphinx in Gestalt eines liegenden Löwen mit einem Königskopfe, den ein mit der Königsschlange geschmücktes Kopftuch — die Herrscherhaube — umrahmt, scheint nach Evers' Feststellung erst um die Wende von der dritten zur vierten Dynastie erfunden zu sein. Zwei Sphinxe aus dieser bedeutsamen, auf allen Feldern schöpferischen Übergangszeit — die eine in Turin, die andere von Abu Roâsch in Kairo — zeigen noch nicht die typische Organisation: das Ineinanderwirken von Raubtierleib und tuchumhülltem Menschenkopf.

Das erste Beispiel der Verwirklichung des großen Formgedankens ist die große Felssphinx von Gise, — eines Formgedankens, der fortab diese Denkmälergattung bestimmt, auch wenn die Bildlösungen im einzelnen unter der Einwirkung des Zeitgeistes variieren.

Weitere Sphinxe — transportable Steinbilder von entsprechendem, angemessenen Format — sind im Alten Reich nur in Standspuren und Bruchstücken nachzuweisen. Im Mittleren Reiche haben wohl alle Könige herrliche Hartsteinsphinxe von sich schaffen lassen; es ist die sozusagen klassische Epoche dieser Gattung, und die großen Meister an den Hofwerkstätten konnten sich an vervollkommnender Ausklärung des Typus nicht genugtun. Die edle, verhaltene Spannung des Löwenleibes steigert sich allmählich bis zur Sprungbereitschaft. Gedrungen, von elementarer Kraft gesättigt, scheint jene Sondergruppe den Losbruch förmlich gewaltsam zurückzuhalten, bei der sich das löwenkühne Menschengesicht unmittelbar in den Rahmen der strengstilisierten Mähnenzotten fügt, — einer Mähne, welche mit ihrem wulstigen Zopfteil die Vorstellung der Königshaube unbestimmt durchfühlen läßt. Unter Amenemhêt III. sind gegen Ausgang der zwölften Dynastie die mächtigsten, überzeugendsten Vertreter dieser Klasse geschaffen worden. Unter den Herrschern und Usurpatoren der dreizehnten Dynastie entartet allmählich die Bildidee. Zu Beginn der Weltmachtepoche greift Hatschepsut noch einmal auf sie zurück.

Die Sphinxe der achtzehnten und neunzehnten Dynastie sind bereits Spätlinge. Aber ihre Spannkraft ist in der Thutmosidenzeit noch immer bezwingend, und Handwerk wie Ausdruck vielfach von erregender Intensität selbst da, wo es

sich um ausgesprochene Dekorationsstücke handelt. Ein Rest mythischen Zaubers verklärt selbst die freundlich-einfältigen Gesichter der leise lächelnden Dutzendsphinxe griechischer und römischer Zeit.

Welche Vorstellung liegt der in aller Wunderlichkeit überzeugenden und nachhaltig packenden, immer wieder zum Grübeln anregenden Bildung zugrunde?

Keine Frage: der Pharao — und zwar ein ganz bestimmter, in der Regel auf dem Denkmal namentlich bezeichneter — erscheint in seiner Majestät bildnishaft kenntlich und doch zugleich in Gestalt des in Zorn und Angriff eindrucksvollsten, königlichsten Tieres, dem schon der Urmensch mit Gefühlen besonderer Art gegenübergestanden zu haben scheint.

Die Sphinx ist das monumentale Sinnbild der Königsmacht.

Im Reliefschmuck einer frühdynastischen Prunkschminktafel reißt ein grollender Mähnenlöwe einem auf der Walstatt liegenden Gefallenen den Bauch auf. Er verkörpert so sicher den König Ägyptens, den unwiderstehlichen Gotthäuptling, wie jener Wildstier, der auf eng verwandten Weihpaletten gegnerische Festungswerke zerstört und Feinde unter seine Hufe trampelt.

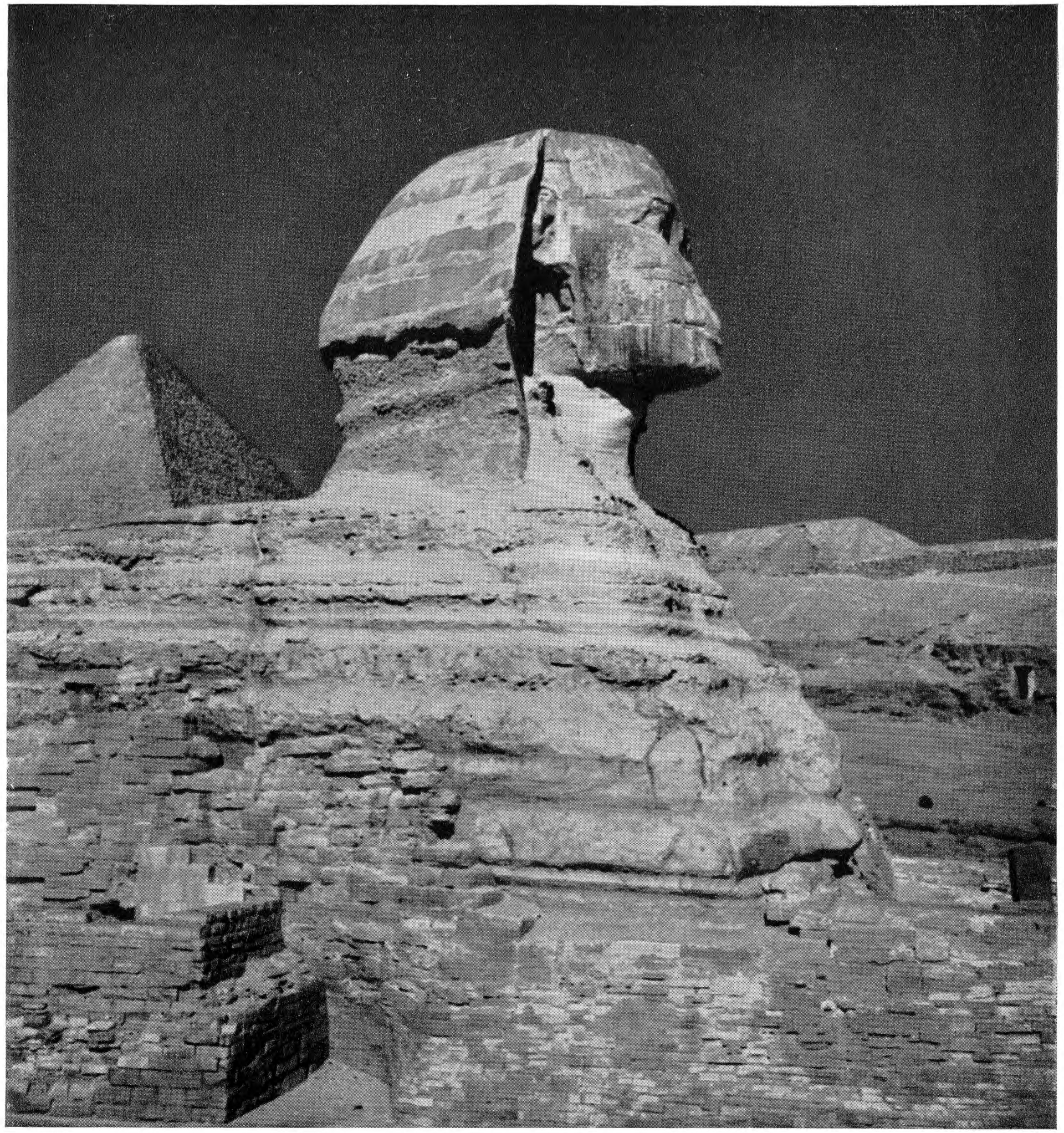
Ein Stierschwanz am Gürtel gehört durch den ganzen Verlauf der altägyptischen Geschichte hin zum Pharaonenornat. Steckt hinter der rahmenden, am Hinterhaupt voll sich wölbenden und am Rücken zu einem Zopfteil zusammengefaßten Königshaube eine Urvorstellung der Löwenmähne?

Man pflegt die große Sphinx als Wächter des Reichsfriedhofes der vierten Dynastie zu bezeichnen.

Trifft dies zu? Bewacht der König als gotthafter Menschenlöwe seinen eigenen Grabbereich? Warum dann nur in diesem einen, sich so nicht wiederholenden Falle? Felsbuckel stehen auch andernorts an, wo Königsgräber aufragen oder sich verbergen, und man hätte in der Folgezeit diesen oder jenen wohl gleichfalls zu einer Sphinx umgestalten können ...

Bedarf es des Königsbildes, der Königsmacht und des Königsschreckens, um Räuber und Zerstörer der Pharaonengruft fernzuhalten? Man muß an die gleichfalls frageweise und eigentlich unbegründet als „Wächterstatuen" bezeichneten lebensgroßen Holzbilder des Tutanchamon in seinem thebanischen Grabe am vermauerten Zugang zur Sarkophagkammer denken.

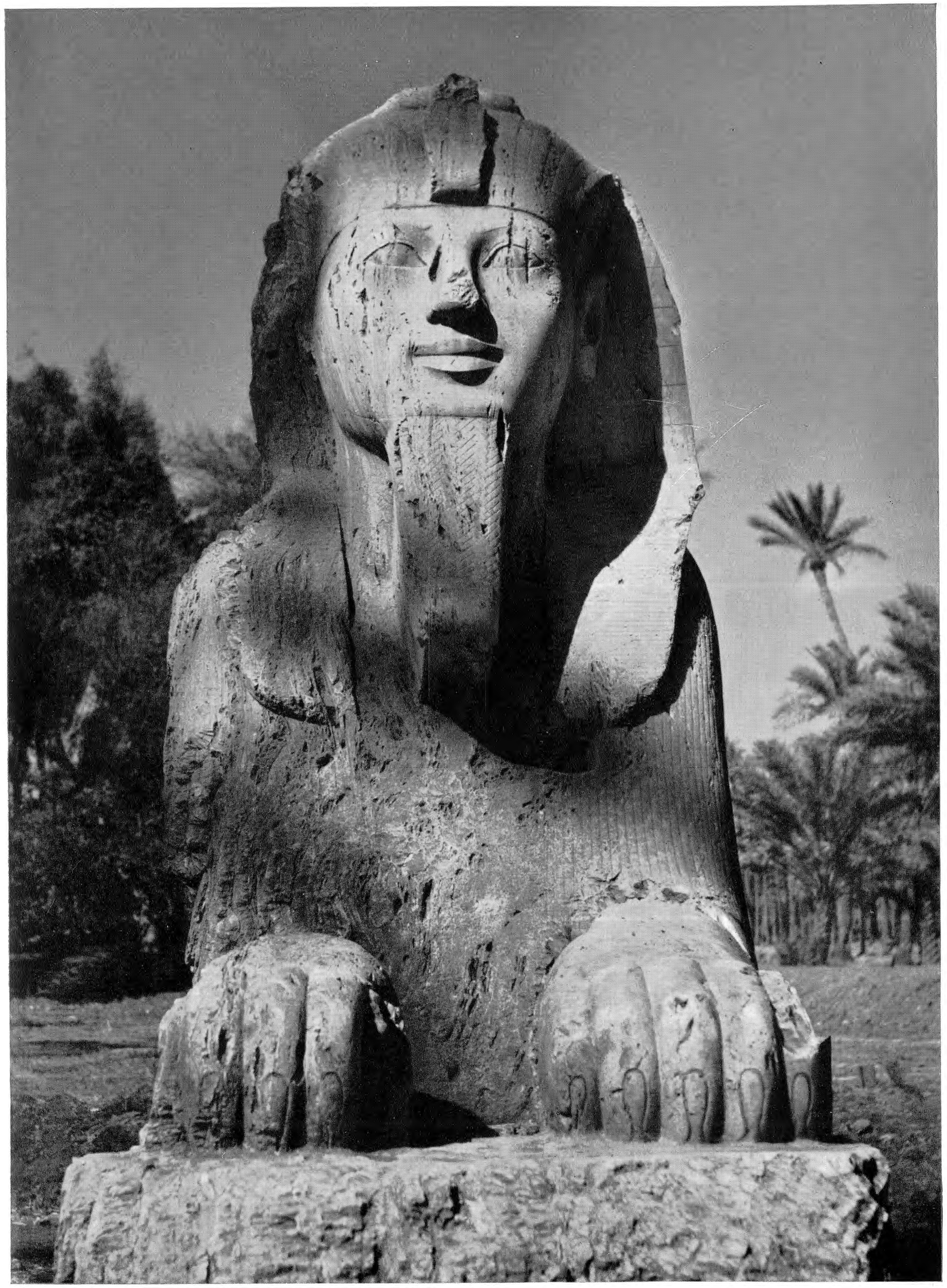
Im Mittleren Reiche scheint die Sphinx wie die Königsstatue wesentlich Macht und Beständigkeit der Staatseinheit zu verkörpern, die nach dem Verfall des Alten Reiches und einem Jahrhundert zerrüttender sozialer Krisen in zäher Zielstrebigkeit von Theben her zurückgewonnen werden konnte. Das figürliche Denkmal entwächst der Sphäre des Grabzusammenhanges und zeigt sich demonstrativ dem Volke, dessen Ordnungs- und Aufbaukräfte sich an ihm stärken. Damit scheint die ursprüngliche Bedeutung sich etwas zu verwischen. Es erhält zur kultischen eine Art politischer Funktion, wird Niederschlag aktueller Anlässe. Der tapfere und rechtliche dritte Sesostris läßt auf der von ihm festgesetzten Südgrenze eine Statue von sich errichten, pflanzt sie wie eine Fahne in den umstritte-



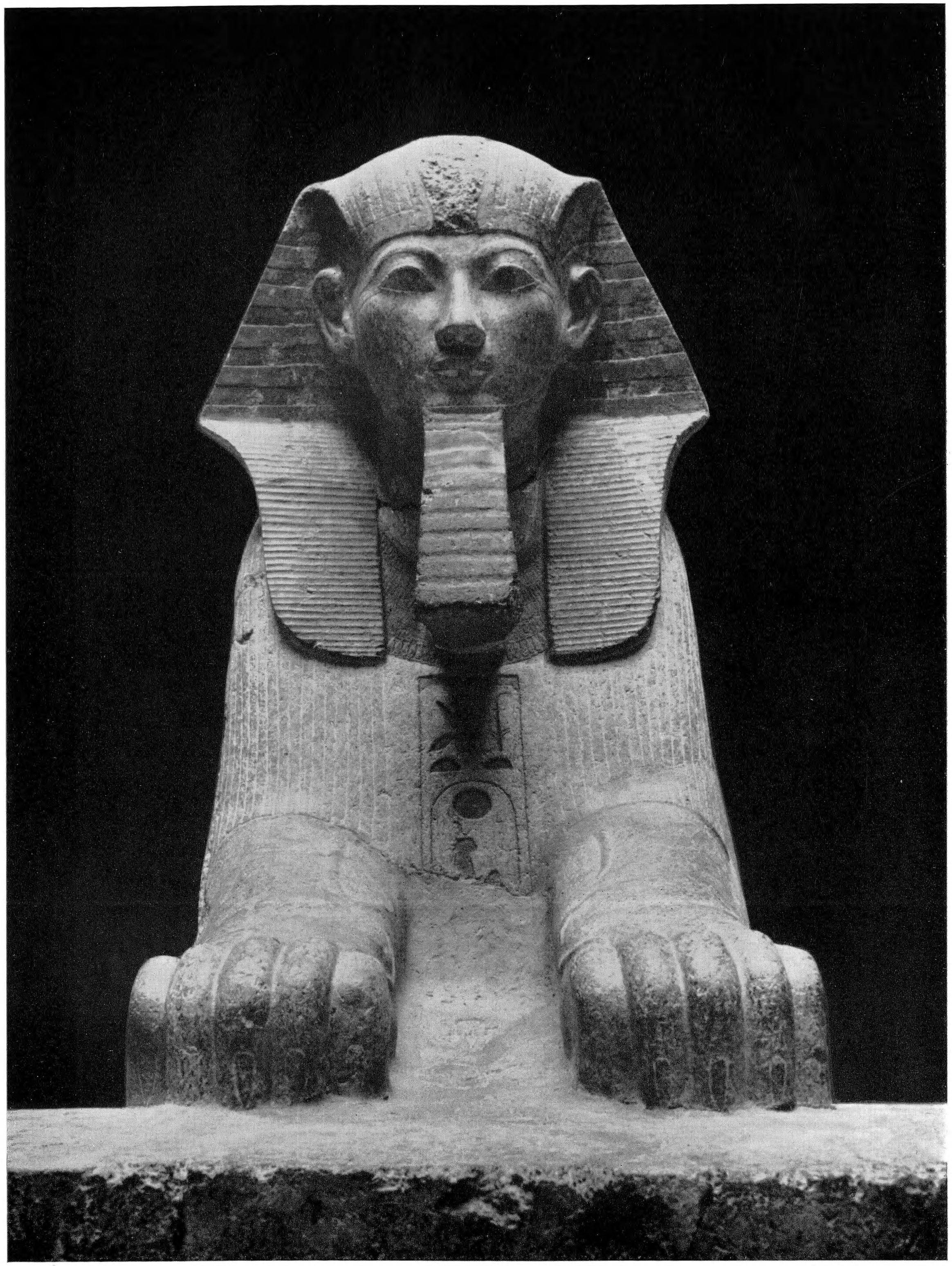
16 Das gewaltigste Bildwerk der Menschheit: Die große Sphinx.



17 Steingewordene Majestät: Mähnensphinx König Amenemhêt's III.; ein Hauptwerk der Bildhauerkunst des Mittleren Reiches (um 1790 v. Chr.).



18 Alabastersphinx eines der ersten Könige des Neuen Reiches, gefunden und wiederaufgerichtet im Bezirk des Ptahtempels von Memphis.



19 Granitsphinx der Königin Hatschepsut (um 1490 v. Chr.) von ihrem Terrassenheiligtum in Theben; aus Trümmern zusammengesetzt.

nen Boden, „damit ihr durch sie gedeihen möget, aber auch, daß ihr für sie kämpft!" Die schöne Alabastersphinx an der Stätte des alten Ptahtempels von Memphis, welche inmitten des lichten Palmenhaines von Mit-Rahine den Besucher des Totenfeldes von Sakkara so eindrucksvoll erwartet, ist von einem der großen Hyksosvertreiber gewiß nicht von ungefähr in den Tempelbezirk der Nordhauptstadt geweiht worden. Wo die Mähnensphinxe Amenemhêts III. ursprünglich aufgestellt gewesen sind, steht dahin, aber mindestens acht von ihnen sind in den Tempel von Tanis gelangt und von Ramses II., Merneptah und Psusennes usurpiert worden. Eine vorzüglich gearbeitete Granitsphinx Thutmosis' III. ist aus Karnak in das Kairener Museum verbracht, an weiteren ihrer Art wird es im Bereiche des großen Amontempels gewiß nicht gefehlt haben.

Freilich — in Abständen aufgestellte ganz entsprechende Granitsphinxe flankierten auch den langen Zugangsweg zum Totentempel seiner Familie, vor allem der von ihm zuletzt so erbittert verfolgten Hatschepsut. Waren auch sie als Wächter gedacht, als Beschützer des wundervoll gelegenen Heiligtums von Der el-bahari und seines Totendienstes? Die verfemte Königin war in der Längsachse der Anlage, aber jenseits des Höhenrückens, im Tale der Königsgräber bestattet.

So muß die Funktion der großen Sphinx von Gise, der ältesten, ursprünglichsten, die wir vor Augen haben, wohl als noch ungeklärt betrachtet werden. Man nähme sie gern als kühne, geniale Improvisation, hervorgegangen aus der Laune eines königlich schöpferischen Augenblickes. Aber das wäre modern gedacht. Die Werke der gestalterischen Frühzeiten sind von verpflichtenden, sehr ernst und feierlich gehüteten Bindungen bestimmt.

Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß das Felsenbild — obschon es den König verewigt und seine Löwenmacht — in Beziehung zum Kultus der Götter von Heliopolis steht, und insbesondere zum Kult des Sonnen-Allgottes.

Die uralte weise, ethisch groß unterbaute Lehre der benachbarten Sonnenstadt bemächtigte sich ja in jener fernen Zeit unwiderstehlich des Glaubens und der Geisteshaltung der Dynastie. Des Cheops Name, Chufu, ist noch mit dem des Menschenbildnergottes Chnum zusammengesetzt. Unter seinem Erben und Nachfolger Dedefrê, der ein Sonderling gewesen zu sein scheint und nur wenige Jahre regierte, ist der Königsname bereits in Verbindung mit dem des Sonnengottes Rê gebracht. Und so geht es dann mit wenigen Ausnahmen fort: Chafrê, Menkaurê, Sahurê, Nefererkerê, Niuserrê ... Von dem in der Namensbildung abweichenden Begründer der fünften Dynastie, Userkaf, wissen wir, daß er Hoherpriester des Sonnengottes von Heliopolis gewesen ist ...

Bereits Dedefrê gab ein besonderes Beispiel seiner Verbundenheit mit der Theologie der Sonnenstadt: er errichtete seine einsame Pyramide am westlichen Wüstenrande auf der Höhe ihr gerade gegenüber.

Steckt doch etwas Wahres hinter den Priesterbekundungen und den Volksmärchen des Neuen Reiches, daß das Riesenbildwerk den Sonnengott Rê-Harachte (= Harmachis) darstelle?

Es blickt groß nach Osten, nach Aufgang hin ...

Vereinigen sich in seinem Felsenleibe wie in der Pyramide König und Gott? Wen stellte dann das herausgearbeitete Bild an seiner Brust dar? Es wird für ein Götterbild gehalten, und so steht es auch im Baedeker zu lesen. Kann es ein solches gewesen sein? Wie käme der als Sphinx personifizierte Herrscher dazu, eine Gottheit schützend an die Brust und in die Obhut seiner Pranken zu nehmen? Die göttlichen Widdersphinxe der Tempelstraßen des Neuen Reiches beschirmen den Pharao in dieser Weise — und so ist es in der Ordnung. Als Weihgabe kann die Königssphinx eine Götterstatue nicht darbringen. Das tun Stand-, Knie- und Hockbilder von Privatleuten in der Spätzeit Ägyptens, die hier nicht in Betracht kommt. Gegen Ausgang des Neuen Reiches hält die kleine Granitsphinx einer thebanischen Fürstin einmal ein Spendengefäß. Aber auch das hat zu der merkwürdigen Beifigur der großen Ursphinx keine Beziehung.

Wer birgt sich an ihrer Brust? Das ist eine für die Entschlüsselung ihres Rätsels brennend wichtige Frage ...

Der formlose Skulpturenrest antwortet keiner Befragung. Er ist bis zur Unkenntlichkeit verwittert.

Es bleibt des Überdenkens wert, daß die Nachbarschaft in der Zeit der ägyptischen Weltmachtgeltung das Felsbild als Bild des Sonnengottes verehrte, ja, daß die Pharaonen selber in ihm ein solches gesehen haben. Sie haben eigene Sphinxe arbeiten lassen, sie wußten, welche Sinnbedeutung diesem symbolischen Zwitterbilde zukommt. Sie konnten dieser Meinung sein, obgleich das Haupt der großen Sphinx von der Königshaube umrahmt ist, die eigentlich den Gedanken an ein Götterbild ausschließen sollte. Die Schlange gehört ja auch an die Stirn des Sonnengottes Rê, wie schon die Pyramidentexte wissen, und der Bartstutz ist auch den Göttern eigentümlich ...

War es doch ein König, der sich im Felsbild dem Schutze eines großen, überragenden Gottes, des Sonnengottes, unterstellte?

Oder war Königsmacht zur Zeit der Erschaffung der Sphinx so übergewaltig, daß sie sogar Götter zu hüten vermochte?

Es bleibt noch die Frage nach dem Schöpfer des gewaltigen Kunstwerkes. Bekanntlich gilt fast allgemein König Chephren dafür, und es erhebt sich ja auch neben dem Torbau seines Totentempels, östlich von seiner Pyramide. Allerdings aus einem Steinbruch des Cheops, seines Vaters, der die größte der drei Pyramiden von Gise errichtete und dessen mächtiger Geist dem gesamten Riesenfriedhof noch immer das bestimmende Gepräge gibt.

Worauf sich die Zuschreibung an Chephren gründet, ist schon erwähnt. Aber es gibt auch Kriterien, die sie zweifelhaft erscheinen lassen.

Die Maßverhältnisse des Sphinxkörpers sind sonderbar unausgeglichen. Dem gestreckten Löwenrumpf mit den langen Pranken gegenüber wirkt der Kopf auch dann auffällig klein, wenn man das Fehlen der Brustlappen an der Haube in Rechnung stellt. Die Augen sind übergroß und ungewöhnlich weit aufgeschlagen; der Augapfel ist stark herausgearbeitet, der innere Augenwinkel tief gehöhlt. Die Seitenflügelflächen der Haube verlaufen nicht in gleicher Ebene rechtwinklig zur Wange, sondern in altertümlicher Weise von den Außenkanten schräg zurück hinter die Ohren, so daß sie unterhöhlt wirken. Dieser später aufgegebenen Bildung liegt noch der wirkliche Fall des weichen Stoffes zugrunde.

Diese Merkmale fehlen den bekannten herrlichen Königsbildern des Chephren, die formal ausgereifter, ja schon fast akademisch bewältigt erscheinen. Er ließ — wenn die Rekonstruktionen nicht trügen, bereits Sphinxpaare gewöhnlicher Größe dekorativ vor die beiden Zugänge des Torbaues seiner Totentempelanlage postieren. Der großen Sphinx haftet etwas Ursprüngliches, Erstmaliges an.

Weiter:

Die Aufwege der Pyramidentempel des Cheops und des Mykerinos verlaufen im rechten Winkel zur Pyramidenbasis, auf die sie hinleiten, geradlinig nach Osten an den Hang des Wüstenplateaus unter Wahrnehmung der kürzestmöglichen Strecke. Aus letzterem Grunde führt der alte Zuweg zur Cheopspyramide sogar ein wenig aus Ostnordost heran.

Anders bei Chephren. Sein Aufweg ist durch ungünstiges Gelände schräg gelegt, obwohl sich eine direkt östlich verlaufende Geländefalte angeboten hat. Er wählt einen im Gegenwinkel zu dem des Vaters laufenden, unbequemeren Zugang, aber — er braucht damit nicht die große Sphinx vom Friedhofsteil seines Vaters abzuschneiden. Er beläßt sie — offenbar pietätvoll — diesem, so ungeschickt das Riesendenkmal sich auch in seine eigene Anlage fügt. Aus ihrer Grube aufragend, blickt die Sphinx wie aus anderer Sphäre an den Quadern seiner Tempelmauern vorbei, aufwärts dahin, wo Morgen für Morgen ohne Unterlaß der Glutball den rosigen Dünsten entschwebt. Sie wirkt wie von ungefähr herangerückt an diese Aufwegstelle, nicht wie hingewollt.

Ist es Cheops, dessen großer Blick aus den weit aufgeschlagenen Augen des Rätselbildes bricht? Cheops, der diesen Wüstensaum als Königsfriedhof wählte und auf ihm die erste, größte Pyramide errichten ließ, und nicht Chephren, der Sohn?

Noch haben wir kein monumentales Steinbild von ihm, das durch Namensbeischrift gesichert einen Vergleich ermöglichen könnte.

Der Taltempel seiner Pyramide harrt unter dem Dorfe Kafr el-Sammân noch der Ausgrabung. Aufwegreste weisen die Richtung.

Was wird dort zu finden sein?

DIE HEILIGEN TIERE

„Die ägyptischen Tempel waren groß und schön, aus wertvollen Steinen erbaut und mit Gold und Malerei ausgeschmückt. Wenn man aber nach dem Namen des Gottes fragte, dem sie geweiht waren, dann erfuhr man, daß dieser Gott ein Affe, ein Ibis, ein Bock oder eine Katze war ..."

So äußert sich mit kaum verhaltenem Spott Lucian, der im Jahre 120 n. Chr. in Samosata am Euphrat geborene Heine des sinkenden Altertums. Clemens von Alexandrien, dreißig Jahre später zur Welt gekommen, höhnt bereits offen:

„Das innere Heiligtum der ägyptischen Tempel ist hinter kostbaren Vorhängen verborgen. Tritt man herzu, den Gott zu suchen, so kommt der Priester, mit bedeutsamer Miene einen Hymnus singend, hebt den Schleier, als wolle er uns die Gottheit zeigen, und — erregt in uns nur ein großes Gelächter. Denn wir sehen nichts einer Gottheit Ähnliches, sondern eine Katze, ein Krokodil, eine Schlange."

Der heilige Clemens — zum Christentum übergetreten und in die Stellung eines Presbyters aufgerückt — denkt als Vorsteher einer frühchristlichen Gemeinde nicht anders als lange vor seiner Zeit der Erbe Caesars, Octavian. Der Bezwinger des Antonius und der Kleopatra antwortete auf dem altheiligen Boden Ägyptens den einheimischen Priestern, die ihm einen Besuch des hochverehrten Apis-Stieres zu Memphis nahelegten, „er pflege Götter anzubeten, nicht Ochsen." Man sieht ihn vor sich, nüchtern-überlegen, verstandesklar, jugendlich-selbstgewiß, wie er vor der zerstörten, gebrochenen Kleopatra gestanden haben mag.

Das Rom jener Tage verstand die uralte Bindung nicht mehr, die das vergreisende Pharaonenland mit dem Tiere verknüpfte.

Es ist der Geist der Aufklärung, der aus der schonungslosen Ironie des späteren Augustus, des Vaters des Vaterlandes, spricht. Die magischen Zusammenhänge waren ihm bereits verloren, so ernst er es auch mit dem altväterlichen Kultus, mit Sitte und Gesetz nahm.

Die Griechen waren vorsichtiger. Auch sie blickten in jener Zeit schon bar aller tieferen Beziehung auf das Tier herab, das allenfalls dem Opfer, in der Regel aber nur noch der Arbeit, der Ernährung oder dem beiläufigen Vergnügen zu dienen hatte. Befremdet wie die römischen Ägyptenbesucher mußten sie im Niltale erfahren, daß die „weisesten der Menschen" das Tier in mancherlei Gestalt als heilig und göttlich verehrten, ja, daß sogar viele menschengestaltige Götterbilder mit Tierköpfen ausgestattet waren. Und nicht nur den wehrhaften, majestätischen und schönen Tieren ward solche Glaubensauszeichnung zuteil: man verehrte die Ratte, die Spitzmaus, die Kröte, den Mistkäfer. Kleine Bronzesärge mit den Bildfiguren dieser Geschöpfe waren zur Bestattung ihrer Überreste bestimmt und baumelten — an Ösen aufgehängt — an Weihestätten und in Häuslichkeiten. Gewisse Tierarten waren als heilig vor jeder Nachstellung geschützt, und es gab Mord und Totschlag, wenn sich ein Auswärtiger in Unkenntnis an einem ihrer Vertreter vergriff. Das alles schien den hellenischen Beobachtern — Reisenden wie Schriftstellern — so sonderbar, daß sie sich anders wie die realistischen Römer um Erklärungen bemühten, welche geeignet waren, den unfaßbar zäh verwurzelten Tierkult mit dem allgemein verbreiteten Dogma von der höheren Einsicht der Niltalbewohner in Einklang zu bringen. Eine große Zahl dahingehender Vorschläge ist uns überliefert — und sie alle beweisen die Unsicherheit, mit der der skeptische Rationalismus an dem Phänomen herumtastet, um einleuchtende Gründe aufzuzeigen.

Vor allem war es der ehrbare Plutarch von Chaironeia, der mit solchen Vorschlägen hervortrat. Seine Lebensbeschreibungen berühmter Männer der griechischen und römischen Geschichte bilden bis auf unsere Tage eine weitverbreitete und beliebte Lektüre. Jean Paul hat ihn den biographischen Shakespeare der Weltgeschichte genannt und es gibt wohl keinen überragenden Kopf unter den Großen der Neuzeit, der nicht irgendwann einmal unter dem Eindruck der Biographienpaare dieses Zeitgenossen der Kaiser Domitian, Traian und Hadrian gestanden hat. In einer Schrift, welche er um 120 n. Chr. in dem hohen Alter von etwa achtzig Jahren verfaßte, hat er die Sage von Isis und Osiris behandelt und in ihrem Rahmen sich auch über die sonstigen mannigfachen Lehren der ägyptischen Religion und den ihnen innewohnenden tieferen Sinn geäußert. Man darf nicht hoffen, bei dem klugen, einsichtigen Moralphilosophen wirklich eine objektive Darstellung rein ägyptischer Glaubenslehre zu finden. Er war auf Gewährsmänner angewiesen, deren Berichte er in gewissenhafter Sammeltätigkeit zusammenstellte, war der ägyptischen Sprache unkundig und hat das Land der Pyramiden höchstwahrscheinlich selbst niemals gesehen. Zudem brachte er die ihm zuteil gewordene Kunde in ein System, das durchaus von griechisch-philosophischen Vorstellungen bestimmt war, und identifizierte mit der Unbefangenheit, die der Denkweise des antiken Hellenen darin eigen war, Götter wie Lehren der Ägypter und Griechen miteinander. Wo es galt, Dunkelheiten der ägyptischen Theologien zu erklären, wandte er unbedenklich griechische Gedankengänge an. So erfährt man aus seinen Darlegungen nicht so sehr die wirklichen ägyptischen Religionsauffassungen, als vielmehr eine Zusammenstellung dessen, was man zu Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts in geistig hochstehenden Griechenkreisen über die Religion des Pharaonenlandes dachte.

Es ist sehr bezeichnend, daß er in der Nützlichkeit der betreffenden Tierarten den eigentlichen Grund für ihre Verehrung sieht. Spätzeiten verleugnen sich nie

— und auch die unerschöpflich scheinende griechische Idealität verlor sich allgemach an den Rationalismus. Rind, Schaf und Pharaonsratte (Ichneumon) habe man — so meint er — ihres Nutzens und ihrer Brauchbarkeit halber verehrt. Der Ibis gelte als heilig, weil er die Menschen gelehrt habe, das heilsame Klystier anzuwenden. Andere Tiere wurden seiner Auffassung nach hochgehalten, weil man in ihnen Widerspiegelungen der göttlichen Macht wahrzunehmen geglaubt habe, die zum Gottwesen sich etwa so verhielten, wie das Abbild der Sonne im Regentropfen zur Sonne selbst. So habe man beispielsweise das Krokodil heiliggehalten, weil es „keine Zunge habe" und weil auch die Gottheit in Verbreitung ihres Wortes keiner Stimme bedürfe. Das Wiesel empfange Kultus, weil es mit dem Ohre empfange und mit dem Munde gebäre, also ein Abbild der Entstehung der Rede sei, die Schlange, weil sie nicht altere und den Sternen darin gleiche, daß sie ohne Gliedmaßen sich leicht dahingleitend fortbewege.

Nicht minder unägyptisch ist eine weitere von Plutarch aufgezeichnete Theorie, nach der jede unvernünftige und tierische Natur ein Teil des bösen Geistes sei, den man durch pflegende Verehrung besänftigen müsse. Die Seele des unheilbringenden Gottes Typhon sei auf die Kreatur verteilt und darum könne es für den Gläubigen nur von Vorteil sein, sie zu begütigen.

Liegt dieser Furchthypothese die kaum noch bewußte Vorstellung vom übermächtigen Tiergegner zugrunde, dessen List und Kraft für den natursichtigen, naturverbundenen Menschen — den Eskimo, den Aino, den innerafrikanischen Neger, ja noch den sibirischen Bauern — bis in unsere Tage hinein etwas zu scheuer Verehrung Verpflichtendes anhaftet? Deutet sich ein Nachfühlen der Urfurcht an, die den Urkult weckte?

Diodor, der Sizilier, der Ägypten um 57 v. Chr. bereiste, kommt mit einem Gedanken dem ägyptischen Sachverhalt recht nahe, wie er sich uns heute darstellt. Nach ihm hätte ein Frühzeitkönig oder der Gott Osiris den verschiedenen Truppenteilen seines Volksheeres Standarten verliehen, an die sie sich im Streit zu halten hatten, um Unordnung unter den einzelnen Abteilungen zu vermeiden. Auf diese von den Anführern voranzutragenden Standarten setzte man die Bilder gewisser Tiere. Dank der damit bewirkten Ordnung blieben die Ägypter im Kriege siegreich und glaubten infolgedessen fortab, ihr Heil den Tieren zu verdanken. Von Rührung und Dankesgefühl bestimmt, führten sie die göttliche Verehrung der Tiere ein, bei der es dann durch die Jahrtausende geblieben sei.

Wir wissen nun in der Tat, daß schon in frühdynastischer Zeit die Bilder heiliger Tiere wie Schakalhunde und Falken auf Tragstangen mitgeführt wurden. Sie bildeten Stammestoteme, um die man sich sammelte. Der Falkenstamm des Königsgottes Horos von Necheb-Nechen (der heiligen Falkenstadt, Hierakonpolis, der Griechenzeit) vollbrachte um 2900 v. Chr. gewaltsam die Vereinigung der Gebietsteile Oberägypten und Unterägypten, die einander bis dahin feindlich gegenübergestanden hatten, und führte damit das Reich herauf. Auf den Weihschminktafeln jener grauen Frühzeit, die von den Königen in die

Urtempel geweiht worden sind, sieht man Standartenträger mit solchen Tiergestalten wohl als Gauvertreter dem gekrönten Herrscher voranschreiten. Aber nicht aus Mißverständnis hat die Folgezeit diese Tiersymbole angebetet. Man hat vielmehr als Standartenkennzeichen für Streithaufen, Siedlungsgemeinschaften und Priesterkollegien die Gestalten derjenigen Tiere gewählt, welche sie in Frieden wie Krieg als ihre heimischen Schutzdämonen verehrten. Nicht das Kennbild steht am Anfang als Veranlassung des Kultus, sondern die Tiergottheit der urzeitlichen Lebensgemeinschaft selber, auf die es hinweist.

Herodot, der forschende und betrachtende Geschichtschreiber klassischer Zeit, in aller Wißbegier tief gläubig und — wo es das Heilige anrührt — auch in der Darstellung fremder Glaubensbräuche verschwiegen, hat Ägypten um 450 v.Chr. bereist und auf seine Weise vom dort herrschenden Tierkultus Zeugnis abgelegt. Er weiß noch, daß die Gottheit Wohnsitz im Körper der Kreatur nehmen kann. Ihm verblenden Nützlichkeitserwägungen noch nicht die reine Ahnung von der Allverbundenheit des Lebens in jeglicher Gestalt. Voll geheimer Bedeutung, hier den Erdgewalten verschwistert, dort den Olympischen zugehörig, stellte sich dem Hellenen seiner Zeit das Tier in seinem Tun dar, solange noch kein Riß durch sein Weltbild ging. Die unheimliche Gewalt des unter Regengüssen anschwellenden Stromes verkörperte sich ihm im Bilde des erzürnten Stieres, der rollenden Auges das schwere Haupt wiegt und angriffsbereit den Boden mit seinen Vorderhufen aufwirft. Die Mysterien der Unterwelt umwittern den schuppigen Leib der Schlange. Göttlicher Abglanz ruht auf dem Gefieder der meisten Vögel. Sogar das Insektenvolk erfüllt in Arbeitsfleiß wie Zerstörungseifer dämonischen Auftrag: gotterfüllt ist das Tun der unermüdlichen Imme, gottgewollt das Vernichtungswerk der unersättlichen Heuschrecke. Das Tempeltier auch der hellenischen Kulturfrühe konnte Mitwisser des Willens oder des Vorauserkennens der Gottheit sein. Aus den Eingeweiden des Schlachtopfers wurde die schicksalbestimmte Zukunft offenbar. Noch nannte man mit Homer Hera die „Kuhäugige", Athena die „Eulenäugige". Jene dunkelgefiederte Taube, die dem afrikanischen Schwarme voran alljährlich zum Heiligtume am sizilischen Eryx zog, galt als Aphrodite selber, die Liebesgöttin, und der gehörnte, bocksfüßige Pan behauptete sich nach wie vor in der gläubigen Scheu arkadischer Hirten. So bemüht der ehrwürdig-ernsthafte Vater der Geschichte sich nicht um Erklärung der ägyptischen Tierkulte: er verzeichnet sie samt allem sonderbar Fremdartigen an Sitte und Ausübung, das sich an sie knüpft. Es ist überaus aufschlußreich, ihn zu Rate zu ziehen, auch wenn es nur die verkalkende, sinnentleerte Spätzeit der alten Kultur ist, deren Brauchtum er schildert.

Lassen wir ihn selber sprechen:

„Die Ägypter haben überhaupt einen gar strengen heiligen Dienst, unter anderem auch dieses:

Ägypten grenzt zwar an Libyen, ist aber dennoch nicht reich an Tieren. Die aber da sind, gelten alle für heilig, Haustiere und wilde. Warum sie dieselben

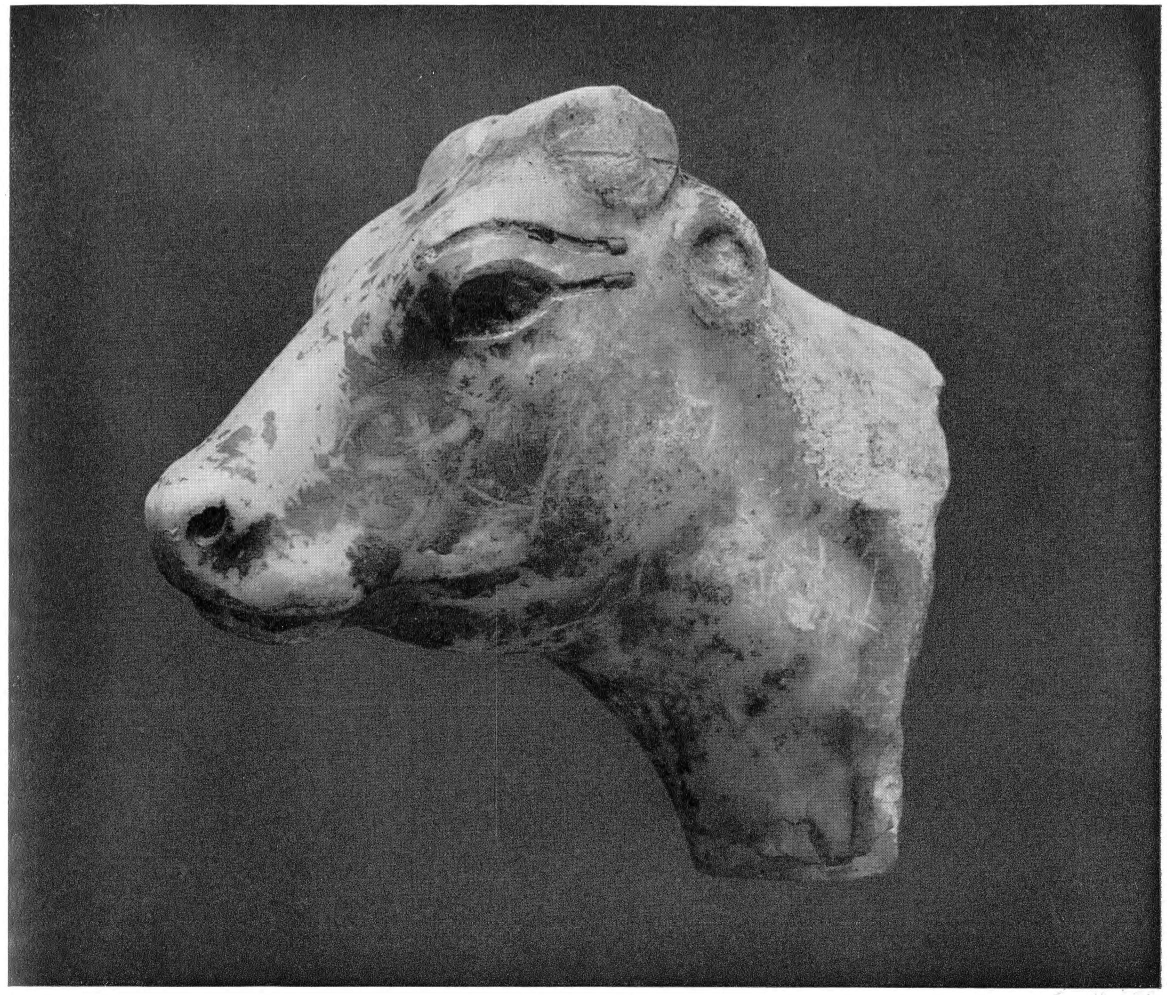
aber für heilig halten, — wenn ich das sagen wollte, so würde ich mich mit meiner Erzählung in die göttlichen Dinge vertiefen, davon ich mich doch sehr in acht nehme zu sprechen, und was ich davon schon berührt und gesagt habe, das habe ich nur notgedrungen gesagt (!).

Der Brauch mit den Tieren aber ist nun folgender: Ein jedes Tier hat seine Wärter — Männer und Weiber von ägyptischen Leuten — und diese Würde geht vom Vater auf den Sohn über. Und die Leute in den Städten bringen ihnen Gaben dar auf folgende Art: sie beten zu dem Gott, dem das Tier geheiligt ist, und dabei scheren sie den Kindern den ganzen Kopf kahl — oder nur die Hälfte oder auch bloß den dritten Teil des Kopfes — und wägen die Haare gegen Silber ab, und was sie wiegen, das geben sie an die Wärterin des betreffenden Tieres. Die kauft Fische dafür, zerstückelt sie und reicht sie den Tieren zum Futter. So werden dieselben ernährt.

Wenn aber jemand eins von diesen Tieren aus Vorsatz tötet, so steht die Todesstrafe darauf; geschieht es nicht aus Vorsatz, so zahlt er die Strafe, die ihm die Priester auflegen. Wer aber einen Ibis oder einen Falken tötet — ob nun aus Vorsatz oder nicht — der muß ohne Gnade sterben.

Ob nun gleich viele Haustiere sind, so würden doch noch viel mehr sein, wenn es nicht mit den Katzen auf folgende Art ginge: wenn die Weibchen geworfen haben, so laufen sie nicht mehr nach den Katern, diese aber sind in der Brunst und können sie nicht stillen. Da fallen sie denn auf diese List: sie stehlen und entwenden heimlich den Katzen ihre Jungen und beißen sie tot, fressen sie aber doch nicht. Die Weibchen nun, denen ihre Jungen genommen sind, verlangen nach anderen, und so laufen sie wiederum nach den Katern, denn dieses Tier hat die Jungen gar lieb! Und wenn eine Feuersbrunst ist, so geht es mit den Katzen ganz wunderbar. Die Ägypter nämlich stehen in gewissen Zwischenräumen und haben acht auf die Katzen, an denen sie hängen, und kümmern sich gar nicht darum, das Feuer zu löschen. Die Katzen aber schlüpfen durch die Menschen hindurch oder springen über sie hinweg und stürzen sich in das Feuer. Und wenn dies geschieht, so tragen die Ägypter großes Leid. Und wenn in einem Hause eine Katze eines natürlichen Todes stirbt, so scheren sich alle Bewohner die Augenbrauen ab; wo aber ein Hund stirbt, die scheren den ganzen Leib und den Kopf kahl. Die toten Katzen bringen sie in heilige Häuser, und da werden sie einbalsamiert und zu Bubastis bestattet. Die Hunde aber begraben sie in heiligen Särgen, ein jeglicher in seiner Stadt. Und wie die Hunde werden auch die Ichneumons begraben; die Spitzmäuse und Falken aber bringen sie nach Buto, die Ibisse nach Hermopolis. Die Bären aber, die höchst selten sind, und die Wölfe, die nicht viel größer sind als die Füchse, begraben sie an derselben Stätte, wo man sie gefunden hat.

...Einige Ägypter halten die Krokodile für heilig, andere aber nicht, sondern verfolgen sie wie Feinde. Die aber um Theben und die um den See Möris wohnen, die halten das Krokodil für sehr heilig. Und bei beiden wird von allen



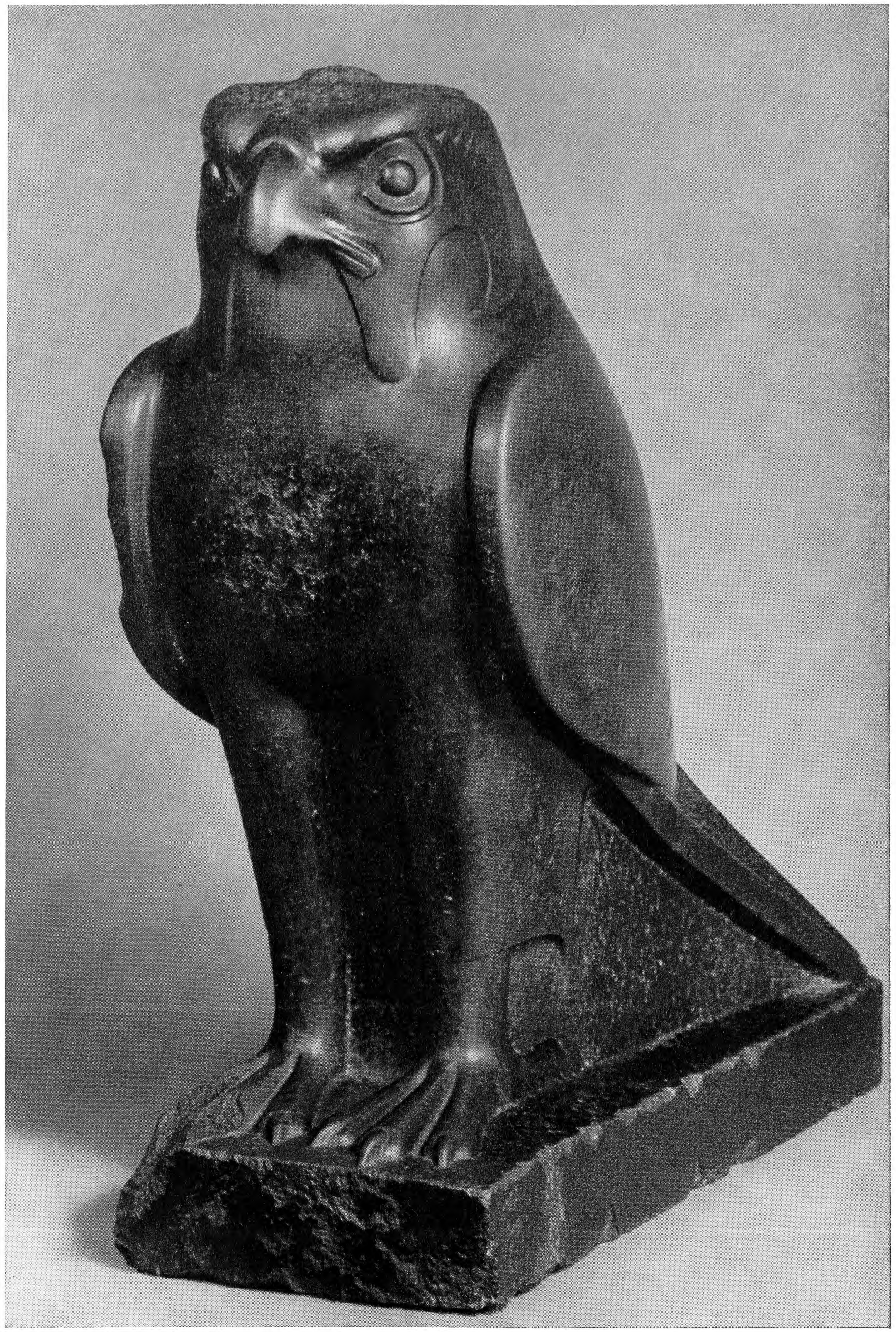
20 Kopf eines Standbildes der kuhgestaltigen Totengöttin Hathor; ein an Kunstrang hervorragendes Beispiel altägyptischer Tierplastik.



21 Granitbild des dem Gotte Amon geheiligten Widders, geweiht von König Amenophis III. um 1400 v. Chr.



22 Der hundegestaltige Mumienbetreuer Anubis auf seinem Schrein. Aus dem Grabe König Tutanchamons in Theben.



23 Basaltbild des falkengestaltigen Gottes Horos. Spätzeit.

Krokodilen eins ernährt, das ist abgerichtet, daß es sich anfassen läßt. Und sie tun ihm Gehänge in die Ohren von Kristall und Gold, und Armbänder um die Vorderfüße. Sie reichen ihm vorgeschriebene und heilige Nahrung und halten es auf das herrlichste, so lange es lebt. Wenn es aber gestorben ist, so balsamieren sie es ein und begraben es in einem heiligen Sarge...

Es gibt auch Fischottern in dem Fluß, die sie für heilig halten. Es gilt ihnen ferner unter den Fischen für heilig der sogenannte Schuppenfisch und der Aal; dieselben — so sagen sie — seien dem Nil geheiligt, und von den Vögeln die Fuchsgans.

Noch einen anderen heiligen Vogel gibt es: mit Namen Phönix. Ich habe ihn aber nicht gesehen außer in einem Bilde, denn er kommt sehr selten zu ihnen, alle fünfhundert Jahre einmal, wie die von Heliopolis sagen, und er käme dann nur, wenn sein Vater gestorben, versichern sie. Dieser Vogel nun macht folgende sinnreiche Anstalten, wie sie erzählen, ich kann es aber nicht glauben: er käme aus Arabien hergeflogen und brächte in das Heiligtum des Sonnengottes seinen Vater, den er in Myrrhen eingehüllt, und begrübe ihn in dem Heiligtume. Er brächte ihn aber also: zuerst bildete er sich ein Ei aus Myrrhe, so groß, wie er es tragen könnte; dann versuchte er, ob er es tragen könne, und wenn er diesen Versuch angestellt habe, höhlte er das Ei aus und legte seinen Vater hinein, und an der Stelle, da er es ausgehöhlt und da er seinen Vater hineingebettet, klebte er wieder andere Myrrhen darauf. Wenn nun der Vater darin liege, so sei es gerade ebenso schwer wie zuvor. Und wenn er es wieder zugeklebt, so brächte er seinen Vater nach Ägypten in das Heiligtum des Sonnengottes. Also machte es dieser Vogel.

In der Gegend um Theben gibt es heilige Schlangen, die den Menschen nichts tun. Dieselben sind klein von Gestalt und haben zwei Hörner, die oben aus dem Kopfe hervorwachsen. Diese begraben sie, wenn sie gestorben sind, in dem Heiligtum des Zeus-Amon, denn diesem Gotte sind sie heilig, wie sie sagen.

Es ist auch eine Gegend Arabiens, in der Nähe der Stadt Buto gelegen, zu der reiste ich, um Kunde einzuholen von den geflügelten Schlangen. Und als ich daselbst ankam, sah ich Knochen und grätige Rippen von Schlangen so viel, daß ich es gar nicht beschreiben kann. Man sagt, mit dem Frühling kämen geflügelte Schlangen aus Arabien nach Ägypten geflogen. Die Ibisvögel aber gingen ihnen entgegen bis an den Paß derselben Gegend, und ließen diese Schlangen nicht durch, sondern bissen sie tot. Und darum — sagen die Araber — stehe der Ibis bei den Ägyptern in so großen Ehren, und die Ägypter sagen auch, daß sie aus dieser Ursache den Vogel so hoch halten...“

Des Herodot Bericht über das Halten gezähmter Krokodile am Mörissee, der die Senke der mittelägyptischen Oase Faijum ausfüllt, wird aufs anschaulichste von Strabo von Amasia bestätigt, der über vierhundert Jahre später — um 25 v. Chr. — Ägypten bereiste und das Niltal im 17. Buche seiner großangelegten Geographie gewissenhaft, aber bisweilen etwas ledern geschildert hat. Er

sah zu Memphis den Apisstier kurze Zeit außerhalb seiner heiligen Behausung im Tempelhofe herumspringen und machte auch dem gepanzerten Echsengotte der Faijumlandschaft seinen Besuch, der schon sehr an einen neuzeitlichen Zoobesuch erinnert.

Er erzählt darüber:

„Bei der Stadt Crocodilopolis lebt in einem See ein Krokodil, das den Priestern gegenüber zahm ist. Es heißt Suchos und wird mit Brot, Fleisch und Wein gefüttert, welches alles die Fremden mitzubringen pflegen, wenn sie kommen, das Tier zu sehen. Unser Gastfreund, der zu den Honoratioren gehörte und uns dort umherführte, ging mit uns an den See und hatte vom Mittagessen einen kleinen Kuchen, gebratenes Fleisch und einen Krug Honigtrank mitgebracht. Wir trafen das Tier, wie es auf dem Ufer lag. Die Priester traten an es heran, die einen öffneten ihm den Rachen, einer schob ihm das Gebäck hinein, dann das Fleisch, und goß ihm danach den Honigtrank ein. Hierauf sprang das Krokodil in den See und schwamm an das jenseitige Ufer. Unterdessen kam ein anderer Fremder, der auch Gaben bei sich hatte. Die Priester nahmen auch diese in Empfang, liefen um den See herum und verfütterten sie auf gleiche Weise."

Man wüßte gern, ob die Priester dabei leer ausgingen. Sind die beschriebenen Amtshandlungen doch eher als Vorführungen zu bezeichnen, ähnlich denen, mit welchen gewandte Wärter in unseren Tiergärten die Zuschauer unterhalten. Die naive Mystik, mit der Zeiten lebendigen Glaubens einst Vorgänge solcher Art umkleidet hatten, war längst dahin.

Wo stecken die Wurzeln des altägyptischen Tierkultes? Welcher Art waren die Vorstellungen, aus denen er hervorging?

Um sich von alledem einen zulänglichen Begriff zu bilden, befragt man am besten die Denkmäler selber und läßt die alten, die originalen Quellen der Pharaonenzeit sprechen.

Und an Bildern der heiligen Tiere Ägyptens fehlt es ebensowenig wie an Textstellen und Weihinschriften, die sich an sie wenden. Von Urtagen an bis in die späteste Spätzeit hinein, durch die Jahrtausende hin, hat ägyptischer Werkfleiß sich darin nicht genugtun können, die der Gottheit zugesellte oder selbst göttliche Kreatur in Rundbild, Relief und Malerei zu verewigen. Von der monumentalen Hartsteinskulptur bis zum winzigen Fayenceamulett füllen diese Tierdarstellungen in unübersehbarer Menge und in allen geeigneten Stoffen ausgeführt die Räume, Schränke und Schaupulte der einschlägigen Museen. Seit der archäologischen Erschließung des Niltales gehört ihnen die besondere Liebe des Kunstfreundes und Sammlers. Ägyptische Tierplastik hat nicht nur Eingang in die Vitrinen der modernen Häuslichkeit gefunden, sie ist zum Maßstab geworden, den man kritisch bei der Beurteilung neuzeitlicher Tierbildwerke anzulegen pflegt. Nur das Beste, Wahrste, vermag neben ihr zu bestehen. Während es dem ungeschulten Blicke nicht leicht fällt, das ägyptische Menschenbild zu würdigen,

bereitet es dem Auge des zwanzigsten nachchristlichen Jahrhunderts keinerlei Schwierigkeit, der Tierwiedergabe aus Pharaonenzeit gerecht zu werden.

Wir sind so gewöhnt, in unsere Lebenssphäre einzubeziehen, was uns gefällt, daß uns diese an und für sich höchst sonderbare Tatsache nicht einmal in Erstaunen setzt.

Worauf beruht nun der besondere Reiz altägyptischer Tierdarstellungen?

Die Beantwortung dieser Frage führt zugleich zum Verständnis ihres Ursprungs, ja der Zusammensetzung der ägyptischen Struktur überhaupt. Sie gibt den Schlüssel, der den geistesgeschichtlichen Zugang zur Vor- und Frühzeit öffnet.

Der eigentümliche Zauber dieser vom Typus bestimmten, im einzelnen aber recht variablen Tierbilder wie überhaupt der ägyptischen Skulptur gründet sich auf das Ineinandergreifen und wechselseitige Einanderdurchwirken zweier wesensverschiedener Kunsttendenzen: der realistischen Modelltreue und einer bisweilen bis zur Stereometrie getriebenen Formabstraktion. Naturwahrheit und Stilisierung halten einander geheimnisvoll die Waage. Diese aufs sinnlichste erfaßten Geschöpfe scheinen zu wittern, zu spüren; die Muskeln regen sich unter dem Fell, in Spannkraft und Entspanntheit sind sie wahr bis zur Faszination. Zugleich sind sie von einer Strenge der plastischen Formel, die bis zum Anorganischen gehen kann und dem Werkstoff unter Verzicht auf alles Imitative ganz sein Wesen läßt.

Wie vereint sich das?

Man hat dieses künstlerisch so überaus wirksame Spannungsverhältnis folgendermaßen zu erklären versucht:

Altsteinzeit und Jungsteinzeit verbinden sich in der Natur des Ägypters. Seine Kultur und Kunst stellt in gewissem Sinne die Höchstentwicklungsstufe der allmenschlichen Steinzeit dar. Sie ist der grandiose Abschluß des ersten Menschheitstages. Zugleich aber reicht sein geradezu blendendes Leistungsbeispiel doch auch verpflichtend in den zweiten hinein: die Entfaltung der früheuropäischen Mittelmeerkulturen wäre ohne das große Vorbild nicht denkbar, das mit seinen Tempeln und Bildwerken, seinem Glaubensdienst und Staatswesen, seiner hohen Ordnung und Gesittung mustergültig und überwältigend eindrucksvoll vor aller Augen stand.

Die Anfänge ägyptischer Naturwiedergabe zeigen alle Merkmale altsteinzeitlicher Kunstübung: Feuersteinbildchen halten mit eidetischer Treue die Umrisse scharf beobachteten Wildes fest. Das Jägerauge befreit sich vom Eindruck des überwach angestarrten Jagdobjektes: des Steinbockes, des Mähnenschafes, der Kuhantilope. Im Niltale selber jedoch entfaltet sich nach kurzem und verhältnismäßig unbedeutenden Mesolithikum die jungsteinzeitliche Viehhalter- und Ackerbauernkultur. Mit der festen Siedlung kommt das Vermögen auf, Tongefäße zu formen und im Brande schmuck und beständig zu machen; es bildet sich der um das Ortstotem gescharte, planvoll gegliederte Arbeitsverband unter der Führung überlegener Häuptlinge heraus.

Diese Umwandlung von der schweifenden Horde zum siedelnden Zweckverband ist eine durch zwingende Umstände bedingte: mit dem Weichen des Eises im Norden vermindern sich die Niederschläge, das Wild verläßt die bislang gewohnten, nun verdorrenden Gebiete und zieht nach Süden, aus der Steppe wird Halbsteppe und endlich Wüste. Der scharfe Wind Nordafrikas bläst die Reste der austrocknenden Alluvialdecke weg; immer erbarmungsloser strahlt die Sonne auf die kieselübersäte, tote Schale der schier endlosen Sandsee mit ihren Dünenzügen, Höhen und Schluchten. Der Mensch — sofern er der weichenden tierischen Existenzgrundlage nicht folgt — ist genötigt, der großen Lebensader Nil zuzustreben; der unversiegliche, gewaltige Strom erzieht ihn und formt ihn um.

Wir wissen, daß die Kunst der siedelnden Jungsteinzeit allenthalben eine geometrisierende, von Web- und Flechtwerk bestimmte ist. Sie hat nicht naturalistisch-abbildenden, sondern dekorativen, zierhaften Charakter. Die Schminkplatte der an Wohnplätze gebundenen Negadekulturen wird zwar mit Vorliebe tiergestaltig gebildet, aber die Darstellung besitzt in ihrer zügigen Umrißführung bei allem formalen Reiz doch nicht die realistische Glaubhaftigkeit der altsteinzeitlichen Abbilder. Vielfach ist es uns im Gegensatz zu diesen nicht möglich, das gemeinte Tier sicher zu bestimmen.

Fortab sind beide Ausdruckselemente — das altsteinzeitlich-Veristische und das jungsteinzeitlich-Geometrisierende — in polarem Spannungsverhältnis wirksam, — wirksam durch den gesamten Verlauf der ägyptischen Geschichte. Diese Spannung ist es, die uns so lebendig beteiligt und fesselt.

Die Deutung hat viel Einleuchtendes.

Aus der Urzeit ist dem Ägypter Scheu und Ehrfurcht vor der gelassenen Sicherheit tierischen Gebarens geblieben. Wie ihm seine eigenen Eingeweide göttlich sind, weil sie auch im Schlafe und ohne bewußten Willensimpuls sinnvoll mit ihrer Arbeit fortfahren, so haftet dem Tiere etwas Göttliches an, das ohne Menschenrat, ohne Lehre triebsicher das Zweckmäßige tut. Sollte nicht göttlich sein, was noch dem Herrn der Schöpfung ein Beispiel von List, Findigkeit und instinktgegründeter Vernunft zu bieten vermag? Wie der Niltalanwohner sich am Anfang seiner Geschichte um den tiergestaltigen Ortsgott auf der Tragstange schart und seinen Häuptling, der früh zum Gaufürsten und endlich zum Könige aufwächst, mit dem wildblickenden Löwen, dem wehrhaften Urstier vergleicht, so gesellt er dem Gotte das Tier und heiligt es ihm, ja die Gottheit kann, wie im Glauben der Urbevölkerung der gesamten Mittelmeerwelt, unmittelbar Wohnsitz im Körper bestimmter Tiere haben.

Man darf über der ästhetischen Freude am gelungenen Kunstwerk niemals übersehen, daß seinem Verfertiger die Tiergestalt mehr bedeutete als nur ein lockendes Modell. Er bestaunte und verehrte in ihr geheimnisvoll überlegenes Walten.

Bis in Römertage hinein gebührt dem Pharao als Gottherrscher der künstliche Rinderschwanz hinten am Gürtel und die aufgerichtete Schutzschlange, die seine Feinde mit ihrem Gluthauch verbrennende furchtbare Schildviper, über der Stirn. Der Sonnengott selber hat ja dieses schlangengestaltige „Sonnenauge" auf die eigene Stirnmitte gesetzt, und so beherrscht es nun als bedrohliches Zeichen seiner Macht „die ganze Welt". Als Schlangen treten am Ausgang der Spätzeit Osiris und Isis auf, zu Schlangengottheiten verschiedener Natur betet der einfache Mann, wenn ihn Sorge bedrückt oder Krankheit seine Familie geschlagen hat. Renenutet, die Göttin der Ernte, hatte Schlangengestalt und ebenso Buto, die Patronin des ägyptischen Königtums. Ein Unvorsichtiger, der seinen Arm in eine Erdhöhle gesteckt hatte, in welcher eine große Schlange hauste, hat seinen Dank dafür, daß sie es unterließ, ihn zu beißen, anbetend in einen Denkstein eingraben lassen. Und eine vermutlich in der Nähe von Memphis gefundene Stele, welche das Bild einer mit zwei Hörnern und der Sonnenscheibe ausgestatteten Viper trägt und einer freventlich getöteten heiligen Schlange geweiht ist, läßt diese selber in griechischen Versen sprechen:

„Bleibe gegenüber dem großen Steinblocke am Kreuzwege stehen, o Fremdling, und du wirst finden, daß er von Schriftzeichen durchfurcht ist. Laute Klage lasse über mich ertönen, die ich durch feindlich gesinnte Hände zu den Unterirdischen gebracht wurde, ich, die heilige, langlebige Schlange! Was nützt es dir, du furchtbarster der Menschen, daß du mich dieses Lebens beraubt hast? Denn dir und mit dir deinen Kindern wird meine Nachkommenschaft zum göttlichen Verhängnis werden, hast du doch in mir kein Wesen getötet, das allein auf Erden wäre. Sondern so zahlreich wie der Sand am Strande des Meeres, so zahlreich ist auch das auf der Erde weilende Geschlecht der Tiere. Wahrhaftig, nicht als Ersten, sondern als Letzten werden sie dich in den Hades stürzen, nachdem du mit eigenen Augen den Tod deiner Kinder gesehen haben wirst!"

Das mag in jenen Tagen überspannter Spätzeitfrömmigkeit eingegraben worden sein, in denen Volkswut auch die versehentliche Tötung geheiligter Tiere sogleich und erbarmungslos ahndete. Um 50 v. Chr. tötete ein Römer eine Katze. Da sammelte sich eine erregte Menge bei dem Hause, das der Täter bewohnte, und weder die Fürbitte angesehener Männer, die der König selber abgesandt hatte, noch der allgemeine Respekt vor dem harten Arme Roms waren imstande, die Vollziehung der Todesstrafe von dem Manne abzuwenden, obwohl er die Tat nicht mit Absicht vollbracht hatte.

Nicht allein als „starker Stier" und Löwe, auch als Falke wird der König von Urbeginn bezeichnet und dargestellt. Als „Goldhoros" erscheint er auf dem Zeichen des überwundenen Gegengottes Set in der Bilderzeichenreihe seiner Titulatur. Sowohl falkengestaltig als auch in der hier in einem gesonderten Kapitel behandelten Erscheinungsform des Pillendreher-Käfers schwingt sich der Sonnengott täglich über den Himmel. Thot, der Gott der Wissenschaft, Schreibkunst und Rechenkunst hat den Kopf des Ibis, — schreitet der stelzbeinige Vogel mit

dem runzlig nackten Halse und dem gekrümmten langen Schnabel doch nach Verlauf der Überschwemmung gravitätisch die verwaschenen Äcker ab, als wolle er die Felder neu vermessen und verbuchen. Mit beredten Worten wendet sich der bedrängte Beamte an ihn, der auch beim Totengericht in der Unterwelthalle angesichts des Osiris das Protokoll führt:

„Herrlicher Ibis, du Gott, nach dem die Stadt Hermopolis sich sehnt, komm zu mir, damit du mich führest! Thot, du süßer Brunnen für den, der in der Wüste dürstet! Der du das Wasser hinführst auch an den fernen Ort, komme und errette mich, den Schweigenden!"

Dem Ibisgott ist in gleicher Eigenschaft als Schutzpatron und Herr der Schreibkundigen beigesellt der Mantelpavian, der auch als Mondgott auftritt. Zahlreiche kleine Weihgaben vereinen auf einem Holzsockel das Stein- oder Bronzebildchen eines aufgerichtet hockenden männlichen Pavians mit dem eines Schreibenden, der — in den Händen den entrollten Papyrusstreifen — ehrerbietig vor ihm sitzt, als lausche er einer Eingebung. Ein Thotpavian aus Arragonit, dessen Basis den Königsnamen des Reichseinigers Narmer nebst einem eingeritzten Vogel (Ibis?) zeigt, ist überhaupt das älteste Kultbild in Tiergestalt, das wir bisher aus Ägypten haben. Was machte dem Ägypter diese uns abstoßende Tiergestalt so lieb und vertraut, daß er sie zum Träger höchster geistiger Funktion stempelte? An die im Vorhofe des Reichstempels von Karnak gehaltenen acht heiligen Paviane wandte sich manche uns noch im Wortlaut erhaltene Bitte. Ihm, dem Beschützer der beamteten Schreibkräfte, weihte man vor Inangriffnahme der Arbeit gern eine Spende aus dem Tuschnapfe des Schreibzeuges. In der Weisheitslehre des Ani findet sich der Spruch:

„Der Pavian sitzt in Hermopolis, aber sein Auge durchwandert Ägypten. Wenn er den erblickt, der mit seinem Finger (als Schreiber) betrügt, so nimmt er ihm seine Nahrung fort . . ."

Eine beschwingte, geradezu hymnische Anrufung aus dem Neuen Reiche lautet:

„Preis dir, Herr des Hauses!
Du Affe mit schimmernder Mähne und hübscher Gestalt,
mit freundlichem Wesen, bei allen Menschen beliebt.

Seine Liebe quillt von seinen Augenbrauen
und er öffnet seinen Mund, um Leben zu spenden.
Mein Amtshaus freut sich, seit mein Herr es betrat.

Freut euch, ihr Leute in meinem Anwesen,
und seid fröhlich, alle ihr Meinen!
Seht, mein Herr ist es, der mich fördert,
ja, nach ihm hat sich mein Herz gesehnt."

Die Totengöttin Thebens nimmt die Verklärten in Gestalt einer milden, mütterlichen Kuh in ihre Obhut, und als Wächter der Totenwelt behütet der schakalähnliche Anubis die Mumie. Da er stets mit einem koppelartigen Halsbande dargestellt ist, muß er wohl domestiziert — als eine dem Ursprung noch sehr nahestehende Züchtung — gedacht sein. Die Himmelskuh wie auch die in herrlichen Bildbeispielen aus den Kapellen und Grüften ägyptischer Nekropolen wieder an das Licht getretene Beschützerin Hathor und der treue Wachthund Anubis rufen Gesittungszustände frühbäuerlichen Lebens in die Vorstellung, bei denen das dienstbar gemachte, Nahrung und Hilfe spendende Tier als Wohnkamerad noch im Mittelpunkt des Denkens und Tuns stand. Das Urerlebnis der Stärke, Wehrkraft und Fruchtbarkeit des Stieres blieb in der Tatsache wirksam, daß nicht allein der alte, menschengestaltige Schöpfergott Ptah von Memphis, sondern auch der Sonnengott zu Heliopolis und der Kriegsgott Mont zu Theben seinen heiligen Stier besaß. Als Erscheinungsform der Götter Chnum, Harsaphis und Amon wurde der Widder verehrt; gewaltige Widdersphinxe säumten in der Weltmachtzeit Ägyptens jene „Gotteswege", die als Prozessionsstraßen Tempel mit Tempel verbanden. Auch an Gottheiten in Löwen- und Löwinnengestalt fehlte es nicht, waren doch sogar gänzlich ungegenständliche Vorstellungen wie die Begriffe Gestern und Morgen zu Tiergestalten verleiblicht und durch ein Löwenpaar ausgedrückt, wie es in besonders kunstvoller Ausführung ja auch eines der Prunkbetten des jungverstorbenen Königs Tutanchamon flankierte. Und nahezu unübersehbar ist die Menge der Gottheiten in Vogel-, Lurch-, Fisch- und sogar Insektengestalt: Reiher aller Art, Schwalbe, Geier, Gans, Barsch, Aal, Eidechse, Frosch und Kröte, ja selbst die Kantharidenfliege haben ihren Platz im ägyptischen Pantheon.

Man sollte diese denkwürdigen, viele Fragen aufwerfenden Tierdienste nicht zu überheblich-beschaulich als kuriose Auswüchse der Glaubenskraft nehmen und ins Anekdotische bagatellisieren. Lebt derlei doch im tiefsinnigen Indien bis heute fort. Tierisches und menschliches Wesen geht in ihnen eine dem Rationalismus nicht faßbare, mystische, ja schauerliche Verbindung ein, in der totemistische Vorstellung aus jenen Zeiten fortdauert, in denen man im Tier den Ahnen und Blutsverwandten ehrte, Rinderköpfe als Fetische am Hütteneingang befestigte und zeugungsgewaltige Widder, Böcke und Stiere als Ortsgottheiten in Umfriedungen hielt, ihnen Ehrfurcht zu erweisen. Wie im Satyrn- und Kentauernvolke des griechischen Mythos solche Vorstellungen fortleben, so noch im ägyptischen Tierkulte selbst der Spätzeit. Kenner glauben an die Möglichkeit, daß es im Niltale etwas wie eine kultische Sodomie gegeben hat. Herodot berichtet im Abschnitt 46 seines zweiten Buches: „Es trug sich in derselben Mark (von Mendes) zu meiner Zeit die Begebenheit zu, daß ein Bock vor aller Augen sich mit einem Weibe mischte, und alle Leute erfuhren es." Aus anderer Quelle wissen wir, daß Frauen dem hochheiligen, von einem Himmelsstrahl erzeugt gedachten Apistiere in seinem Tempelstall auf besondere Weise begegneten, indem sie den

Unterkörper entblößten und sich tief nach der Gegenseite neigten. Das sieht noch ganz nach einem altsteinzeitlichen Fruchtbarkeitszauber aus, — einer Urbeziehung zur Kreatur aus Lebenstiefen, die unser überwacher Intellekt nicht mehr ermißt.

Mose hatte keinen Spott für so ungeheuerliche und schreckliche Geheimnisse des Kultus. „Verflucht sei, wer irgend bei einem Vieh liegt", verkündet er im Deuteronomion in banger Drohung. „Kein Weib soll mit einem Tier zu schaffen haben . . ."

Das wurde von dem gewaltigen Manne sogleich nach dem Auszuge aus Ägypten verkündet, und er hätte wohl nicht einen so schweren Fluch aus dem Urfeuer des Sinai beschworen, wenn er nicht um die Gewalt einer Versuchung gewußt hätte, von der wir nichts mehr verstehen.

Das alte Ägypten hat seine göttlichen Tiere mit einer Sorgfalt bestattet, die sich gleichfalls unserem profanen Verständnis entzieht. Wer in der Gräberwüste von Memphis die düsteren Riesenstollen der Apisgräber durchwanderte und die ungeheuren Granitsärge in Augenschein nahm, in denen man seit dem Neuen Reiche die Stiere des Ptah mumisiert und aufs prunkvollste ausgestattet beisetzte, der vergißt den empfangenen starken Eindruck sein Leben lang nicht.

Ihr Entdecker Mariette berichtet: „Ich gestehe, daß ich, als ich am 12. November 1851 zum ersten Male in die Apisgruft eindrang, so tief von Erstaunen ergriffen ward, daß diese Empfindung, obgleich fünf Jahre seitdem vergangen sind, noch immer in meiner Seele nachklingt. Durch einen mir schwer erklärlichen Zufall war ein Gemach, das man im 30. Jahre Ramses' II. vermauert hatte, der Plünderung entgangen, und ich war so glücklich, es unberührt zu finden. 3700 (nach unserer heutigen Kenntnis 3122) Jahre hatten nichts an seiner ursprünglichen Gestalt zu ändern vermocht. Die Finger des Ägypters, der den letzten Stein in die vermauerte Tür einsetzte, waren noch auf dem Kalke erkennbar. Nackte Füße hatten ihren Eindruck auf der Sandschicht zurückgelassen, die in einer Ecke der Totenkammer lag. Nichts fehlte an dieser Stätte des Todes, an der seit beinah vier Jahrtausenden ein balsamierter Stier ruhte!"

Neuerdings hat ägyptologischer Forschungseifer zu Hermopolis die fast endlosen Gräbergänge aufgedeckt, in deren Nischen die heiligen Ibisse des Thot in weit über vier Millionen Krügen beigesetzt waren. Je nach dem örtlichen Kultus enthielt jede einzelne Anlage nur eine bestimmte Tierart zugleich mit zahllosen Weihstatuetten aus Bronze oder Holz wie die Katzengrüfte bei Bubastis und Sakkara, die Riesengruft für Krokodile bei Monfalut und eine Affengruft in Theben. Nicht selten hat man die vergoldeten Kadaver in Mumienkarton-Särge gebettet, welche man aus Leinengewebe und Papyruslagen mittels Gummi zu einer festen Masse zusammengeklebt und dann reich bemalt hatte. Zu solchem Zwecke benutzte man meist alte, bereits beschriebene und nun nicht mehr benötigte Papyrusblätter. Bei der Auflösung solcher Kartonagen hat die moderne Forschung wichtige Urkunden aus hellenistischer Zeit zurückzugewinnen ver-



Farbtafel II. Vögel im Akazien-Gezweig.
Wandmalerei auf Stuckbewurf im Grabe des Gaufürsten Chnemhotep bei Beni-Hasan. 12. Dynastie.

mocht, darunter unschätzbare Teile von Handschriften griechischer Dichter und Schriftsteller. So kam vor noch nicht langer Zeit ein wundervolles Gedichtfragment der unsterblichen Sappho an das Licht...

Zu den eindrucksvollsten göttlichen Mischgestalten, an denen das ägyptische Pantheon ebenfalls so reich ist, gehören „die Große von Theben", Toeris, und die blutdürstige Sachmet. Toeris, die Helferin und Beschützerin der Schwangeren, ist in zahllosen großen und kleinen Bildwerken auf uns gekommen: ein aufgerichtetes trächtiges Flußpferdweibchen mit Raubtierpfoten und Hängebrüsten, von dessen Rücken eine Art geriffelten Krokodilschwanzes herabhängt. Oft stützt sich die wunderliche, bei allem Zähneblecken grundgütige Patronin der Hoffenden auf das Zeichen „Schutz".

Sachmet, die furchtbare Sonnenlöwin mit dem knospenschlanken Mädchenkörper, ist als Gemahlin des Ptah von Memphis eine erbarmungslose Göttin des Krieges und der Schlachten. „Ihre Mähne" — so sagen die Texte — „rauchte von Feuer, ihr Rücken hatte die Farbe von Blut, ihr Antlitz glänzte wie die Sonne, ihr Auge glühte von Feuer... die Wüste war in Staub gehüllt, wenn sie mit ihrem Schweife schlug..." Sie ist von König Amenophis III., der Mut von Theben und der Hathor gleichgesetzt, in Hunderten von großen, herrlich gearbeiteten Granitstatuen in den Mut-Tempel zu Karnak geweiht worden, aus dem sich alle Museen der Welt versorgt haben. Es scheint geradezu, als habe der mächtige Vater Echnatons damals in seinen Hofwerkstätten das „Abbestellen" vergessen. Auch ich habe 1939 zwei wuchtige Köpfe der Glutäugigen aus ihrem Heiligtume nach Deutschland gebracht, Reste blutigroter Farbe noch in den flachgeschnittenen, kaltblickenden Augen.

„Tu es nicht; — sie wird Europa den Krieg bringen!" scherzten damals in Luksor in halbbewußter Befürchtung die Freunde...

Er wäre wohl auch ohne sie gekommen.

DAS GRAB ALS FESTGEMACH

Ohne Zweifel sind die Räume, welche die alten Ägypter sich für das Dasein nach dem Tode herrichten ließen, die wohnlichsten Gräber der Welt. Auch für den heutigen Besucher ist die Verlockung groß, sich für eine Weile in ihnen niederzulassen.

Da ist nichts von Moderhauch, nichts von Schauder vor der Vergänglichkeit. Ein freundliches, wohlhergerichtetes Heim für die Ewigkeit ladet zu Gast, eine Totenvilla frei von Tod, mit Portal und schön umrahmten Türöffnungen, mit Korridoren, sauber geschnittenen Treppenstufen und höchst edel proportionierten, lichten Zimmern, deren Decke auf Säulen oder Pfeilern ruht.

Und dazu der Schmuck der Wände!

Zumal der Kunstempfängliche vermag nur schwer von dem Anblick sich loszureißen, den sie in der Regel bieten. Denn auf ihnen ist rundum mit den Mitteln des Meißels oder des Pinsels in geradezu unerschöpflicher Fülle das liebe Dasein festgehalten, das man auch im Jenseits nicht missen mochte. Wer sich einreden ließ, die Niltalbewohner seien ein weltabgewandtes düsteres Volk gewesen, der lernt bei solcher Visite um. Man pflegte seinen Reichtum an Eindrücken schon frühzeitig und mit aller Umsicht in die letzte Scheuer einzubringen. So war sie beim Abscheiden des Grabherrn bereits gefüllt mit all den vertrauten Bildern, an denen Sinn und Herz hingen. Angesichts dieser lebenstrotzenden, jauchzenden, gestaltenübervollen Bildfolgen erst begreift man ganz, in welchem Maße die Ägypter Augenmenschen gewesen sind.

Dieses Gedächtniswerk einer in aller Kulturwürde noch kindhaften Menschheit, das den allmenschlichen Wunsch, die gewohnte Existenz im Jenseits fortzusetzen, so bezwingend naiv erfüllt, offenbart sich dem Blicke des zwanzigsten nachchristlichen Jahrhunderts als eine Art Märchenbuch von geradezu beispielloser Anschaulichkeit. Ludwig Curtius hat es eine der größten Objektivierungen menschlicher Kultur genannt. „In diesen Bildern“, so rühmt er mit vollem Recht, „erstrahlt das Leben zum ersten Male wie ein einziges Fest. Was vor ihnen liegt, ist Vorgeschichte. Verfolgen wir heute die Geschichte irgendeiner Technik, eines Werkzeugs, einer Lebenssitte, dann sind sie das älteste Lexikon der Menschheit, in dem wir nachschlagen können, als wären sie eine Darstellung des ersten großen Sonntags, an dem die Weltschöpfung menschlicher Kultur fertig war.“

Kein Wort ist an diesen Sätzen zuviel, keines zu überschwänglich.

Durch die Hinübernahme des ewigen Heute in das unbekannte Morgen, des goldenen Überflusses der Welt in die jenseitigen Gefilde, ist der Tod gewissermaßen überlistet. Kein Volk auf dem Erdball hat es so umsichtig verstanden, ihm seine Schrecken zu nehmen. Die meisten anderen suchten Zuflucht bei der Metaphysik, ließen das Sterbliche hinfahren und retteten sich in die bloße Spekulation, zum Glauben. Auch der Ägypter wußte um Verfall und Verwesung. Aber er nahm sie nicht duldend hin. Er griff selber zu nach dem Zugriff des Todes. Den Leichnam gestaltete er zur beständigen, festlichen Schmuckform um, das vergängliche Haus zum ewigen. Das Bestreben König Djosers, die um seinen zeitlichen Palast gruppierten Residenzbauten zu einer unvergänglichen Residenz rings um sein gewaltiges Stufengrabmal zu erhöhen, hat zur künstlerischen Entfaltung des Quaderbaues geführt.

Und wirklich, der angewandte Kunstgriff versetzt noch uns in die Lage, an fremdem, längst gelebten Leben teilzuhaben.

Es gehört zum Zauber der altägyptischen Bildsprache, daß ihre Fremdartigkeit nicht wie etwa die vorderasiatische oder die altamerikanische etwas Abstruses und Beklemmendes hat. Es fehlt ihr selbst da, wo sie Schreckliches zum Ausdruck bringen will, alles Düster-Barbarische. Auch ihren wunderlichsten Phantasiegestalten ist etwas Zugängliches eigen und sie werden dem, der den näheren Umgang mit ihnen nicht scheut, bald vertraut. Diese Exotik kann anheimelnd sein wie die Sphäre der Bilderbücher unserer Jugend. Es gibt in ihr des Fremdartigen und Abenteuerlichen übergenug, aber man fürchtet sich nicht. Das Elementare, Unberechenbare, ist wie mühelos gebändigt und auf eine zugängliche Formel gebracht. Urkräfte, die anderswo in dämonischer Zuchtlosigkeit wüten oder zu trüben, ängstigenden Gestaltungen gerinnen, schießen hier zu Symbolen von klassischem Maß zusammen, die in ihrer schmucken, dekorativen Gültigkeit beruhigen und erfreuen.

Es ist in diesem Zusammenhange lehrreich, die Denkmäler des benachbarten Vorderasiens mit den ägyptischen in Vergleich zu bringen. Im Kunstwollen ursprünglich verwandt, scheiden sich die Schöpfungen beider Kulturkreise in dem Maße schärfer und schärfer voneinander, in dem die nationale Eigenart mit der dynastischen Entfaltung an Boden gewinnt. Während das frühe Babylonien das Schreckliche dämonischer Triebkraft mit beweglicher Phantasie immer eindringlicher gestaltet, während das churrische Mitani und Chatti ungefüge Götterbilder formen, deren düstere Drohung sich wie ein Alp auf die Seele legt, während auch aus den vollkommensten Reliefbildern der Assyrer die Grausamkeit eines erbarmungslosen Kriegertums spricht, verzichtet Ägypten auf das Schreckenerregende schon in der Zeit der Pyramidenerbauer. An seine Stelle tritt fortab überlegene Gelassenheit. Am besten läßt sich das an der Entwicklung des Löwentyps in der Rundplastik verfolgen. Das älteste Ägypten stimmt in der Auffassung mit Vorderasien noch überein und stellt die königliche Großkatze mit geöffnetem Rachen und wild geschwungenem Schweife dar. In der frühdynastischen Zeit ändert sich das. Aus der brüllenden, fauchenden Bestie wird die gelassen gelagerte Majestät. In erhabener Ruhe gleitet von nun an der Tierblick über die Dinge

hinweg. Nicht daß das Unergründliche, Wesenseigentümliche der Kreatur dadurch gemildert würde. Auch in der Verhaltenheit sind die Formen spannkräftig, die Wahrnehmungsorgane voll Spürsinns. Aber es fehlt dem Ausdruck alles Wüste. Er strahlt eine gebändigte Würde aus, die Ägyptens eigenste Art bezeichnet.

In dieser Bändigung, dieser Würde deutet sich jenes eigentümlich Klassische an, das Ägypten an den mittelmeerischen Kulturenkreis, an das spätere Europa knüpft. Ich möchte es das Protoklassische nennen. Bei aller naturbedingten Fremdartigkeit seiner Vorstellungs- und Bilderwelt steht es uns sehr nahe.

Ja, es ist — wenn die Zeichen nicht trügen — in weiterem Näherkommen begriffen.

Das spürt man nirgendwo deutlicher als in diesen Gräbern, die so voll einladenden Lebens sind.

Daß wir ihre Atmosphäre nicht irrig deuten, bekunden die verklärten Eigentümer selber.

„Geselle dich zum Feste im Hause der Seligkeit, das du dir in der Stadt der Toten erbaut hast. “

So steht es in Theben im Grabe des Kornzählers Djeserkarê-seneb zu lesen.

Wo auf der Welt sonst warten Grüfte mit einer derartigen Einladung auf?

„Das Herz erfreuen, etwas Schönes sehen, Vorträge, Tänze und Gesänge,
Myrrhen auflegen, sich mit Öl salben, eine Lotosblüte an der Nase,
Brot, Bier, Wein, Süßigkeiten und anderes vor sich . . .“

Zu diesen Begleitworten reichen die blühenden Töchter des Wesirs Rechmirê ihrem verklärten Vater Festgerät, das zum Kultus der Liebesgöttin gehört.

Die Beharrlichkeit, mit der das Erreichen der Jenseitssphäre, der würdige Einzug in die „ewige Wohnung“ als etwas Erfreuliches hingestellt wird, erinnert an die Methode des Seelenkenners Coué.

Zahlreiche Sarginschriften erbitten von Anubis, „dem Ersten der Gotteshalle, dem Herrn des Friedhofes“ ein „schönes Begräbnis“. Man sagt gemeinhin von den Verstorbenen, daß sie „nach dem schönen Westen wanderten“.

Zur Ermunterung des Grabinhabers wendet man sich an ihn mit einem Trinkspruch:

„Nimm zu trinken.
Feiere einen schönen Tag
in deinem Hause der Ewigkeit,
aus der Hand deiner Gattin Henut-nefert.

Dir zum Wohle, Geehrter,
ein weißes Gewand,

Öl für deine Schultern,
Kränze an deinen Hals,
deine Nase mit Gesundheit und Leben zu füllen,
Myrrhen auf deinen Scheitel,
die von Amon-Rê kommen . . .

Feiere einen schönen Tag
in deinem Hause der Ewigkeit!“

Die Gattin versichert in der Inschrift der Statue eines Amonpriesters aus Karnak den Gemahl ihrer unwandelbaren Liebe:

„Wir wollen uns zusammen niederlassen,
nicht kann uns Gott trennen.
So wahr du mir lebst, ich entferne mich nicht von dir,
es sei denn, du wärest meiner überdrüssig.

Nur täglich in Muße sitzen,
ohne daß irgend ein Übel kommt.
Wir sind zum Land der Ewigkeit gegangen,
damit unsere Namen nicht vergessen werden.

Schön ist die Zeit,
da man das Licht der Sonne sieht
in alle Ewigkeit
als Herr im Friedhof.“

Werden hier Lebende oder Tote angesprochen? Gilt die Ermunterung den Besitzern, wenn sie sich noch zu Lebzeiten an bestimmten Festtagen im Bereiche der wohlvorbereiteten Grabstätte aufhalten, oder den Abgeschiedenen, die doch in alle Ewigkeit gegenwärtig gedacht sind? Dasein und Nichtmehrdasein, Diesseits und Jenseits fluten sanft ineinander, sich wundersam durchwirkend wie in den rührenden, edlen Bildern der weißgrundigen Totenkrüge Athens aus klassischer Zeit.

Festliches Dasein ist alles. Als sei die Scheidewand zwischen hier und dort gefallen und die Zeit, die nur eine Illusion ist, im Geiste erloschen.

Zwei ausgedehnte Wüstenfriedhöfe sind es, deren Grabvillen dem aufgeschlossenen Besucher besonders an das Herz zu wachsen pflegen: der bei Sakkara gelegene und der von Theben. Jeder steht für eine bedeutsame Epoche. Wohl ist auf dem gewaltigen Gräberfelde von Sakkara, das die Toten der Nordhauptstadt Memphis aufnahm, zu allen Zeiten der ägyptischen Geschichte bestattet worden, aber den bestimmenden Eindruck hinterlassen die Grabanlagen des Alten Reiches, geschaffen für die großen Beamten der Pyramidenkönige der fünften und sechsten Dynastie. In der Nekropole der Südhauptstadt pulsiert das

farbige, rauschende Leben des Neuen Reiches. Man ist zu Gaste im hunderttorigen Theben, gesellig einbezogen in die erregte Daseinssphäre der Weltmachtzeit. Zu Sakkara dominiert in wunderbarem Reichtum der Entfaltung und im ganzen Zauber jener Naivität, deren nur erstschöpferische Frühzeiten fähig sind, das Relief. In den Beamtengräbern Thebens überwältigt das Auge die Frische und Unmittelbarkeit der Malerei, obwohl es durchaus nicht an Flachbildern mangelt. Zwei wesensverschiedene Zustandsformen der altägyptischen Volksnatur bringen sich in den Friedhöfen der beiden Zentren zum Ausdruck, — und nahezu ein Jahrtausend scheidet sie, in dem der Ägypter die eigentlich klassische Zeit seiner Kultur sah, und aus der wir keine so geschlossen sich darbietenden Nekropolen haben. Wer vom Baugeiste des Mittleren Reiches einen Hauch verspüren will, muß die Gaufürstengräber von Beni Hasan, Aswân und Kau el-kebîr aufsuchen. Vieles an ihrer einst wundervollen Ausstattung ist zerstört, geschwärzt oder verblichen ebenso wie in Amarna, wo die Wände vom Kultus des segenstrahlenden Sonnengottes Aton und vom Leben der Familie des königlichen Reformators Echnaton erzählten. Zu Sakkara und Theben hingegen gibt es in nicht geringer Zahl Grüfte, an denen die Jahrtausende vorbeigegangen sind, ohne Spuren zu hinterlassen. Man sieht den zarten Eindruck des probenden Meißels, den Tropfen der nach unten zusammenlaufend verdickten Farbe. Der Vorzeichnungsstrich ist hauchzart da und das Quadratnetz, das zur wandgerechten Übertragung des Bildentwurfs diente. In blendender Überzeugungskraft der dekorativen Aussage prunkt die Wand, die Pfeilerfläche, die Decke.

Es riecht förmlich noch nach Tünche und frischer Farbe. Nur die Fledermäuse haben, wo sie eindringen konnten, die Spuren ihrer Verdauung hinterlassen und mit den Krallen ihrer ummantelten Finger Bewurf und Malerei zerkratzt.

Während der Kalkstein, aus dem die Relieffolgen in den memphitischen Grabkamern eines Ti, Ptahhotep, Mereruka und Kagemni gemeißelt sind, von vorzüglicher Beschaffenheit ist, eignet sich der an den Gräberhängen West-Thebens anstehende nur an einzelnen Stellen für bildhauerische Wandgestaltung. Er ist von Quarz- und Kalzitadern durchzogen, vielfach stark salzhaltig und bröckelig, dazu sind oft Feuersteinknollen und Kiesel in ihn eingebettet. So zog man es im Altertum gewöhnlich vor, die behelfsmäßig ausgehauenen Wände mit strohversetztem Nilschlamm zu bewerfen, über den man nach der Glättung eine feine Gipsschicht legte. Dann brachte man die meistenteils in Zonen aufgebauten Bildentwürfe auf den Verputz, ging die Umrisse mit zügigen, aber wohlbedachten Pinselstrichen nach, trug mit feinem Gefühl für Fleckverteilung flächig die Lokalfarben ein und begab sich schließlich ans Detaillieren.

Die Werkleute der Totenstadt, deren Siedlung bei Dêr el-Medîna mit noch erstaunlich hoch anstehenden Mauern erhalten ist, haben gewiß so wenig wie die Vasenmaler Athens den Ruhm für sich in Anspruch genommen, als besondere Künstler zu gelten. Sie entledigten sich in flottem — zuweilen allzu flüchtigem — Handwerk ihrer Aufgabe und es wäre verfehlt, ihre Leistung kunstgeschichtlich gar zu wichtig zu nehmen. Ihre Bedeutung liegt auf kulturgeschichtlichem Gebiete, — auf dem der Menschheitsgeschichte überhaupt. Sie spiegelt einen Zustand, der uns schon deshalb immer unmittelbar angehen wird, weil er in Erfahren und Aussage mit unserer Kinder Land innig verknüpft ist, die ägyptisches Schildern entzückt und mühelos verstehen. Dazu bietet sie ein durch die Entfernung vereinfachtes Exempel von den Strömungen und Wandlungen innerhalb des Flusses einer langlebigen Hochkultur, wie wir in ähnlicher Geschlossenheit kein zweites vor Augen haben. Wir fassen mit ihm einen Lebensvorgang, dessen offenbare Gesetzmäßigkeit Schlüsse auf die Zustände in anderen Kulturkreisen zuläßt. Von den kühlen und ein wenig spröden Darstellungen der frühen 18. Dynastie über die noch herbe Klassik der Hatschepsut-Zeit, die edle Üppigkeit und Reife der Tage Thutmosis' IV. und Amenophis' III., die lockende Dekadenz der Amarnaepoche, den feinen, schon akademischen Klassizismus des ersten Sethos, die Verrohung von Form und Farbe unter Ramses II. bis zur leeren Manier der spätramessidischen Kunst überblicken wir ein Stück Völkerschicksal . . .

Wie wenig fällt angesichts solcher Bedeutung das Mehr oder Weniger bloßer ästhetischer Vorzüge ins Gewicht.

Um die Zeit, in der das Herrschergrab zur regelrechten Pyramide aufwächst, wird aus dem einst allgemein schlichten Ziegelgrabe für den Angesehenen und Vornehmen im Hofstaate des Pharao der monumentale Grabbau, dessen geböschte Außenseiten mit feingeglätteten Kalksteinblöcken verkleidet werden. Zu langen, wohlgegliederten Straßenzügen ordnen sich diese Tischgräber, die wir hergebrachterweise mit einem arabischen Worte „Mastaba" (= Bank vor dem Kaufladen im Basarviertel) nennen, um das berghohe Grabmal, in dem der Sohn der Sonne der Vereinigung mit seinem göttlichen Vater harrt. Die zur Aufnahme des Sarges bestimmte Kammer liegt — aus dem gewachsenen Felsen gehauen — tief unter dem rechteckigen Oberbau. Ein senkrecht eingeteufter Schacht führt durch ihn zu ihr hinab; er kann vierzig und noch mehr Meter Tiefe erreichen und wird, obschon er den Verkehr der Seele mit der Oberwelt zu vermitteln hat, nach der Beisetzung mit Steinblöcken angefüllt, um Grabräubern das Eindringen tunlich zu erschweren. Doch nicht allein Schutz soll die Stätte dem Leichnam gewähren, sie ist zugleich der Ort, an dem die zur Fortdauer unerläßliche Speisung und Versorgung der Wesenskraft des Toten vor sich zu gehen hat und wo man die zu seinem ferneren Wohle erforderlichen Sprüche hersagt oder durch eigens bestellte Totenpriester rezitieren läßt. Für diesen Dienst ist in jeder Mastaba eine bestimmte Stelle ausersehen. Der vor ihr Betende muß nach Westen, nach dem Zugange des Totenreiches blicken, und so wird sie in der Regel als eine schmale, reichumrahmte Tür gebildet. Diese sogenannte „Scheintür", auf der außer dem Namen des Verstorbenen auch Totengebete zu lesen sind, brachte man in älterer Zeit außen an der Ostwand des Oberbaues an, und

vor sie legte man gern eine kleine Ziegelkammer, innerhalb deren man die rituellen Zeremonien vollzog. In der Folgezeit wurde jedoch diese einfache Anordnung zugunsten einer anspruchsvolleren aufgegeben: man sparte im Baukörper selbst — und zwar meist im Südostteil desselben — eine Kammer aus, auf deren nach Westen gelegener Hinterwand nun die Scheintür mit ihren Inschriften Platz fand. An diese eine Opferkammer schlossen sich mit der Zunahme der Lebensansprüche bald weitere, so daß sich in den lebensaufgeschlossenen, werkeifrigen Tagen der späteren fünften und der sechsten Dynastie der Kern der Mastaba mit reliefgeschmückten Räumen förmlich durchsetzte. Damit stand den Grabeigentümern ein wirkliches Wohnhaus zu Gebote, dessen Opulenz den modernen, an Raumbeschränkung gewöhnten Besucher höchlich überrascht. Das eines Großen mit Namen Mereruka auf dem Friedhofe bei Sakkara hält unter den uns bekannten den Rekord mit 31 Zimmern und Gängen.

Neben der Opferkammer pflegt der Graboberbau schon in der Zeit der vierten Dynastie einen Sonderraum für die Statue des Verstorbenen und die für ihre Versorgung tätig gedachten kleineren Dienerfiguren zu umschließen. Nicht selten verbindet ein in der Wand ausgesparter schmaler Schlitz beide Räume. Durch ihn dringen Weihrauchwolken, Opferdüfte und die Sprüche der den Totendienst Versehenden unmittelbar zu dem lebenswahren Bildwerke, von dem die Wesenskräfte des Verblichenen jederzeit nach Belieben Besitz ergreifen können. Mit funkelnden Steinaugen blickt der Herr der Stätte aus dem ungewissen Dunkel auf die Angehörigen an der Opfertafel, die scheu seine Gegenwart spüren ...

Die Raumgestaltung der Privatgräber Thebens wird im allgemeinen von einem eigenen Grundplan bestimmt. Aus einem Vorhofe, der manchmal architektonischen und auch figürlichen Fassadenschmuck aufgewiesen hat und den in alter Zeit gewiß Grünanlagen belebt haben, tritt man in eine oft mit Säulen und Pfeilern ausgestattete queroblonge Halle. An sie schließt sich ein schmaler, tiefer Korridor, der hinten eine Nische für die gewöhnlich aus dem Fels gehauenen Rundbilder des Grabinhabers und seiner Lieblingsverwandten aufweist. Verschiedentlich zweigt von diesem Statuen-Korridore rechts und links je eine kleine Kammer ab. Die Gesamtanlage hat somit die Gestalt eines auf den Kopf gestellten T; der Eingang liegt stets in der Mitte der Hallenbreitseite.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Raumanordnung mit der des ägyptischen Wohnhauses übereinstimmt.

Auch die Verteilung der Bildmotive über die Wandflächen ist keine willkürliche.

Da Grabstelle und Grabanlage häufig genug der Gunst des Pharao verdankt werden, pflegt in den thebanischen Beamtengräbern das majestätische Bild des im Ornat thronenden Königs den für die Eintretenden augenfälligsten Platz — auf den Wandteilen der Querhalle rechts und links vom Durchgang zum Statuenkorridor — einzunehmen. Die beiderseitig anschließenden Flächen zeigen



24 Die Töchter eines thebanischen Vornehmen bringen ihrem Vater Schulterkragen und Rauschtrunk. Wandmalerei in einem Grabe der Weltmachtzeit.



25 Teilnehmer einer Festgesellschaft. Wandrelief (Ausschnitt) im Grabe des Wesirs Ramose, geschaffen um 1380 v. Chr., auf dem Beamtenfriedhof von Teben.



26 Vornehme Ägypterinnen im Festgewand, die Abendkühle im Garten genießend. Wandmalerei in einem thebanischen Grabe aus der Zeit der 19. Dynastie (um 1300 v. Chr.).



27 Ein Beispiel der erlesenen Gesellschaftskultur des Neuen Reiches: Ehepaar in Erwartung des Totenopfers. Teil einer Grabwand.

[library stamp]

den Toten in Ausübung seiner Ämter, — sei es nun, daß er auswärtige Gesandte mit ihren Gaben vorführt, öffentliche Arbeiten überwacht, Rekruten aushebt oder Truppen bei der Feldübung befehligt.

Der Eingangswand ist die Schilderung des Privatlebens vorbehalten.

Auf leichtgebautem Nachen gibt der Hausherr in Begleitung der nächsten Angehörigen am Rande des Papyrichts sich den Freuden des Fischestechens und der Vogeljagd mit dem Wurfholze hin; er betrachtet prüfend das Treiben in Wirtschaftshof und Küche, läßt den Reichtum des Landbesitzes mit seinen Getreideflächen und Viehherden auf sich wirken, und widmet sich in geselligem Beisammensein den Freunden, während schlanke Musikantinnen zum Fest aufspielen und die eigenen Klänge mit modischen Tanzschritten begleiten.

Im Durchgang zum ersten Grabraum verehrt er in Gemeinschaft der Lebensgefährtin die auftauchende oder scheidende Sonne. Die Malerei auf den Schmalwänden der breiten Halle gibt große Grabtstelen wieder, vor denen Familienangehörige im Gebet dargestellt sind. Auf der Stele zur Rechten stehen in der Regel Segenssprüche für die Bestatteten, auf der zur Linken ist die Lebensgeschichte des Verewigten verzeichnet.

Im Statuenkorridor trifft der Blick auf oft höchst lebendige Schilderungen der Begräbnisvorgänge. Anschaulich wiedergegebene bemannte Nilbarken bringen den unter einem Katafalk Aufgebahrten und die Grabausstattung nach Abydos zur Vorstellung an der heiligen Stätte des Totengottes Osiris, mit dem nach dem Abscheiden wesenseins zu werden eines der tiefsten Anliegen ägyptischer Religiosität ist. Mit Blumenspenden und Fruchtgaben geleitet der Trauerzug die auf Schlitten gehobenen Schreine mit der Mumie und den Eingeweidebehältern „zum Westen“ an die Grabestür. Die Fülle der Beigaben wird herzugetragen, während Klagefrauen mit wirren, staubbestreuten Haaren und entblößten Brüsten in leidenschaftlicher Bewegung die Arme rühren und jenes wilde, schrille Trillern der Trauer hören lassen, das man noch heute bei gleichem Anlaß in Ägypten allenthalben hören kann. Zur eingebürgerten Bildfolge gehört die Darstellung der Kultreinigung des Verstorbenen durch einen Wasserguß aus Priesterhand, der an der aufgerichteten Mumie zu vollziehenden rituellen Mundöffnung, der Totenspeisung und des gemeinsamen Leichenschmauses. Doch gesellen sich diesen ernsten Bildvorwürfen nicht selten Motive, welche die unbefangenen Vergnügungen des Daseins feiern, wie ja selbst der in Binden gehüllte, gesalbte und mit der Bildnismaske versehene Leichnam ganz so geschmückt ist, als nehme er an festlicher Geselligkeit teil.

Auf den Türbalken endlich haben Anbetungen der Gottheiten des Osiriskreises ihren Platz. Hier verehren der Tote und die Seinen den Totenrichter „mit dem nichtschlagenden Herzen“, Osiris Wennofer, der auf Grund des vor seinem Throne abzulegenden Bekenntnisses den Platz im Jenseits anweist, und den treusorgenden Anubis auf seinem heiligen, die Balsamierungsstoffe enthaltenden Schreine.

Wenn die Lebensbilder der Pyramidenzeit in ihrer wurzelfesten Frische sich auch in manchem von denen des Neuen Reiches unterscheiden, das als dritte große Blüteperiode alle ägyptischen Anlagen und Fähigkeiten zu voller Entfaltung brachte, — gemeinsam ist ihnen das letztlich Bestimmende: der stille, ergriffene Jubel angesichts der Mannigfaltigkeit und Pracht der sichtbaren Welt. Sie sind der Dank eines in allen Sinnen aufgeschlossenen Volkstums für das den Augen Zuteilgewordene, ein Preislied sondergleichen, jedem verständlich, der ein offenes Auge für die Schöpfung hat, — ein Lied, das vollen Herzens ausspricht: „es sei, wie es wolle, es war doch so schön!"

Ja, es ist die Kraft des Rühmens, die dieses unermeßliche Gedächtniswerk so tief ins Herz prägt, eines Rühmens, wie es so strahlend und umfassend eigentlich nur noch Homer verstand. Die Menschlichkeit der Aussage läßt jede Einzelheit — sie möge noch so wenig in die gewohnte Umwelt passen — lieb und vertraut erscheinen. Da sprengt der Pflug des Landmannes die harte Schlammdecke, die Hacke zertrümmert vollends die Schollen, und langgehörnte Rinder stampfen die Saatkörner in die Ackerkrume. Bevor die Brotfrucht ausreift, begeben Bauer und Bäuerin sich an das Flachsziehen. Dann hebt die Getreideernte an: mehr rupfend als schneidend trennt die Sichel die Ähren von den Halmen und in großen Behältern wird der Ertrag zur Tenne gebracht, geworfelt und gespeichert. Das besondere Entzücken des Betrachters pflegen die Darstellungen der Traubenlese zu bilden; tiefblau locken allenthalben die prallen Beeren aus Blattgewirr und Geranke, Winzer treten den Saft in der aufgemauerten Kelter mit den bloßen Füßen aus und halten sich dabei an herabhängenden Greifriemen fest, und endlich wird auf die Schlammverschlüsse der hohen Krüge das Siegel des Weingutes gedrückt. In Thebens Grabkammern gesellen sich solchen Bildern zeitlosen Landlebens vielfach aufschlußreiche Darstellungen fremden Volkstums. Den gesellschaftlichen Ton gibt ja hier — im fünfzehnten und vierzehnten vorchristlichen Jahrhundert — nicht so sehr der ländliche Grundbesitzer, als vielmehr der Offizier und der höfische Gesandte an. Gemessenen Schrittes bringt der schlankhüftige Kreter, der in lange buntgemusterte Gewänder gehüllte spitzbärtige Asiat und der kraushaarige Nubier die Erzeugnisse seiner heimischen Sphäre: Prunkgefäße mit fremdartigem Zierat, Lederarbeiten, erlesene Salben und Duftstoffe, Ebenholz, Elefantenzähne, Straußenfedern und Gold, als Staub in Beutel gefüllt oder in Ringform gegossen. Als Beute oder Geschenk des Nordens erscheint das Pferd — klein und mit einem auffälligen Senkrücken — und mit ihm der leichte, tragbare Streitwagen, der den Kriegszügen im Alten Orient seit dem Vordringen der indogermanischen Herrenvölker einen neuen Charakter verliehen hat. Die Bauweise des eleganten Gefährts, das mit seinem hinten offenen, eigentlich nur aus Greifrahmen und Bodengeflecht bestehenden Kasten rasches Einsteigen und Herausspringen erlaubt, bekundet lange Erfahrung. Zu seiner Ausstattung gehört stets der lange Bogenbehälter — einerlei, ob er dem Kampf oder der Wüstenjagd dient.

Den von Generation zu Generation verfeinerten Stand der Gesellschaftskultur illustrieren die bezauberndsten der thebanischen Bildgruppen. Man hat es im alten Ägypten stets verstanden, zu feiern. Schon im Mereruka-Grabe der Pyramidenzeit treffen wir den Hausherren mit der zu seiner Unterhaltung musizierenden Favoritin genüßlich auf dem Ruhelager hingestreckt, einen Fliegenwedel aus Fuchsbälgen in der Hand. Jetzt, unter dem mächtigen Regiment eines Thutmosis oder Amenophis, finden wir Herren und Damen auf reichgeschnitzten Zedernholzstühlen zu Gastmahl und froher Unterhaltung vereint. In modisch geschnittene, reichgefältelte — teils eng den Körperformen anliegende, teils locker fallende — Gewänder aus zartestem Linnen gekleidet, auf der kunstreich geflochtenen Zierperücke den Salbkegel, der das Haar mit Duft tränkt und im Zergehen die Gewebe der Damenkleider bis zum Gürtel hin durchsichtig macht, lauscht man dem Konzert und weidet sich an den Bewegungen einheimischer und aus der Fremde gekommener, nur mit einem schmalen Hüftgürtel bekleideter Tanzmädchen. Zwischen den Stuhlbeinen der Herrin tut die Lieblingskatze oder der Schoßaffe sich an den Leckerbissen gütlich, die von der übervoll besetzten Tafel abfallen. Auch an Damengeselligkeiten von ausgesprochenem Kränzchencharakter fehlt es nicht: die Teilnehmerinnen lassen sich von fast nackten, schmiegsamen Zofen Haarsträhnen und Schmuck richten, begleiten mit Gesang und Taktschlag musikalische Darbietungen und halten einander „Liebesäpfel" — als Aphrodisiakum geschätzte, duftende Mandragora-Früchte — entgegen.

Unter den Feiernden begegnen vor allem in der Zeit König Thutmosis' IV. und dann wieder in der frühen 19. Dynastie unter dem ersten Sethos Gestalten von wunderbar adligem Reiz. Der Anstand und die Gehaltenheit, die der ägyptischen Formensprache eigen sind und die sich auch in dem knospenhaft-verhaltenen weiblichen Schönheitsideal bekunden, das bis zur Äthiopenzeit in Geltung blieb, verbinden sich hier zu einem schwer beschreiblichen Zauber, der dem Zauber der gleichzeitigen Liebeslyrik vollauf entspricht:

„... die Tugendleuchtende, Strahlenhäutige,
mit Augen, die klar blicken,
mit Lippen, die süß sprechen —
sie hat kein Wort zuviel ...

Mit hohem Hals und strahlender Brust,
hat sie echtes Lapislazuli zum Haar;
ihre Arme übertreffen die der Liebesgöttin,
ihre Finger sind wie Lotoskelche.

Mit schweren Lenden und schmalen Hüften —
sie, deren Schenkel um ihre Schönheit streiten,
edlen Ganges, wenn sie auf die Erde tritt,
raubt sie mein Herz mit ihrem Gruß.

Sie macht die Nacken aller Männer sich wenden, sie anzusehen . . .
.
Wenn sie aus dem Hause tritt, ist es,
als erblicke man jene, — die Eine . . ."

Es prägt sich in solchen grazilen Gestalten aufs anmutigste jenes eigentümlich „Klassische", Maßbetonte, aus, das die Meisterwerke altägyptischer Kunst aus denen des Alten Orients heraushebt und zu den Anfängen europäischer Selbstverwirklichung geheimnisvoll in Beziehung setzt.

Mit einem Liebesblick, wie er so wach und innig sonst nur noch den Griechen und den Völkern des fernen Ostens gegeben ward, ist sowohl das Bedeutsame, als auch das Geringe, Beiläufige, umfangen. Noch der Handwerker vermag in flüchtiger Niederschrift die Erscheinung zum Stil zu erhöhen und den empfangenen, in der Vorstellung geklärten Reichtum einzutragen, wie Ähren und Honig eingebracht werden zu ihrer Zeit. Inmitten des kunstvollen Aufbaues einer großen Hofjagddarstellung kann ein kleiner Igel begegnen, der sein schlaues Schnäuzchen argwöhnisch unter einem bergenden Busche hervorstreckt, — mit der gleichen liebenden Hingabe erfaßt, wie der königliche Weidmann und sein königliches Wild. Was ist dieser Bildgesinnung unwesentlich? Am Halse der im Tributzug würdevoll mitgeführten Giraffe klettert ein ausgelassener, blaugrüner kleiner Affe empor. Beim Durchqueren der Furt wendet sich das auf den Schultern des Hirten als Lockmittel vorangetragene Kälbchen ängstlich nach der Mutter um, die es mit heraushängender Zunge besorgt muhend zu beruhigen sucht.

Und als improvisierter Bestandteil einer umfassenden Landlebensschilderung in einem der berühmtesten Gräber des Alten Reiches bei Sakkara wendet sich ganz unauffällig ein Landmann — aufatmend und dankerfüllt — mit dem beigeschriebenen flüchtigen Ausrufe an das All: „Wie schön ist doch dieser Tag!"

In Gräber solcher Art wurde bei der Bestattung zugleich mit den Toten all das eingebracht, was sie in Lebzeiten an Möbeln, Geräten und Schmuck, an vertrauten und benötigten Dingen umgeben hatte.

Es war ein regelrechter Umzug.

Man wußte damals noch, daß die Habe in Wahrheit mit dem Besitzer stirbt und daß es nicht gut tut, sie sich anzueignen oder zu zerstreuen. So blieb den Abgeschiedenen ihr Anrecht. Den unerschöpflichen Bildern des Daseins mit ihren magisch erläuternden, säuberlich eingemeißelten Beischriften gesellte sich der Hausrat bis zu den geringsten Gegenständen des täglichen Bedarfs.

Er ist es, der heute — sinnberaubt und dem geisterzarten Zusammenhang entrissen, die Schränke unserer Museen füllt.

So erweckt es Gefühle eigener Art, erstmals in ein noch unberührtes Grabgemach pharaonischer Zeit einzutreten. Auch der berufene Archäologe kämpft mit Rührung und Scheu und sucht, sich vor sich selber zu verantworten. Wie



Farbtafel III. Die Baumgöttin spendet Userhêt und den Seinen Erquickung. — Wandmalerei auf Stuckbewurf im Grabe des Userhêt in Theben. 19. Dynastie.

ein feiner süßer Duft atmet persönliches Dasein dem Entweiher entgegen...

Man wagt einen Besuch — das ist es! — und späht in leisem Herzutreten nach dem Herrn, nach der Herrin des Hauses aus.

Noch zeichnen sich da und dort Sandalenspuren im Staube des Fußbodens ab.

Vergilbte Sträuße lehnen an den Wänden.

Man meinte lange — und schon die Griechen waren ja davon überzeugt —, die Ägypter seien die frömmsten der Menschen gewesen, weil sie zu allem Tempelbau und Gottesdienst ihr gesamtes Sinnen und Trachten hienieden dem künftigen ewigen Leben gewidmet hätten...

Diese Gräber sprechen Zutreffenderes aus.

Nicht an ein dunkles, ungewisses, zukünftiges Leben, — sie haben an das hiesige ewige Leben geglaubt.

DAS TAL MIT DER MÄRCHENHAFTEN VERGANGENHEIT

Wie es heute den Besucher empfängt, ist es nichts anderes mehr als ein interessantes Ausflugsziel. Eine Sehenswürdigkeit, die in ihrer Einmaligkeit keiner Propaganda bedarf.

Wer als Globetrotter auf sich hält, muß es in Augenschein genommen haben, dieses weltbekannte und weltberühmte Demonstrationsobjekt längst vergangenen Brauchtums und erloschener Glaubensvorstellungen, eingebettet in eine Hügelwelt von so schauerlicher Öde, daß keine noch so bescheidene Pflanze den Mut zu finden scheint, in ihr den Kampf ums Dasein aufzunehmen.

Schon der Zugang läßt an das Entree eines Freilichtmuseums denken.

Wo die Felsenwände der langen, gewundenen Schlucht zusammenrückend eine natürliche Pforte bilden, sitzt man, ein wenig zerschlagen, bei einer Holzschranke ab und greift nach der Legitimationskarte.

Denn hier herrscht Ordnung. Langgewandete, beamtete Aufseher prüfen die Berechtigung des Ankömmlings, sich im Labyrinthsystem der Unterwelt umzusehen.

Ein Talkessel mit kleinen Wegausläufern zur Rechten und Linken beschließt den Gebirgseinschnitt, durch den man sich unter den Glutattacken einer erbarmungslosen, auf allen Hängen den Blick schier unerträglich blendenden Sonne heraufgemüht hat. Kieseliger Schotter strebt entlang der säuberlich freigemachten Talsohle bergehoch zu den starren Abstürzen der umlaufenden Riesenwand an, die diesen grandiosen Friedhof säumt. Über alledem ragt — ein Abschluß, wie er wirkungsvoller nicht gedacht werden kann — auf breitem Sockel majestätisch gelagert die Naturpyramide des „Horns" in das dunkel schmetternde Blau, die heilige Bergspitze des Volkes von Theben. Da sie über dem Gefilde des Totengottes herrscht, der die Sterblichen zum Schweigen bringt, hieß sie bei den Alten Merit-seger, die „vom Schweigenmacher geliebte". Man dachte sie sich als eine weibliche Gottheit, ja geradezu als des Osiris Gattin Isis, und wandte sich an ihre Huld mit Gebeten, deren etliche uns noch aufgezeichnet vorliegen.

Denn sie konnte strafen und verzeihen. Es gibt auf der Welt nicht mehr viele Gipfel, die solches vermögen.

Im Weiterschreiten gewahrt man beiderseits der hübsch mit aufeinandergelegten Steinbrocken eingefaßten Promenade Eingänge, sich unvermittelt aus dem Schoße der Schutthalden öffnend, in weißen Kalkstein gehauen, der aus der Schotterböschung als strenger Türrahmen zutage tritt. Sie sind numeriert, mit hohen Eisengittern versehen, und führen hinab in die dunkle Tiefe. Da und dort

ist ihnen eine Stufenreihe vorgelagert. An den Seitenwänden und Portalfronten heben sich Reste feierlicher Hieroglyphenbilder heraus, — verwittert, von modernen Namenszügen zerkratzt und entstellt . . .

Das sind die Bibân el-Mulûk, die Pforten der Könige.

Es sei vorausgeschickt, daß sie — soweit es sich um „lohnende" Grüfte handelt — in Grabpaläste führen, die im Scheine elektrischen Lichtes strahlen und alle Bequemlichkeit bieten, die ein moderner Tourist für sein Geld erwarten kann. Es wird ihm nicht passieren, was mir in einem der Grabmäler von Memphis widerfuhr: daß unversehens eine lange, silberweiße Viper wie ein Pendel des Todes vom Gitter des Oberlichtfensters herabbaumelt, so daß jäh der Herzschlag stockt. Der braunhäutige Wächter, der sich am Eingang seine Eintrittskarte zeigen ließ, wird vermutlich nicht von seiner Seite weichen. Die tiefen Schächte im Innern mancher Gruftanlagen, welche Grabdieben das Eindringen verwehren sollten — und im Grabe des realistischen dritten Thutmosis ist das Sturzverließ ganze sechs Meter tief —, sind unschädlich gemacht. Holzbrücken und eingebaute Treppen mit bequemen Geländern erleichtern das Durchwandern und lassen kein Grauen vor Priesterflüchen, Giftdünsten und mystisch-verderblichen Insektenstichen aufkommen. Die Modellstollen des Bergwerkes unter dem Deutschen Museum in München wirken atembeklemmender. Es läßt sich tatsächlich nichts Aufgeräumteres denken als diese Korridore, Kammern und Pfeilerkrypten mit dem Überfluß ihrer phantastischen Darstellungen. Weder Schlangen noch Skorpione fühlen sich in einem Zuschlupfe wohl, den in der Saison Tag für Tag Dutzende von Besuchern aus aller Herren Länder mit dem aufgeschlagenen Reiseführer in der Hand betreten, während draußen im grellen Lichte auf Eselhufen, Karren- und Gummirädern immer neue Touristentrupps herandrängen und die Laute aller Kultursprachen das Echo der leblosen, glühenden Felshänge wecken. Sie scheint nur noch ein monströses Präparat, die stollendurchsiebte Stätte, an der einst die mächtigsten Herrscher des Alten Orients zur letzten Ruhe gingen. Und nur die Kraft der Phantasie vermag ihr wieder Wunder und Geheimnis mitzuteilen.

Bemächtigt sie sich dieser Landschaft, dann freilich kehrt in sie wie in keine zweite das Märchen ein.

Der Erfahrenste unter seinen gelehrten Kennern hat von diesem Tal der Täler gesagt, daß es in der ganzen Weltgeschichte gewiß keinen gleich kleinen Fleck Erde gebe, der fünfhundert Jahre einer gleich märchenhaften Geschichte hat.

Und das ist nicht übertrieben.

Die Pharaonen der ersten beiden Blütezeiten altägyptischer Kultur ließen sich bekanntlich in jenen mehr oder minder solide erbauten Pyramiden bestatten, die zwischen Kairo und dem Zugange der mittelägyptischen Oase Faijum vom Wüstenrande her in langer Reihe auf den träge meerwärts ziehenden Nilstrom herabblicken. Die zweite Blüte — das sogenannte Mittlere Reich — welkte wie

die erste nach gewaltigen und hohen Leistungen auf allen Gebieten schließlich in Kräfteverfall dahin und fiel um 1700 v. Chr. einem Ansturm fremder asiatischer Völkerschaften zum Opfer, die wir unter dem Namen Hyksos kennen. Einer ihrer Herrscher hieß nach Ausweis einzelner Käfersiegel jener dunklen Zeitspanne Jakob-her oder Jakob-el, und so ist es nicht undenkbar, daß jene Flutwelle auch hebräische Stammesgenossenschaften — in diesem Falle vielleicht einen der Jakobsstämme Israels — ins Niltal führte und daß Josephs Aufstieg mit ihr in Zusammenhang steht.

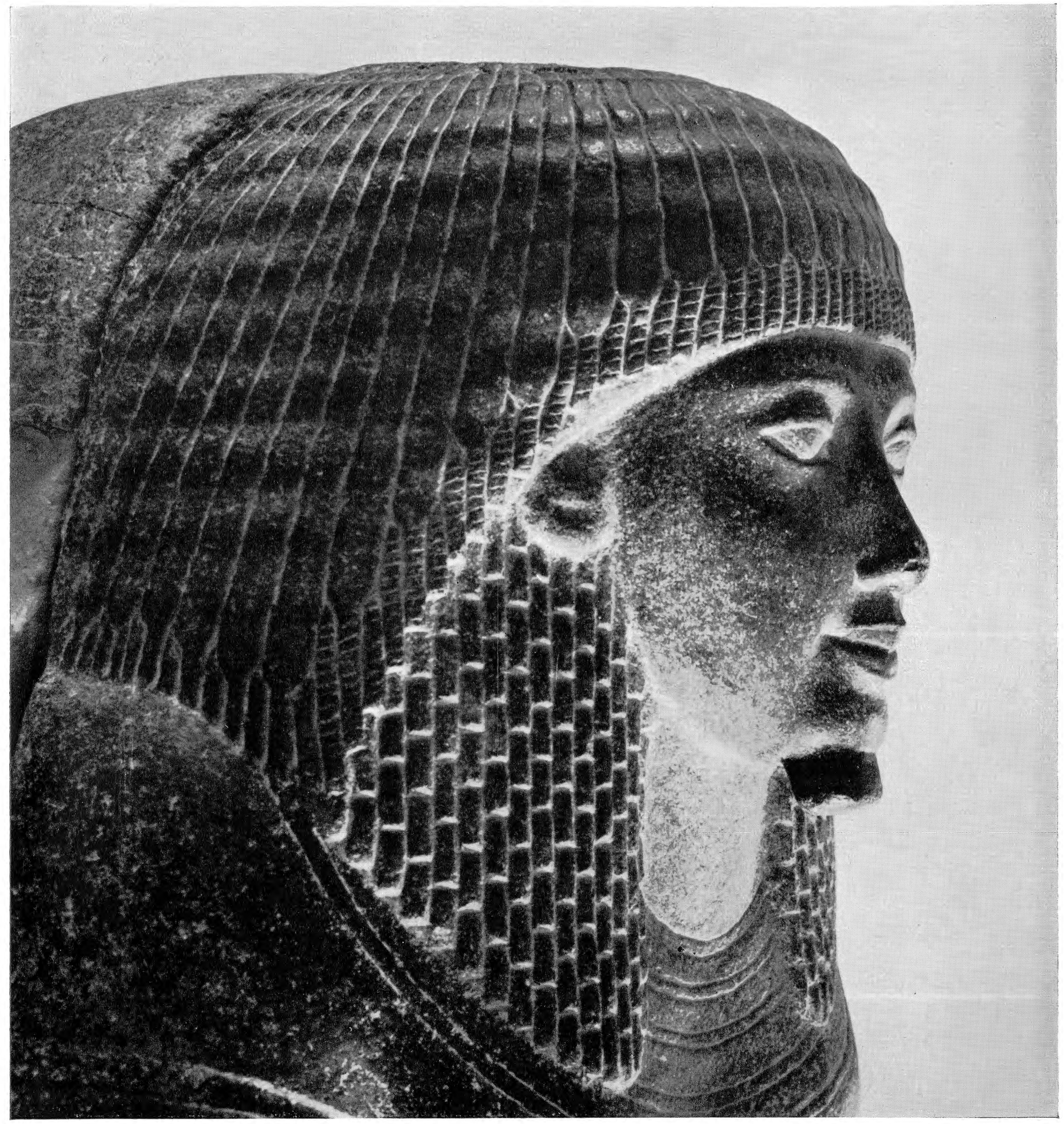
Nach rund anderthalb Jahrhunderten widerwillig getragener Fremdherrschaft erhoben sich die zu Vasallen herabgewürdigten Kleinfürsten Thebens in Aufruhr gegen die Ausbeuter, die von ihrem Deltasitz Auaris aus die Länder in Schach zu halten suchten. Gleich ihren Vorgängern, den Antefs und Mentuhoteps der elften Dynastie, die das Reich aus Zerfall und Verelendung schon einmal zurückgewonnen und damit die geschichtliche Sendung Thebens an den Tag gelegt hatten, sammelten sie die in langer Brache ausgeruhten Volkskräfte der engeren Heimat aufs neue und trieben die Eindringlinge nicht nur aus dem Niltale, sondern verfolgten sie kriegerisch bis weit nach Palästina hinein.

In dem von Hause friedlichen Bauern- und Beamtenvolke der Ägypter erwachten mit den Erfolgen dieses Befreiungskampfes ungeahnte soldatische Impulse. Einer der damals siegreichen Herrscher berichtet in einer uns erhaltenen Urkunde: „Meine Truppen waren wie Löwen mit ihrer Beute, mit ihren Gefangenen, Herden, Fett und Honig; sie teilten ihre Sachen mit frohem Herzen." Gebiet auf Gebiet, Stadt um Stadt in Asien geriet unter ägyptische Kontrolle. Unter dem gewaltigen Streiter und Organisator Thutmosis III. war das Pharaonenreich um 1500 endlich — was es nie zuvor in solchem Umfange gewesen — eine Weltmacht. Bis an die Grenzen der damals bekannten Erde dehnte sich sein Einfluß. Die Schätze der ganzen Welt strömten als Tribute oder Handelsgut in seine Speicher. Die ägyptische Volksnatur entfaltete im Bewußtsein der errungenen Geltung ihre Anlagen reicher und vielfältiger als je zuvor.

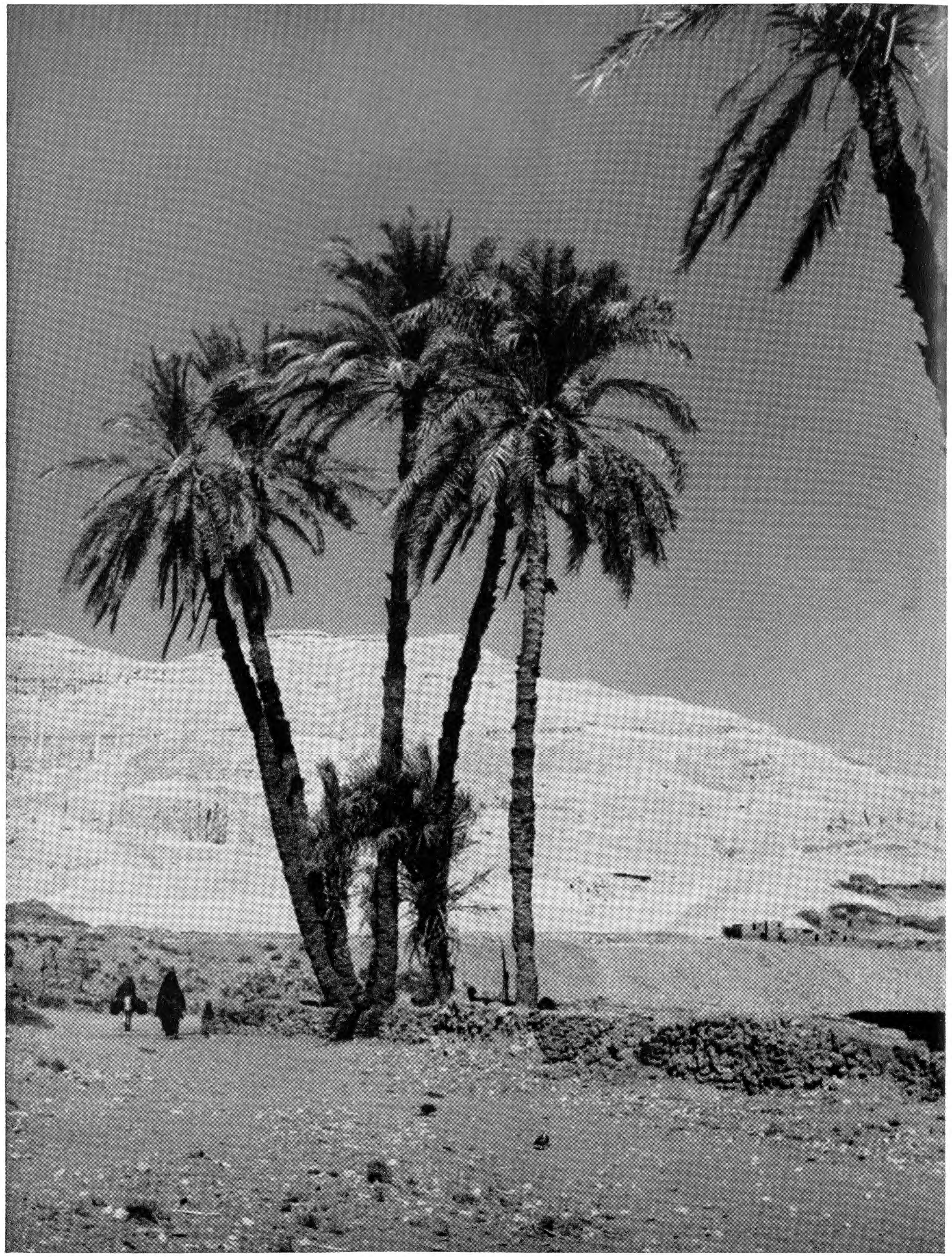
Wir kennen diese dritte schaffensfreudige und in ihrer Art überwältigende Kulturblüte unter dem Namen des Neuen Reiches.

Mit ihm beginnt die eigentliche Geschichte unseres Wundertales.

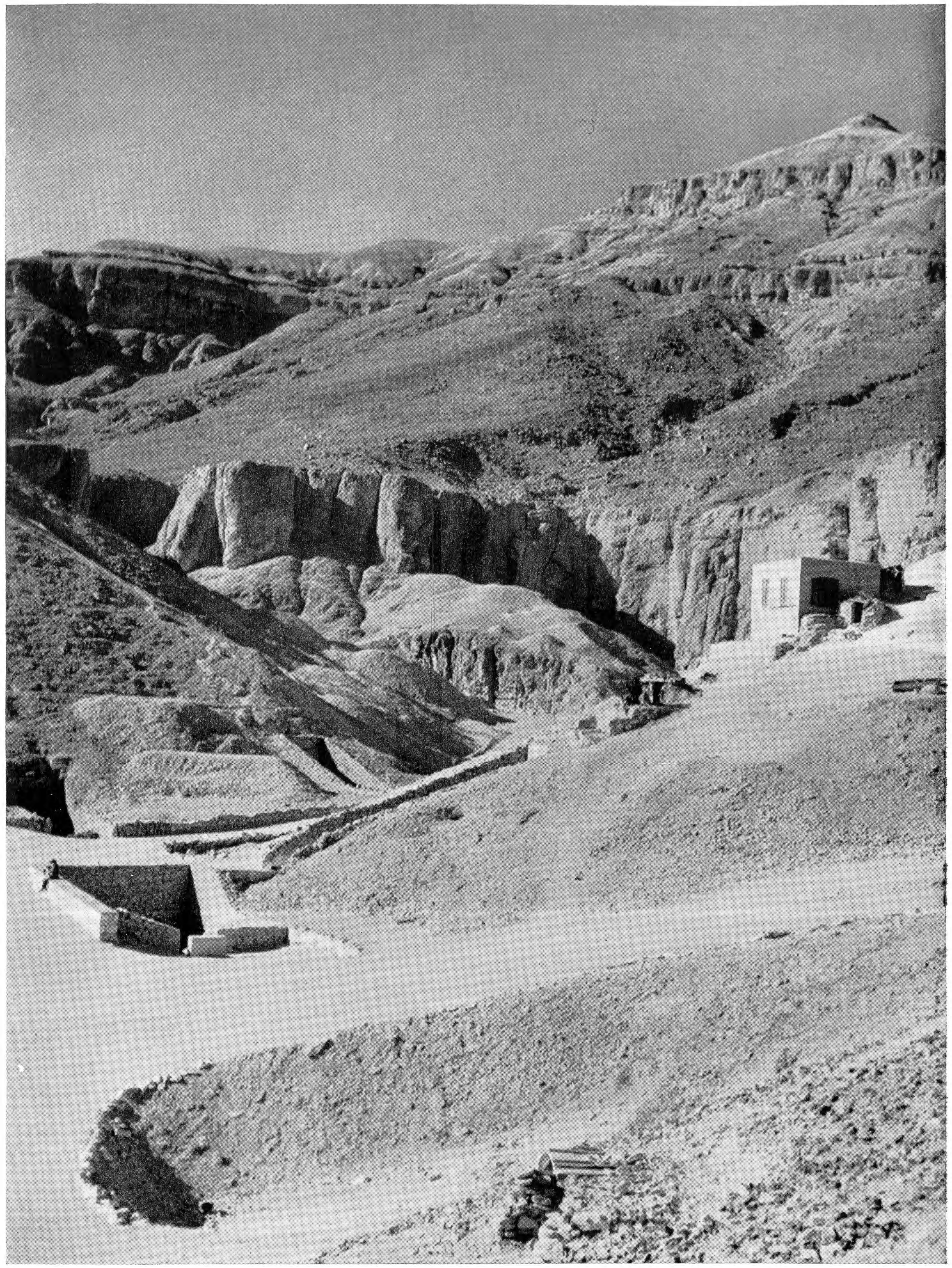
Die weite Landschaft Thebens, das nun Weltstadt und Machtzentrum war, bietet keinen Wüstensockel, der dem Pyramidenbau alten Stils günstig wäre. Im Westen selber zum ansehnlichen Gebirge aufsteigend, schließt sie die Konkurrenz des Menschenwerkes eigentlich aus, mochte es noch so kühn geplant, noch so imponierend bewältigt sein. Wo überdimensionale natürliche Pyramiden ragen, haben künstliche einen schlechten Stand. Das Fürstengeschlecht der Mentuhotep der elften Dynastie hatte in starkem Selbstgefühl so etwas wie einen Wettstreit aufgenommen, den Königin Hatschepsut dann auf ihre Weise fortzusetzen suchte. Es besaß den Mut, seine Familiengruft in den großartigsten der nach Osten offenen



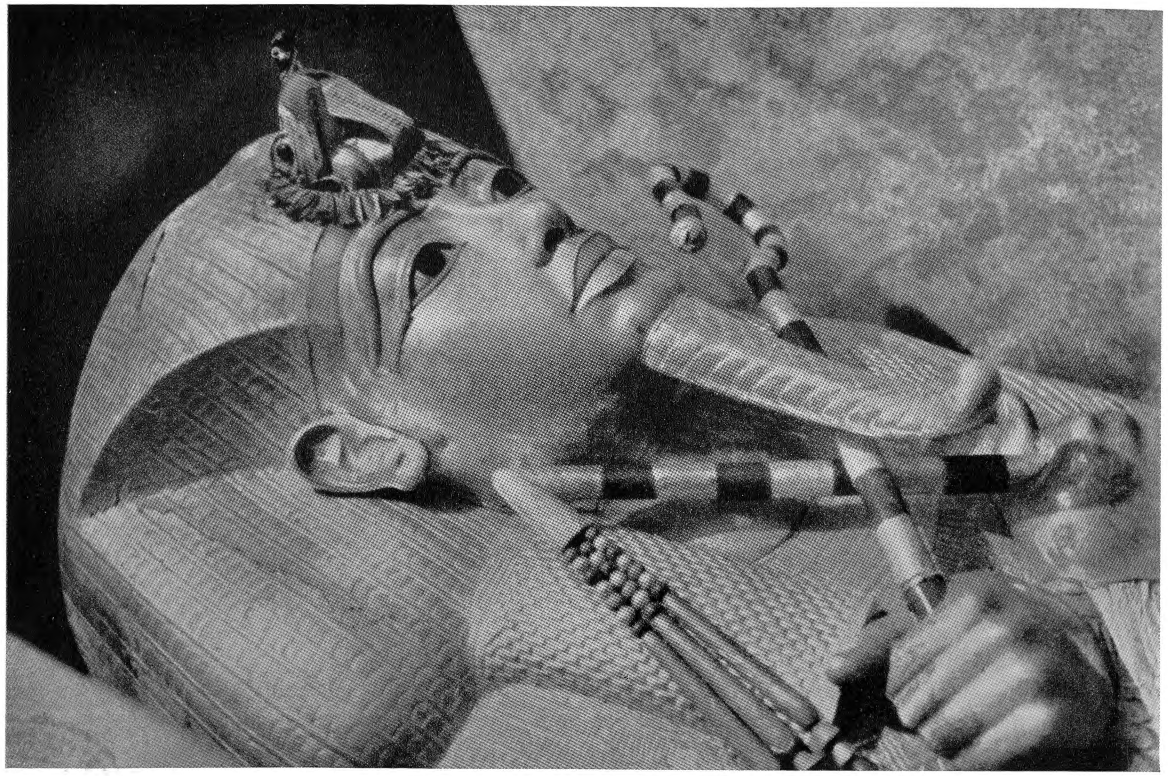
28 Ein Sargdeckel aus Granit, der in besonders schöner Arbeit als Bildnis des Bestatteten gestaltet ist, aus der Blütezeit des Neuen Reiches.

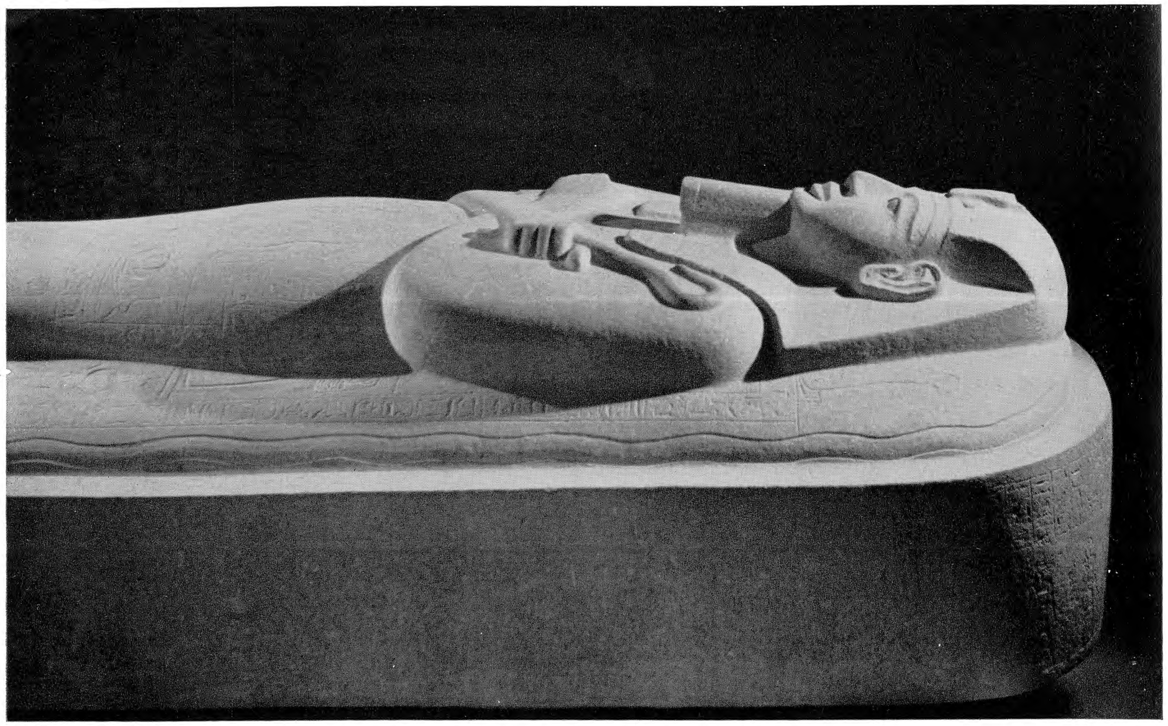


29 Das Gräbergebirge Thebens am Westrande des Fruchtlandes.



30 Eine Stätte, deren Geschichte alle Erfindungskraft der Phantasie übersteigt: Das Königsgräbertal von Theben mit einzelnen Grufteingängen (vorn links der zum Grabe König Tutanchamons), überragt von der Naturpyramide „El-Qorn“.





31 Der erste Blick in den Sarkophag König Tutanchamons: ein goldstrahlendes Abbild des im Jünglingsalter verstorbenen Pharao als äußerster von drei Särgen, deren letzter (Bild 58) die Mumie enthielt und aus massivem Golde besteht.
32 Ein magischer Anblick im Dunkel der Königskrypta: auf dem herrlich gearbeiteten Granitdeckel seines Außensarges ist König Merneptah wie zum Schlummer gebettet dargestellt, — vermutlich jener Pharao, der den Auszug der Kinder Israel zu vereiteln gedachte.

Pharaonen 6

Felskessel zu legen und hatte die Anlage allmählich zu einem von einer kleinen Pyramide überragten Pfeilergrabmal ausgebaut, das weither die Blicke anzog. Aber bei aller Schönheit der Gliederung und Bildzier blieb es doch nur ein architektonisches Schmuckstück an der ungeheuren Brust des Gebirges, das hier mit schroffen Steilwänden schwindelerregend himmelan strebt. Die abhängigen Stadtkönige der siebzehnten Dynastie waren dann in ihren Absichten überhaupt nicht soweit gegangen, sondern hatten ihre schlichten Ziegelpyramiden bei Dirâ Abu 'n-Naga auf dem Westufer vor den Schotterterrassen aneinander gereiht, so würdig es eben die Verhältnisse zuließen. Der aufsässige, stolze Sekenjen-Rê Tao — „Den der Sonnengott tapfer gemacht hat" — war hier beigesetzt worden, nachdem ihm die Keulen der Barbarenkreaturen in offener Feldschlacht das Haupt zerschmettert hatten und er auf der Walstatt den Hyänen und Schakalen schon fast zur Beute geworden war. Auch sein Heldenerbe, der tatkräftige Hyksosbesieger und Rächer Jachmose hatte nach fünfundzwanzig ruhmvollen Regierungsjahren in diesem Friedhofsbereiche auf hergebrachte Weise die letzte Stätte bezogen.

Dann bahnte sich ein Wandel an.

Amenophis I. ließ sein Grab in einiger Entfernung von seinem dazugehörigen Totentempel auf dem Gipfel eines der Hügelausläufer an ziemlich versteckter Stelle anlegen. Ein Felsen verbirgt den Zugang. Traute er der Pietät des thebanischen Volkes nicht? Was bewog ihn zu dieser Abkehr von der Tradition?

Noch entschiedener brach Thutmosis I. mit der Überlieferung. Er vollzog die vollständige Trennung von Grab und Kulttempel und schied damit seinen Leichnam vom unmittelbaren Genuß der Opfergaben und Segenswünsche. Fast zwei Kilometer vom eigentlichen Totenheiligtum entfernt, wählte er eine Stelle in der steil abfallenden Rückwand des Talkessels und ließ hier die erste Königsgruft in den kieseldurchsetzten Kalkfels treiben. Auf einer steilen Treppe steigt man in den Vorraum hinab, aus dem eine weitere Stufenreihe in die eigentliche, nur roh ausgehauene Sargkammer führt, welche die Gestalt eines langrunden Königsringes hat. Die Decke ruhte ursprünglich auf einer ausgesparten Säule; die Wände waren mit Stuck überzogen, geglättet und reich bemalt. Zur Linken schließt sich im hinteren Teile ein weiteres Gemach an, in dem vielleicht die Eingeweidebehälter und der kostbarere Teil der Beigaben magaziniert waren. Noch beherbergt die Krypta den schöngearbeiteten Sarkophag aus rotem Sandstein, der mit Bildern der Isis, ihrer Schwester Nephthys, der Himmelsgöttin Nut und verschiedener Totengottheiten geschmückt ist.

Die Herrichtung dieser mehr einem Versteck als einem repräsentativen Herrschergrabe gleichenden sonderbaren Anlage oblag dem Oberbaumeister Ineni. Er hat in der Lebensbeschreibung, welche brauchgemäß auf den Wänden seiner uns erhaltenen Grabkapelle angebracht ist, die Heimlichkeit angedeutet, mit der die befohlene Arbeit betrieben worden ist: „Ich allein überwachte das Aushauen des Felsengrabes Seiner Majestät. Niemand sah es, niemand hörte es . . ."

„Es ist begreiflich", schreibt Howard Carter, „daß hundert oder mehr Arbeiter, die von des Königs teuerstem Geheimnis wußten, nicht frei umhergehen durften. Ineni fand sicherlich wirksame Mittel, sie zum Schweigen zu bringen. Möglicherweise ist das Werk von Kriegsgefangenen ausgeführt worden, die man nach seiner Vollendung umbrachte."

Noch einmal: was gab Veranlassung zu dieser wahrhaft umstürzenden Neuerung?

In der Begräbnisweise pflegt Väterbrauch sich am zähesten zu behaupten. Wer die geradezu beispiellose Beharrungskraft kennt, mit der im Niltale das Altbewährte durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hin sein Recht fordert, der kann sich in den Gesinnungswandel eines Königtums nur schwer hineinfinden, das gleich dem Volkstum in Brauchdingen sonst nie und nichts vergessen konnte.

Es muß die Furcht vor Entweihung gewesen sein, die zu diesem Versuche führte.

Für die Fortdauer der persönlichen Wesenskraft war es nach ägyptischer Auffassung von entscheidender Bedeutung, daß die Mumie mit den zugehörigen Eingeweidebehältern unangetastet blieb. Aber auch der Bestand an Beigaben gehörte zum Begriff der seligen Weiterexistenz des Toten — und die Beigaben des siegreichen, triumphierenden Herrschertums waren jetzt reicher und kostbarer denn je. Goldstarrend und mit edlen, begehrten Steinen verschwenderisch ausgestattet, mußten sie die Begehrlichkeit Verwegener aufs äußerste reizen. Was hatten die Vertrauensleute der Pharaonen seit alters nicht alles an Vorkehrungen ersonnen, verbrecherischen Zugriffen Riegel vorzuschieben! Zu Bergen hatten sie die Last der Quadern über der Grabkammer getürmt. Ungeheure granitene Fallsteine hatten sie nach der Beisetzung in vorgesehenen Führungsrinnen niedergleiten lassen, drei, vier hintereinander, um die Gänge diebessicher abzuschließen. Truppen hatten sie in die nächste Umgebung der Königsfriedhöfe gelegt, Wächter angestellt, die mit ihren Köpfen für die Sicherheit der ihrer Aufmerksamkeit unterstellten Grabanlagen hafteten. Ach — und eben diese hatten in Zeiten dynastischer Schwäche und staatlicher Krisen mit den Plünderern Halbpart gemacht, ja ihnen den bequemsten Zugang gewiesen. Scheingänge, Geheimtüren, Todesfallen — alles hatte sich gegenüber skrupelloser Habgier als unzulänglich erwiesen. Eigennützig betriebene Arbeit konnte die sinnreichsten Abwehreinrichtungen unwirksam werden lassen. Wer vermochte dafür zu bürgen, daß der beamtete Baumeister insgeheim nicht selber an frevelhafte Bereicherung dachte und die Vorkehrung schuf, die hernach den Dieben das Eindringen ermöglichte?

Die gewaltigen Pyramiden der Gottkönige des Alten Reiches hatten sich so wenig sicher erwiesen wie die anspruchslosen Schlammziegelgräber der Kleinfürsten. Man hatte erfahren müssen, daß beharrlicher Eifer auch auf den Grund tiefster, verschütteter und übermauerter Schächte zu gelangen vermag ...

Eine für die selbstherrlichen Pharaonen des Neuen Reiches, der beginnenden Weltmachtzeit, schauerliche Tatsache.

Es hätte nur ein Mittel gegeben, das einige Aussicht auf ungestörte Grabesruhe zu bieten vermocht hätte: Verzicht auf Besitz im Tode.

Den konnten und mochten sie nicht leisten. Sie hätten sich ihres Wesens, ihrer Glaubensvorstellungen, ihrer ganzen Denkweise entäußern müssen.

Also zogen sie gerade durch die strahlende Pracht der Ausstattung ihrer ewigen Wohnung das Verderben auf diese und auf sich selber.

Keine der zahlreichen Stiftungen, welche Heeren von Priestern und Wachbeamten Nahrung gegeben hatten, hatte die Denkmäler auf die Dauer geschützt. Als Thutmosis I. sich zu dem schweren Entschlusse durchrang, seine letzte Zuflucht in die absolute Einsamkeit zu verlegen, wird es in seinem langgedehnten Reiche kaum ein Königsgrab gegeben haben, das nicht schon beraubt worden war.

Nun hieß es: außer Sicht gehen und geheimhalten.

Vielleicht spielte der Gedanke hinein, es müsse bei der Beschaffenheit des Talschlusses unschwer möglich sein, mit zahlenmäßig geringen, dafür um so zuverlässigeren Kräften den neugewählten Friedhof zu bewachen. Ein paar Wächter, an die Zugangsenge postiert und auf die umlaufenden Höhenränder verteilt, vermögen tatsächlich den Kessel auf jedes verdächtige Lebewesen hin zu kontrollieren.

Die Nachfolger des ersten Besiedlers schlossen sich dem Beispiele an. An schwer zugänglichen Stellen, im Schutz vorspringender Felsen, in abgelegenen Nebentälern, sogar auf dem Grunde einer tiefen Erosionsspalte in halber Höhe der Talwand trieb der Meißel lange Stollen ins Herz des weißen Gebirges. Volle fünf Jahrhunderte nationaler Hochblüte hindurch füllte es sich mit Königsmumien und Königsgut.

Die älteren Anlagen sind von mäßigen Dimensionen. Die letzte Wohnung des großen dritten Thutmosis beginnt mit einem rund 20 m langen Korridor, der von der Eingangspforte — teilweise auf Treppenstufen — schräg in die Tiefe hinabführt und in den schon erwähnten, 4 bis 5 m im Geviert haltenden und bis zu 6 m tiefen Schacht ausläuft, der wohl Grabräuber aufhalten sollte. Jenseits dieses Verließes setzt sich der Weg in einen von zwei viereckigen Pfeilern getragenen Saal fort, dessen Wände mit 741 Bildern von Gottheiten geschmückt sind. Nach links sich wendend gelangt man aus ihm auf niedrigen Stufen in den langrunden Hauptsaal des Grabes hinab, dessen Decke wiederum zwei viereckige Stützpfeiler tragen. Die Wände sind über und über mit Bildern und hieroglyphischen Texten bedeckt, die in schwarzer oder roter Farbe auf einem Grunde von gelblichgrauer Tönung so ausgeführt sind, daß der Sargraum wie mit einem großen Totenpapyrus ausgekleidet erscheint. In lückenloser Folge bot sich hier dem Lebensgeiste des Königs jener magische Reiseführer durch die Unterwelt, dessen Kenntnis den Toten befähigte, Prüfungen und drohende Gefahren zu bestehen und an der nächtlichen Barkenrückfahrt des Sonnengottes

bevorzugt teilzunehmen. In dieser gleich einem Königsnamensringe gestalteten Halle erhob sich der auf einen Alabasteruntersatz gestellte Sarkophag aus rötlichem Sandstein, der die in weitere kostbare, menschengestaltige Särge eingeschlossene Mumie des unternehmendsten aller Pharaonen barg. Vier seitlich abzweigende kleine Gemächer mögen die Statuen des Herrschers, die rituelle Ausstattung und die Nahrungsvorräte enthalten haben.

Der Sohn des gewaltigen Monarchen, der frühverstorbene zweite Amenophis, ließ seine Grabstätte nach dem Plane der väterlichen herrichten. Doch gab er der großen Pfeilerhalle rechtwinkligen Grundriß und schloß an sie eine Krypta an, die den rotgefärbten Steinsarg aufnahm. Als das Grab im Frühjahr 1898 von Loret — dem damaligen Direktor der ägyptischen Altertümerverwaltung — eröffnet wurde, lag in ihm noch die Leiche des Königs im Schmucke der Blumengaben, die liebende und pietätvolle Hände bei der Bestattung vor über 3000 Jahren gestiftet hatten. Um den Hals der Mumie waren Blütengewinde angeordnet, auf der Brust ruhte ein kleiner Akazienstrauß. Sollten die zartfiedrigen Blätter auf das erste Schlagen des wiedererwachenden Herzens des Pharao antworten? Leider erwies sich bei näherer Untersuchung der königlichen Totenwohnung, daß fast die gesamte, sicher einst sehr reiche Ausstattung schon in alter Zeit von Grabdieben geraubt oder zerstört worden war. Auch ein Panzerhemd aus feinem lachsfarbenen Leder war ihnen zum Opfer gefallen, das der tatkräftige und sportgeübte Herrscher auf seinen Feldzügen wohl selbst getragen hatte. Reste ließen erkennen, daß es mit Schuppen von Leder und Holz benäht gewesen war, — das älteste Beispiel eines derartigen Waffenrockes. Eine besondere Überraschung bedeutete das Vorhandensein von dreizehn weiteren königlichen Mumien beiderlei Geschlechts in dieser Gruft, darunter die der beiden Nachfolger des zweiten Amenophis: Thutmosis' IV. und Amenophis' III. Sie alle waren im Altertum hierher verbracht worden, als sie in ihren wieder und wieder geplünderten, nicht mehr ausreichend zu schützenden Gräbern dem Verderben ausgesetzt schienen, und hatten fortab ungestört den Todesschlaf forts tzen können. Nichts von all ihrem Reichtum an Schmuck und Gaben war ihnen geblieben, aber sie waren doch wenigstens der letzten Entwürdigung entgangen. Einzelne der aufgefundenen Herrscher und der königlichen Frauen sind bis heute nicht identifiziert. Befindet sich Hatschepsut unter den letzteren, die große, überlegene Selbstherrscherin auf dem Horosthrone, deren Persönlichkeit und Schicksal uns heute mehr als das aller anderen Königinnen Altägyptens beschäftigt?

Die Absicht, durch Geheimhaltung ihrer Lage die Königsgräber zu schützen, ist offenbar schon unter der 18. Dynastie aufgegeben worden. Man ging dazu über, die Totenpaläste sichtbar nahe der Talsohle, aber innerhalb eines sehr beschränkten, leicht zu übersehenden Umkreises anzulegen. Da jedem regierenden Herrscher daran gelegen sein mußte, den Friedhof sicher bewacht zu wissen, meinte man wohl, den Räubern so am besten das Handwerk legen zu können.

Und nun — unter den mächtigen Pharaonen der 19. Dynastie und den nachfolgenden Ramessiden — dehnten sich die Gänge, Räume, Schächte und Pfeilerhallen wahrhaft ins Abenteuerliche. Nicht mehr gewinkelt, sondern in gerader Richtung fortführend, erstreckten sie sich bis zu hundert und mehr Metern Länge in die mystische Tiefe des Gebirges, — ein Gleichnis der geheimnisvollen Unterweltwege, durch die der widderköpfige Sonnengott auf seiner von den Verklärten getreidelten Barke zur östlichen Aufgangsstätte allnächtlich zurückkehrt, Pforte auf Pforte passierend, Dämonen und ungeheure Schlangen zurückweisend. Volle 14 Raumteile von wunderbarer Schönheit der Bilddekoration umfaßt die riesige Grabanlage Sethos' I., 28 Abschnitte die des reichen dritten Ramses. Unermeßliche Schätze müssen in diesen Gemächern angehäuft worden sein.

Wieviele Hiebe derber Holzschlägel auf das knirschende Kupfer der Meißel, wieviel Erschöpfung, Durst, Zähnezusammenbeißen, Außersichsein, als diese beispiellosen Grabvorhaben Verwirklichung fanden! Zu ganzen Hügeln türmten sich ringsum Gesteinstrümmer und Feuersteinknollen. Scharen von Bildhauern und Malern zogen ein, Werkstätten und Speicher müssen über den Talboden hin sich ausgebreitet haben.

Und immer wieder, in kürzeren oder längeren Zeitabständen, die großen, ernsten Weihegepränge: die Leichenzüge der „Guten Götter", die man goldumhüllt in den kostbarsten Särgen zu Grabe trug, die je auf Erden für Sterbliche geschaffen worden sind. In Gold starrend die riesigen Schreinwände, golden die Statuen der Verewigten und der Götter, goldfunkelnd das Kultgerät, die Insignien, die Truhen und Schmuckstücke. Dazu das Farbenspiel der zur Erhöhung der Pracht überreich verwendeten edlen Steine und Glasflüsse, das rührende Bunt der Sträuße und Blumengehänge, das Leuchten polierter, erlesener Hölzer, in kunstreiches Schnitzwerk verwandelt, als Kriegsgefährt, Jagdwagen, Thronsessel, Paradebett oder Schemel mitgeführt. Und das alles — eine Märchenprozession sondergleichen — durch die ungeheure, fahle Trauer, die leblose Einsamkeit des Tales sich heranwindend unter dem Gemurmel der Ritualsprüche, den gedehnten Rhythmen religiöser Gesänge, dem schauerlich-schrillen Trillern entfesselter Klageweiber, dem Brüllen der unter gewaltigen Zierkränzen fast verborgen dahinschreitenden Opferstiere...

Es muß immer aufs neue ein überwältigendes Schauspiel gewesen sein.

Die Reichtümer Afrikas, Vorderasiens und der Inseln inmitten des Meeres flossen bei solchem Anlaß in einen Pomp zusammen, wie ihn gleich unermeßlich nur noch das alte Indien kannte und vielleicht das rätselvolle Altamerika der Mayas, Inkas und Azteken.

Am Ausgang des ägyptischen Altertums war nichts mehr von alledem übrig.

In Notverstecken zusammengepfercht, durch Priesterumsicht vor der schwersten Demütigung bewahrt, aber bettelarm in der durchwühlten Dürftigkeit ihrer Binden, schliefen traumlos die Pharaonen. Nur drei waren an ihrer alten Stätte

in den ursprünglichen Särgen verblieben. Hätte man von ihnen gewußt, auch sie wären der Schändung nicht entgangen.

Als der römische Geograph Strabo unter der Regierung des Kaisers Augustus Ägypten bereiste, waren die offenen, leeren Grüfte bereits ein bei Griechen und Italikern beliebtes Ausflugsziel. Durch zahllose Namenskritzeleien haben sich die Besucher schon damals verewigt. Er berichtet von vierzig „in Höhlen ausgehauenen, herrlich hergerichteten und sehenswerten Königsgräbern". Wir kennen heute zusammen mit denen königlicher Familienangehöriger und bevorzugter Hofbeamter einige sechzig, aber nur siebzehn sind geöffnet und der Betrachtung zugänglich.

Pausanias, Heliodor, Aelianus, Ammianus Marcellinus und andere antike Schriftsteller nennen sie „Syringen", und ebenso sind sie auch in griechischen Inschriften bezeichnet, die sich an ihren Wänden gefunden haben. Wahrscheinlich hatte die entfernte Ähnlichkeit der langen Gänge mit den Röhren der hellenischen Hirtenflöte — Syrinx — zu dieser kuriosen Begriffsübertragung Veranlassung gegeben.

Mit dem strukturellen und wirtschaftlichen Niedergang des Imperiums und den Stürmen der Wanderzeiten brach die Verlassenheit über die Wunderstätte herein. Schakale, Eulen und unzählige Fledermäuse nahmen von den ausgeraubten, schutterfüllten Gängen und Hallen Besitz. Die Ringe der Schlange schürften über die flachen Stufen. Wo Priesterhymnen erklungen waren, wo sich Heerscharen geschickter Handwerker gemüht hatten, heulte des Abends der kleine Wüstenwolf langgezogen zum verlöschenden Himmel auf. Dem in Anspruchslosigkeit versunkenen, kunstunverständig gewordenen Volke Thebens, das nach mehrfacher kriegerischer Heimsuchung in ein paar ärmliche Dörfer auseinandergefallen war, mag das Tal und seine Umgebung unheimlich gewesen sein: eine Zuflucht für unfreundliche Geister und Dämonen, umwittert vom Geheimnis einer nicht mehr begriffenen, fabelhaften Vergangenheit...

In jener Zeit nahmen weltflüchtige christliche Einsiedler von einzelnen der königlichen Totenwohnungen Besitz.

Die „goldene Halle" des zum Osiris Erhöhten wurde zur Zelle.

Wo einst Reichtum und Pracht triumphiert hatten, kasteite sich freiwillig getragene Entbehrung. Des Pharao leerer Sarg diente als zeitliches und vielleicht auch als letztes Bett beschaulichen Asketentums. Eines der offenen Gräber verwandelte sich sogar schlecht und recht in eine Kirche.

Größer als alle dichterische Erfindungskraft sind die Einfälle der Geschichte.

Die Schicksale des Königsgräbertales in neuerer Zeit hat Carter in historischen Ausschnitten lebendig und fesselnd geschildert.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fand der englische Reisende Richard Pococke bei einem wagemutigen Abstecher vierzehn Königsgräber vor, von denen er in seinem Berichte „A Description of the East" neun als zugänglich, fünf als versperrt bezeichnet. Ihm war bei dieser Tour nicht recht wohl, da an die Stelle der frühchristlichen Anachoreten im Laufe der Jahrhunderte Räuberhorden getreten waren, die das ganze Gebiet so unsicher machten, daß auch der ihn begleitende ortskundige Scheich zur Eile drängte.

Unter diesen Verhältnissen war man in jener Zeit schon zufrieden, ungeschoren die Reste der königlichen Totentempel am Westrande des Fruchtlandes betrachten zu können. Die Banditen hausten in den Herrschergräbern wie die Raubritter auf ihren schwer zu brechenden Nestern in voller Selbstherrlichkeit, da niemand rechte Lust verspürte, es in dem schwierigen Gelände voller Deckungsmöglichkeiten und Hinterhalte mit ihnen aufzunehmen. Ein Versuch der Amtsgewalt, sie nach militärischer Besetzung des Gebirgsteiles in ihren Höhlen buchstäblich auszuräuchern, hatte nur vorübergehenden Erfolg. Wer es unternahm, in den Talkessel selbst vorzudringen, um in den Gräbern methodische Forscherarbeit zu leisten, mußte unberechenbarer Angriffshandlungen gewärtig sein und konnte wie 1769 James Bruce erleben, fast gesteinigt zu werden. Nur seine und seines Dieners schußfertige Flinten hielten die Räuber in einiger Entfernung, aber das Gefühl der Unsicherheit war so groß, daß der bereits vorher von seinen eingeborenen Führern verlassene Reisende darauf verzichtete, die riskanten Unternehmungen zu wiederholen.

Napoleons Gelehrtenstab, dessen hervorragender Wirksamkeit in erster Linie die wissenschaftliche Erschließung des ägyptischen Altertums zu danken ist, war bei der ganz zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts durchgeführten Vermessung der damals zugänglichen Königsgräber derselben Behelligung ausgesetzt. Die rauberpichten Nachfahren der alten Höhlenbewohner bedienten sich den französischen Forschern gegenüber sogar ausgiebig der Schußwaffen, als diese sich anschickten, in bescheidenem Umfange Ausgrabungen vorzunehmen.

Und dann setzte die große Zeit der archäologischen Entdeckungen ein.

Am Anfang der langen Reihe von Namen, die mit den fortab gemachten Funden im Bereiche des Tales verknüpft bleiben, steht in großen Lettern der Name Belzoni.

Der hünenhafte, unternehmende Italiener sah sich in Ägypten nach gescheiterten Erfinderhoffnungen auf die eigene Tatkraft angewiesen und wandte sich alsbald — angeregt durch einen mit dem englischen Generalkonsul und Sammler Salt abgeschlossenen Vertrag, ein Riesenbild Ramses' II. von Luksor nach Alexandria zu transportieren — mit wachsendem Eifer den Altertümern der Pharaonenzeit zu. Als findiger Kopf ersann er Vorrichtungen, verschlossene Grabeingänge aufzubrechen; er erwarb Antiquitäten auf fremde und eigene Rechnung, brachte vom Skarabäus bis zum Obelisken in seine Hand, was sich greifen ließ, setzte sich im guten und bösen mit erbitterten Konkurrenten und neidischen Ausgräbern auseinander und erregte Aufsehen mit einer Ausstellung, die er 1820 in London veranstaltete. Zugleich veröffentlichte er einen Bericht über seine ägyptischen Erlebnisse, der höchst unterhaltend und amüsant zu lesen ist.

Diesem tatenlustigen, ganz von seiner Sache durchdrungenen und mit allen Wassern gewaschenen Freunde des Altertums gelangen die ersten Wiederentdeckungen verschollener Königsgräber im Felsgelände der Bibân el-Mulûk. Er fand die Grüfte des ersten Ramses, des Mentu-her-chopschef und des recht abseits in einem Seitentale bestatteten Eje, und räumte sie auf die damals für zweckmäßig geltende, dem heutigen Fachmann gelinden Schüttelfrost erregende Weise aus. Seine denkwürdigste Entdeckung indessen war die des herrlichen Riesengrabes Sethos' I. Als „Belzonis Grab" ist es in die Annalen der Ägyptologie eingegangen, und es muß ein wunderbares Erlebnis für ihn gewesen sein, als sich die nächtliche Welt seiner aufs schönste mit Reliefdarstellungen und Malereien geschmückten Korridore und Pfeilersäle vor ihm auftat. Den leer gefundenen prachtvollen Alabastersarg verleibte er seiner Sammlung ein, er ist später in das Soane-Museum zu London gelangt.

Seine Unternehmungen gaben mit ihren glücklichen Ergebnissen den Auftakt zu einer über zwei Jahrzehnte sich hinziehenden gründlichen Ausbeutung des Gräbertales. Hervorragende Pioniere und unvergessene Vertreter der jungen Wissenschaft zeichneten sich in das Buch seiner Geschichte als Gäste ein, von denen mancher am Orte rühmliche Spuren hinterließ: Champollion, Burton, Hay und Head, Rosellini, Wilkinson, Rawlinson, Rhind und endlich der große deutsche Ägyptologe Richard Lepsius. Die von ihm geleitete preußische Forschungsexpedition führte 1844 eine erneute vollständige Vermessung des Tales durch und räumte das Grab Ramses' II. sowie einen Teil der Gruft seines Sohnes Merneptah aus. Das Unternehmen wurde so gewissenhaft bewerkstelligt, daß für den Rest des Jahrhunderts alle Möglichkeiten, auf dem Königsfriedhofe Funde zu machen, für erschöpft galten.

Es ist bemerkenswert, daß schon Belzoni und sein passionierter Auftraggeber, der Konsul Salt, am Ende ihrer Talkampagnen davon überzeugt waren, es bleibe dort für die späteren Grabsucher nicht mehr viel zu tun.

Dabei sollte der erregendste Teil der neueren Fundgeschichte noch geschrieben werden.

Generaldirektor Loret öffnete im Jahre 1898 auf Grund von Angaben örtlicher Amtsstellen gleich mehrere Königsgräber, darunter die des ersten und des dritten Thutmosis und das schon beschriebene, durch den erhaltenen Leichnam des königlichen Besitzers und die später beigesetzten Mumien verschiedener Angehöriger des Herrscherhauses besonders interessante des zweiten Amenophis.

Seit 1902 grub ein wohlhabender, der pharaonenzeitlichen Hinterlassenschaft mit besonderem Eifer nachspürender Amerikaner namens Theodore M. Davis im Besitze der erforderlichen Konzession zwölf Winter hintereinander mit geradezu erstaunlichem Erfolge im engeren und weiteren Bereiche des Tales. Unter seinen mannigfachen Entdeckungen ragen die der Gräber Thutmosis' IV., der Königin Hatschepsut, des Haremhab, des Siptah und der bejahrten Schwiegereltern Amenophis' III. — Juja und Tuja — hervor. Der letzterwähnte Grabfund

bedeutete sowohl an historischer Wichtigkeit als auch an Umfang und Erhaltung der Ausstattung geradezu eine ägyptologische Sensation. War die Bestattung doch ganz ausnahmsweise einmal ungestört! Die Mumien des ehrwürdigen Paares erwiesen sich als so erstaunlich wohlerhalten, daß man hätte meinen können, an ihrem Sterbebette zu stehen; Haut und Muskeln erweckten den Eindruck, als seien sie noch weich. Kurze weiße Stoppeln bedeckten das herrische Kinn des Großvaters Echnatons. Nase, Mund und Wangen, ja selbst die Augen des alten Priesters schienen kaum ihre Form verändert zu haben: ein wahres Wunder hochentwickelter Balsamierungskunst. Die Särge und Möbel zeugten von bestem Handwerk und trugen den Stempel jenes erlesenen Geschmacks, der unter dem Zepter des prachtliebenden, friedlichen Pharao Gemeingut breitester Volksschichten gewesen sein muß. Vom Totenpapyrus bis zum Schmuckstück verkörperte jeder Gegenstand den Geist einer blühenden, leistungsstolzen Epoche.

So unmittelbar und vollständig hatte sich die große Vergangenheit noch in keinem der zahlreichen Gräber und Verstecke offenbart. Manche Gegenstände, die man bisher nur in dürftigen Vertretern oder aus Bruchstücken kannte, sah man zum ersten Male in unberührter Vollständigkeit...

Zugleich eröffneten sich neue Perspektiven.

Wenn Königsverwandten die Ehre widerfahren konnte, im Königstale und umgeben von königlichen Geschenken in eigenen Grabkammern beigesetzt zu werden, — waren dann nicht Funde über Funde zu erwarten, an deren Möglichkeit bisher niemand recht gedacht hatte?

Es kam auch jenes sonderbare Grabversteck an das Licht, das die Ausgräbergemeinschaft der Königin Teje — der Tochter des eben erwähnten Paares — zuschrieb. Es enthielt Katafalkteile, Salbbehälter und andere Beigaben für den persönlichen Gebrauch im Jenseits, und als Hauptüberraschung einen großen, farbenleuchtenden Sarg der Art, wie sie in der Amarnaepoche für königliche Personen gebräuchlich war. Beim Verfaulen der Bahre, die ihn getragen hatte, in Staub und Moder niedergesunken, barg er — unter dem verrutschten Deckel fast hinausgeworfen — eine Mumie, von der wenig mehr als die bloßen Gebeine und Teile der Umhüllung erhalten waren. Nach Königssitte mit Goldbändern umwunden und mit einzelnen goldenen Emblemen geschmückt, war sie durch Tilgen der Inschrift an allen in Betracht kommenden Stellen des Namens beraubt. Selbst die goldgetriebene Bildnismaske, die einst den Kopfteil des Sarges verkleidet hatte, war in alter Zeit gewaltsam beseitigt worden. Kein Zweifel, es mußte sich um die Reste eines jener „Ketzerkönige" handeln, die für zwei Jahrzehnte dem Himmelsherrn Amon den Rücken gewandt und dem Kultus der von Echnaton als Alleingottheit eingeführten Strahlensonne Aton gelebt hatten. Aus naheliegenden Gründen dachte man zunächst an Echnaton selber, den später verfemten und geächteten, und nahm an, pietätvolle Hände hätten nach dem Zusammenbruch der Reformation und der Preisgabe der Residenz Achet-Aton/Amarna heimlich im Tale der Väter geborgen, was den Aufwallungen des Volkszorns entgangen war. Das

anatomisch festgestellte Lebensalter von 24—26 Jahren jedoch, das dieser Verstorbene höchstfalls erreicht haben konnte, ließ sich mit solcher Annahme schlecht in Einklang bringen, und so ist es wahrscheinlich, daß es sich bei dem namenlosen fürstlichen Toten um Semenchkerê, den jugendlichen Schwiegersohn und Mitregenten Echnatons handelt, der nicht lange nach dessen Ableben gleichfalls von der geschichtlichen Bühne abtrat. Wem die einfache, mit Grundsteinbeigaben Echnatons ausgestattete Grabanlage ursprünglich bestimmt gewesen ist, bleibt unentschieden.

Zwischendurch kamen in der Taleinsamkeit immer wieder Einzelhorte von Bestandteilen sonst verlorener Königsausstattungen und mancherlei Begräbniszubehör zutage. Letzteres brachte den Finder des Tutanchamongrabes auf die erregende Fährte.

Im Juni 1914 war die Ausgrabungskonzession an der jetzt weltberühmten Stätte auf den an allen Relikten des ägyptischen Altertums leidenschaftlich interessierten Lord Carnarvon und seinen erfahrenen ägyptologischen Berater Howard Carter übergegangen. Mit wechselndem Erfolge gruben beide Jahr für Jahr im westlichen Theben, ohne mehr zu erreichen, als durch gelegentliche Einzelfunde zur Erweiterung fachwissenschaftlicher Kenntnis beizutragen. Was den Sammlungen des kunstsinnigen Lords Glanz verlieh, kam mit wenigen Ausnahmen aus dem Handel.

Hart vor dem Aufgeben setzte Carter, der bewährte Kenner aller Geländeeigentümlichkeiten des Talkessels, den Spaten an einer aufgesparten, zuvor nie untersuchten Stelle an.

Und nun kam es zu jener atemberaubenden, sich wie eine raffiniert ersonnene Filmhandlung steigernden Serie von Entdeckungen, die über das erste Auftauchen des verschlossenen Grabeingangs, über die berühmten sechzehn Stufen durch den schuttgefüllten Gang in die Vorkammer mit ihren verwirrenden, bis an die Decke gestapelten Schätzen, an das Zugangsloch zur Vorratskammer, vor die schimmernde Wand des äußersten Riesenschreins der „goldenen Halle, in der man ruht“, und in die anschließende Schatzkammer führte, an deren Pforte Anubis Wache hielt, während im Dämmer dahinter die lieblichen kleinen Schutzgöttinnen mit ausgebreiteten Armen den herrlichen Eingeweidebehälter vor Entweihung schützten...

Das Tal hatte sein kostbarstes Geheimnis preisgegeben. Zu oft und zu gründlich ist der ganze Hergang geschildert worden, um hier im einzelnen wiederholt zu werden.

Eine Weltsensation lief um den Globus. Das Interesse der Empfänglichen des ganzen Erdballs richtete sich, von den sich überstürzenden Berichten der Presse stürmisch erregt, auf den kleinen, verlorenen Fleck im Schoße der thebanischen Hügel.

Es erwies sich, daß vier ineinandergeschachtelte, schwervergoldete Schreine den Quarzitsarkophag umschlossen, der die drei aufgebahrten, menschengestaltigen eigentlichen Prunksärge enthielt, deren jeder den frühvollendeten Herrscher ergreifend porträthaft als Osiris wiedergibt. Das Rätsel des bei der ersten Hebung festgestellten ungeheuren Sarggewichtes löste sich erst mit der Freilegung des innersten Behälters, der die kunstvoll hergerichtete, mit Salböl verschwenderisch bedachte Mumie enthielt. Er bestand aus massivem Golde von 2½—3½ mm Wandstärke und erwies sich damit als der kostbarste Sarg, der je gefunden wurde. Die Entfernung seines Deckels erbrachte eine neue Überraschung: den Oberkörper der Mumie bedeckte eine getriebene Bildnismaske von höchstem Kunstrang, die gleichfalls aus massivem Golde gearbeitet war. Über Kopf, Hals, Brust, Leib und Glieder des königlichen Jünglings waren 143 Gegenstände in 101 Gruppen verteilt, darunter Embleme, flexible Goldkragen mit feinsten Steineinlagen, Amulette, Insignienstücke, Geschmeide und Dolche von besonderer Schönheit. Der gesamte goldstrotzende Grabhort, zu dessen Ausstellung Umgang und Räumlichkeiten einer ganzen Etage in dem großen Altertümermuseum zu Kairo freigemacht werden mußten, ist so umfangreich, daß die gründliche Veröffentlichung noch immer auf sich warten läßt. Vermutlich werden noch Generationen von Fachgelehrten an ihr zu tun haben.

Allein der Goldwert der aufgefundenen Dinge ist ungeheuerlich. Der Kunstwert ist überhaupt nicht abzuschätzen.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß das Tal der Täler noch unentdeckte Pharaonengrüfte birgt. Freilich ist diese Meinung seit Belzoni immer wieder vertreten worden — und was hat die Spatenwissenschaft seitdem in seinem Bereiche alles an das Licht gebracht! Noch fehlt uns die Kenntnis von der Lage der meisten Königinnengräber der großen achtzehnten Dynastie, noch wissen wir nicht, wo einzelne der Priesterkönige bestattet waren...

Hat die öde Schlucht mit der beispiellosen Vergangenheit am Ende doch noch nicht sämtliche ihrer Wunder enthüllt? Wird sie dem Eifer unverzagter und zäher Ausgräber noch weitere Überraschungen bieten?

MUMIENGEHEIMNISSE

Bei dem Worte „Mumie“ pflegt man unwillkürlich an Ägypten zu denken, obwohl menschliche Dauerleichen von manchmal recht hohem Alter aus vielen Gegenden der Erde bekannt geworden und in unsere völkerkundlichen Sammlungen gelangt sind.

Daß es sich so verhält, hat seine Berechtigung.

Nur im alten Ägypten war die möglichst unveränderte Erhaltung des Leichnams eine tief empfundene, allgemein geübte Glaubenspflicht. Und nur in dem an Wundern menschlicher Leistungskraft überreichen Niltale ist es gelungen, der leiblichen Persönlichkeit über den Tod hinaus und durch die Jahrtausende hin Beständigkeit in so erstaunlichem Grade zu verleihen, daß wir seinen einstigen Bewohnern — Herrschern wie Untertanen — noch heute mit dem Gefühl ins Antlitz blicken können, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Als im großen Altertümermuseum von Kairo die Pharaonen und Pharaoninnen den Besucher noch höchstselbst in Audienz empfingen, hatte der geschichtssinnige Ägyptenreisende eine geradezu überwältigende Leistungsschau altägyptischer Einbalsamierungskunst vor Augen. Im Erdgeschoß durfte er vor die formgewaltigen steinernen Riesenbilder der mächtigen Herrn und Herrinnen des Alten Orients, in der Galerie des ersten Stockwerkes buchstäblich vor diese selbst treten. Da harrte der große Ramses, den gezehrten Greisenkopf mit der Stirnglatze und der kühn geschwungenen Hakennase herrisch in den Nacken gelegt, dort der männlich-stattliche Sethos, dort Ramses III., dessen verbissenen Zügen man es ansah, daß er im Groll über eine Palastverschwörung und wahrscheinlich als deren Opfer verschieden war.

Alle diese Weltherrschermumien wurden an Erhaltung von der einer wenig bekannten Prinzessin der einundzwanzigsten oder zweiundzwanzigsten Dynastie übertroffen, die den Namen Nesitanebaschru führte. Sie war eine Priesterin des Amon von Theben gewesen und hatte zum Vater den Nesi-chonsu, der vermutlich mit Painodjem II. identisch ist.

Keiner von denen, die sie gesehen haben, hat sie je wieder vergessen können.

Dem großen französischen Reiseschriftsteller Pierre Loti war sie bald nach der Überführung ins Museum eines Nachts bei Laternenschein gezeigt worden und er hat die Wirkung ihres Anblicks erregend beschrieben. Sie erschien ihm als eine Gule, eines jener dämonisch reizenden schrecklichen Gespenster der Alten, die sich an die Fersen der ihnen Verfallenen heften, um sich von ihren warmen Lebenssäften zu nähren ...

Sie blickte sogar aus Augen, die täuschend aus Steinen zusammengesetzt zwischen ihre Lider eingebettet waren. Der verloren sinnende, unbestimmte und doch geheimnisvoll beobachtende Blick verfolgte den Betrachter bis zum Ausgang. Ihre Wangen waren füllig weich, die feine Nase vom Druck der Binden wenig deformiert, der Mund mit den wohlerhaltenen Lippen hatte etwas geradezu Blühendes. Die Haut schien zu atmen. Wirr und reich umrahmte dunkles Haar das mädchenhafte Gesicht, dessen Züge von müdegelebter edler alter Rasse, von den Triumphen und Erblasten eines aristokratischen Geschlechtes zu sprechen schienen.

Dr. Elliot Smith, der gelehrte Beschreiber der Königsmumien des Kairener Museums, hat im „Catalogue Général“ zugegeben, daß die hochgezüchtete Kunst der thebanischen Mumienmacher sich in diesem Falle selbst übertroffen habe. Eine derartige Vollkommenheit der Konservierung hat kein anderes Volk auf dem Erdball zu erzielen vermocht.

Aber beruht solche Erhaltung allein auf der Tradition und Erfahrung eines bis aufs äußerste intensivierten Spezialistentums?

Wir wissen heute, daß die entscheidende Rolle dabei nicht menschliche Kunstfertigkeit, sondern die Beschaffenheit des ägyptischen Bodens in Verbindung mit einem einzigartig günstigen Klima gespielt hat.

Ich erwähnte schon im ersten Kapitel dieses Buches, daß wir aus vorgeschichtlichen Friedhöfen des Niltalrandes Trockenleichen haben, die im Verlaufe des vierten vorchristlichen Jahrtausends — in Ziegenfelle oder Matten eingehüllt — gänzlich unbehandelt in Hocklage bestattet worden sind, wie es die Verhältnisse eben mit sich brachten. In dieser frühen Zeit dachte in Ägypten noch niemand daran, dem Leichnam durch Anwendung besonderer Verfahren Beständigkeit zu sichern. Nicht einmal die leichtverweslichen Eingeweide sind entfernt worden — und doch sind bei der planmäßigen Freilegung die Toten in vielen Fällen überraschend wohlerhalten zutage gekommen.

Ein weiteres, in mancher Hinsicht interessantes Beispiel der konservierenden Kraft des ägyptischen Sandes haben H. E. Winlock und Professor Dr. Douglas E. Derry beschrieben. Der von dem erstgenannten Gelehrten geleiteten Grabungsexpedition des Metropolitan Museum of Art gelang im Bereiche der thebanischen Nekropole bei Der el-bahari die Entdeckung eines Soldatengrabes aus der Zeit der 11. Dynastie, in dem über sechzig im Kampfe gefallene Krieger lagen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie einem Streitkorps des thebanischen Reichserneuerers Mentuhotep angehörten und im Dienste jener machtvollen Restauration ihr Leben ließen, welche der klassischen Blüte des Mittleren Reiches den Boden bereitete. Vielleicht wurden sie Opfer einer kriegerischen Auseinandersetzung mit dem Herrschertum von Herakleopolis, das im Norden auf seine Vorrechte pochte, und — als gefallene Helden in Eile heimgeführt — nach errungenem Siege ehrenhalber in einem Gemeinschaftsgrabe beigesetzt. Wie Dr. Derry in seinem Berichte über die Untersuchung der Mumie Tutanchamons betont, sind sie von

allen bekannten Mumien die besterhaltenen. Schwere Pfeilwunden lassen erkennen, daß ein wahrer Geschoßhagel aus einer Höhe über sie niedergegangen sein muß, die an Verteidigung bewehrter Stadtmauern oder Festungstürme denken läßt. Bei einigen der Gefallenen stecken noch ansehnliche Stücke von Pfeilschäften im Körper. Obwohl es sich nur um den einfachsten, nicht einmal mit einer gesondert gefertigten Spitze versehenen Pfeiltypus handelt, spricht der Befund beredt von der Leistungskraft der verwendeten Bogen und illustriert höchst anschaulich den besonderen Kampfwert der im ganzen Altertum gefürchteten ägyptischen Bogenschützen. Einem der Soldaten waren mehrere der von oben her in das Genick eingedrungenen Geschosse durch die Brust hindurchgegangen. Ein Pfeil war vom Oberarm durch die ganze Länge des Unterarmes bis ins Handgelenk gedrungen. Einem anderen Krieger hatte die mit einem dünnzulaufenden Ansatz versehene gefährliche Waffe vom Schulterblatte her das Herz durchbohrt, — sie ragte bei Auffindung der Leiche noch 20 Zentimeter aus der Brust hervor. Alle diese nur zum Teil und dann höchst unvollkommen balsamierten Toten wiesen keinen Schnitt in der Bauchdecke oder anderswo auf, sie waren also gleich den ältesten Leichen ohne Entfernung der inneren Organe bestattet worden. Dennoch grenzt die Erhaltung der Leiber und einzelner Gesichter an das Wunderbare.

So scheint der Schluß unabweislich, daß in erster Linie die Hitze und die außerordentliche Trockenheit des Bodens die vorzügliche Konservierung bewirken. Unabhängig von Einbalsamierung, vom Vorhandensein festschließender Holz- und Steinsärge und von der Beseitigung der Eingeweide kommt dem Nekropolensande das Hauptverdienst daran zu, daß wir den Menschen der Pharaonenzeit noch immer unmittelbar ins Antlitz blicken können.

Hat die Erfahrung, daß Tote in seinem Schutze nicht verwesen, die Sitte einer würdigen Mumisierung überhaupt erst heraufgeführt?

Begann man das zu w o l l e n und zu einer festlichen Kunst zu entwickeln, womit man sich wohl oder übel abfinden mußte? So wie man den räuberischen, verschlagenen Schakal der Gräberwüste zum Totenbetreuer erhöhte?

Es wäre dies eine der großartigsten Anpassungen an das naturgegeben-Unvermeidliche, welche der Menschengeist jemals vollzogen hätte.

Ansätze dazu, durch bestimmte Vorkehrungen die Beständigkeit der sterblichen Hülle zu sichern, zeigen sich schon in der Pyramidenzeit. Da und dort goß man auf das bindenbedeckte Gesicht des jetzt in Strecklage bestatteten Toten Gipsbrei, dem man während des Erstarrens menschliche Züge mitteilte. Zunächst derb und recht allgemein behandelt, erlangen sie in der Folge etwas wie Porträtcharakter. Die geheimnisvollen „Sonderköpfe“ aus Sargkammerzugängen fürstlicher Personen der vierten Dynastie scheinen sich in diesem Bildnis-Sicherungsverfahren vorzubereiten. Nach Hermann Junkers Auffassung sollten sie der von den Circumpolarsternen zurückkehrenden schweifenden Seele das rasche Wiedererkennen des zugehörigen irdischen Leibes erleichtern. Auf dem Gräberfelde bei

Sakkara ist die gipserne Hohlform eines zarten, wohl weiblichen Leichengesichtes von edler, hamitischer Prägung zutage gekommen, das beim Übergießen aus unbekanntem Grunde ausnahmsweise einmal nicht verhüllt gewesen und uns so in ergreifender Unmittelbarkeit erhalten geblieben ist; Negativform und Ausformung werden im Kairener Museum aufbewahrt. Weiterhin ging man dazu über, die Leichen mit langen Zeugstreifen fest und kunstvoll zu umwickeln. Es kann als sicher gelten, daß solche Sonderbehandlung zuerst dem verewigten Pharao zuteil geworden, dann angesehenen Günstlingen zugestanden und endlich auf weiteste Schichten der höheren und niederen Beamtenschaft ausgedehnt worden ist. Vielleicht war schon Pharao Mykerinos, der Erbauer der dritten Pyramide von Gise, regelrecht balsamiert, dessen Mumienreste samt dem späteren Innensarge und dem prachtvoll mit dem Relief der Palastfassade geschmückten Steinsarkophage einst nahe der spanischen Küste mit jenem Schiffe untergingen, das sie nach England führen sollte, jedoch aus dem Meere wieder aufgefischt und in das Britische Museum gebracht werden konnten, wo man sie betrachten kann.

Sicher hat sich aus der rohen Stucknachformung, die das Totengesicht und damit die für das Fortdauern von Seele und Wesenskraft unentbehrliche Persönlichkeit verewigen sollte, die Mumienmaske herausgebildet, die aus Leinenschichten oder Kartonage geformt, bemalt und vergoldet — bei Königen sogar aus purem Golde bestehend — im Mittleren und Neuen Reiche wie in der Spätzeit eine so wichtige Rolle bei der Bestattung spielen sollte. Unter der zwölften Dynastie wurde das Entfernen der Eingeweide durch eine in der Bauchdecke linksseitlich angebrachte Öffnung allgemein Sitte. Zugleich war die Verwendung einer geradezu ungeheuren Masse von Binden und Tüchern gebräuchlich, die der Ausfüllung der Räume zwischen Körper und Gliedmaßen dienten, daneben aber auch zur Polsterung schlechthin und zum Ausgleichen der durch die Beigaben entstandenen Unebenheiten benutzt wurden. Dr. Derry hat an der Mumie eines Vornehmen jener Zeit einmal ein Laken von 19,25 m Länge und 1,50 m Breite gefunden, das — achtfach zusammengelegt — als Polster verwandt war.

Um die Zeit Amenophis' III. muß die Kunst des Einbalsamierens zur Erhaltung der Leichen im Vollbesitz ihrer Mittel gewesen sein. Denn die Körper der Schwiegereltern des Herrschers, Juja und Tuja, haben so viel von ihrem ursprünglichen Aussehen bewahrt, daß man gestehen muß, manchen noch Lebenden verfallener zu finden. In der einundzwanzigsten Dynastie ging man dazu über, den Verstorbenen am Rumpfe, am Halse und an den Gliedmaßen Substanzen unter die Haut zu geben, die dem toten Körper das Aussehen des in voller Lebenskraft blühenden geben sollten. Den eigentlichen Höhepunkt bedeuten die Fertigkeiten der zweiundzwanzigsten Dynastie. Bis zum Schauerlich-Unglaublichen beschwor man das schon entschwundene Leben zurück: den erloschenen Blick ersetzte man durch den überzeugenden Glanz zwischen die Lider gefügter Stein- oder Schmelzaugen, Wangen und Nasenflügeln verlieh man

durch Füllung der Hohlräume lebendige Schwellung, und vollends der Oberhaut wußte man eine samtige Weichheit zu geben, die noch heute von Jugendreiz und Daseinsgefühl Zeugnis abzulegen scheint.

Uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts erschreckt die Konsequenz dieser Beschwörung, wie sie schon die Griechen erschreckt hat. Der Ägypter wußte von jeher wie wir um die Aufhörbarkeit des Daseins im Fleische, um Verfall und Verwesung. Woher floß ihm die Kraft zu, den allen Sinnen doch so furchtbar deutlichen Sachverhalt zu ignorieren, — die ungeheure Kraft, zu übersehen, was doch immer aufs neue vor aller Augen lag? Es ist für unser Gefühl etwas von der Sphäre eines gespenstischen Wachsfigurenkabinettes, einer Schreckenskammer voller Vampyr- und Lemurenwesen, um diese lebensvoll präparierten, festlich geschminkten, perückenbedeckten oder geschorenen unvergänglichen Toten. Ein beklemmendes Mitleid mit ihrem Lose kann uns packen und wünschen lassen, sie möchten endlich heimfinden in die gütige Auflösung, die ihnen eher ein erbarmungsloser Fluch als eine Begnadung zu verwehren scheint. Verlangen sie denn nicht in den Kreislauf der allewigen Natur zurück, — in die Urgemeinschaft der Elemente, an das Herz Gottes? Verschließt es sich ihnen, die so vermessen dauern, — arme sinnberaubte Gespenster?

So fragen wir. Aber unsere Gedanken sind nicht die Gedanken Ägyptens.

„Steh auf, erhebe dich, Osiris! Siehe, ich — dein leiblicher Sohn Horos — bin gekommen, um dir das Leben zurückzugeben, um deine Knochen zu vereinigen, um deine Glieder zusammenzufügen. Ich bin Horos, der seinen Vater bildet, dein Sohn und Rächer, der dich mit seinem Auge wieder zum Dasein erweckt. Horos öffnet dir den Mund! Er gibt dir Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, Füße zum Gehen, Hände zum Tun!"

Mit solchen Worten vollzieht der Priester an der aufgerichteten Mumie nahe der Grabestür die Zeremonie des „Öffnens des Mundes und der Augen". Mit einem magischen Gerät verleiht er den verstummten Lippen das Vermögen, wieder zu reden, mit einem Wasserstrahl reinigt und weiht er den neu und zugleich geheimnisvoll erhöht ins Dasein Tretenden. Er umarmt die Mumie, nähert sein Antlitz dem ihrigen, vermittelt ihr brüderlich von Mund zu Mund den Lebenshauch . . .

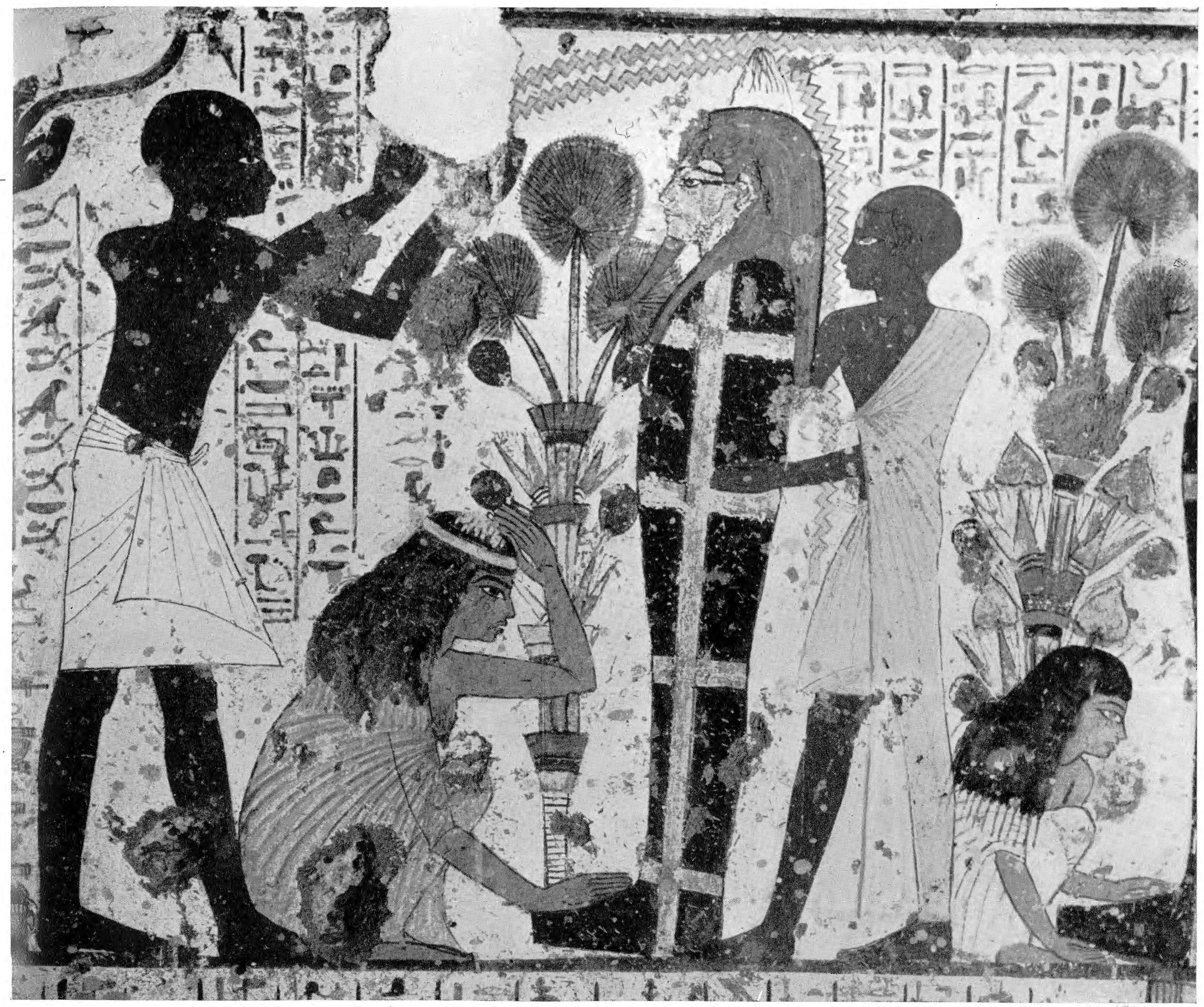
„Du bist ein Gott unter den Göttern, aber du bist auch zugleich im Besitze alles dessen, was auf Erden dein eigen war. Deine Gattin ist bei dir; um dich vereint sind deine Kinder. Deine Freunde leisten dir gute Gesellschaft; nicht fehlt es an Gaben für dein Wohlergehen.

Dein Fleisch blüht und wächst, dein Blut fließt in den Adern, und alle deine Glieder sind heil und beweglich.

Du hast dein Herz, dein wirkliches früheres Herz!"

„Ich bin; ich bin! Ich lebe; ich lebe!" gibt der Tote zur Antwort.

So stellt sich aus dem Geiste Altägyptens heraus die Wiederbelebung des Abgeschiedenen dar.

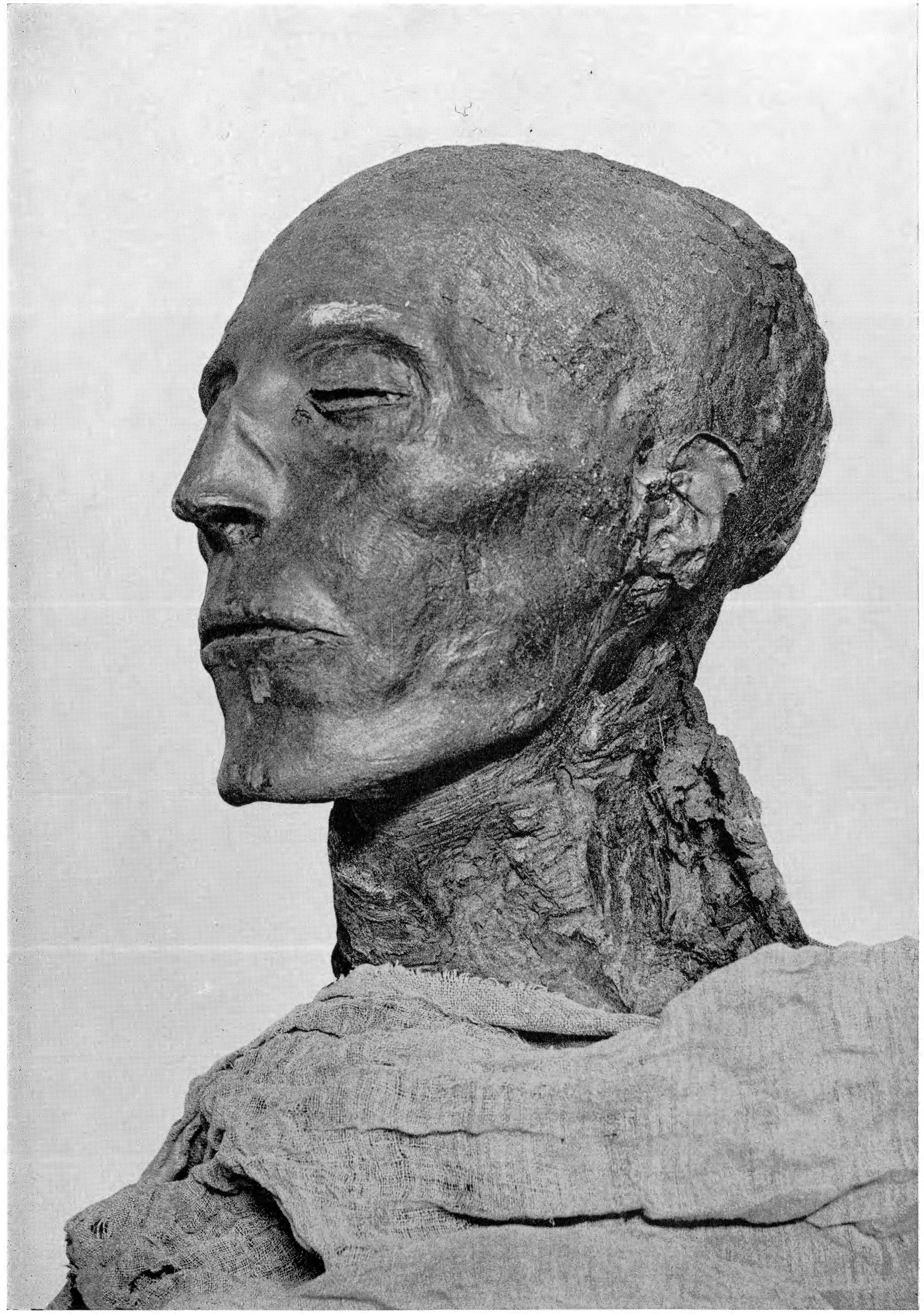


33 Totenreinigung und Abschied von der aufgerichteten Mumie.
Wandmalerei im Grabe zweier thebanischer Bildhauer; 18. Dynastie.





34 Mumie der Amonpriesterin Nesitanebaschru; ein Wunder an Erhaltung.
35 Mumie des Priesters und Hofmannes Juja, des Vaters der Königin Teje und Großvaters Echnatons.
36 Oberteil von der Mumie König Ramses II., des lange und glücklich regierenden „Pharao der Bedrückung“, der das Niltal bis tief nach Nubien herauf mit gewaltigen Denkmälern füllte.



37 Die eindrucksvollste der auf uns gekommenen Pharaonenmumien: König Sethos I. (1317—1301 v. Chr.), der ebenso kriegerische als kunstsinnige Vater des großen Ramses.



38 Totenklage der Frauen am Grabschrein.
Wandmalerei im Grabe zweier thebanischer Bildhauer; 18. Dynastie.

Zum Gespenst macht ihn allein unser Unverständnis. Er ist nicht gestorben, nicht aus der Welt gegangen, dieser Ehrwürdige, der bald ein verklärter Gerechtfertigter sein wird. Er darf ausgehen als ein Bennu-Reiher im Morgengrauen, oder als Uferschwalbe, wie es ihm beliebt. Er wird aus dem säuberlich aufgemauerten Becken seines kleinen Gartenteiches Labung schlürfen oder den süßen Odem des Nordwindes unter seinem Feigenbaume genießen. Die Baumgöttin wird ihm und den von ihm geliebten Frauen Kühlung einschenken, wenn der heiße Tag sich neigt.

So will es der Glaube Ägyptens. Und er hat nicht allein Berge versetzt, sondern auch das Wunder vermocht, dem staubgeborenen Leibe eine Beständigkeit mitzuteilen, die wohl in der Landschaft vorbeschlossen lag, aber Sinn und Schönheit recht eigentlich erst aus diesem Glauben empfing.

Man muß das alles erfahren haben, ehe man sich Herodots eingehender Schilderung der ägyptischen Bestattungssitten seiner Zeit zuwendet, — einer Zeit, in der das Kultische längst des Sinnes entleert war.

Mit der ihm eigenen, bei aller ehrfürchtigen Zurückhaltung manchmal geradezu schonungslos anmutenden Forschernüchternheit berichtet er:

„Wenn in einem Hause ein Mensch gestorben ist, der etwas gilt, so bestreicht sich alles, was weiblichen Geschlechts ist, den Kopf und auch wohl das Gesicht mit Kot, und sodann lassen sie den Leichnam in der Wohnung und laufen in der Stadt umher, indem sie sich an die Brust schlagen, aufgeschürzt und mit nacktem Busen, und mit ihnen alle ihre weiblichen Verwandten. Ebenso schlagen sich die Männer an die Brust und sind auch aufgeschürzt. Wenn sie das getan haben, dann bringen sie ihn zur Einbalsamierung.

Es sind aber hierzu besondere Leute eingesetzt, in deren Händen diese Kunst liegt. Und wenn ihnen der Leichnam gebracht wird, so zeigen sie den Angehörigen Muster von Leichnamen, aus Holz gemacht und recht natürlich bemalt. Eine Art der Zurichtung — so sagen sie — wäre die kostbarste (nämlich die als Osiris), aber ich scheue mich, hier deren Namen zu nennen. Darauf aber zeigen sie eine andere Art, die ist geringer als diese und wohlfeiler, und die dritte ist die billigste. Und wenn sie dies ausgeführt haben, so fragen sie, auf welche Art sie den Leichnam behandelt wissen wollen. Wenn die Verwandten nun mit ihnen einig geworden sind um den Lohn, dann gehen sie heim; jene aber bleiben dort in ihrem Hause und balsamieren. Und also geschieht die kostbarste Art:

Erst ziehen sie das Gehirn mit einem krummen Eisen durch die Nasenlöcher heraus, aber nicht alles, sondern zum Teil auch dadurch, daß sie Arzneimittel hineingießen. Sodann machen sie mit einem scharfen äthiopischen Steinmesser einen Einschnitt in der Weiche und nehmen das gesamte Eingeweide heraus. Und wenn sie dasselbe gereinigt und mit Palmwein begossen haben, dann streuen sie zerriebene Spezereien darauf. Sodann füllen sie den Bauch mit reiner zerriebener Myrrhe an, mit Kasia und allem übrigen Räucherwerk, jedoch nicht mit Weihrauch, und nähen ihn wieder zu. Wenn das getan ist, legen sie ihn in

Natron und stellen ihn beiseite siebzig Tage, länger aber dürfen sie ihn nicht einlegen (da ihn die Lauge sonst zu sehr angreifen würde). Wenn die siebzig Tage um sind, waschen sie die Leiche und umwickeln den Leib ganz und gar mit feiner Byssosleinewand, dazu überstreichen sie das Ganze mit Gummi. Dasselbe gebrauchen die Ägypter häufig anstatt des Leims. Nun holen die Angehörigen die Leiche ab und machen sich ein hölzernes Bild von Menschengestalt, worein sie dieselbe tun. Und wenn sie auf diese Art eingeschlossen ist, so bewahren sie dieselbe im Begräbniszimmer auf und stellen sie aufrecht an die Wand. Das ist die kostbarste Art der Leichenbereitung.

Wer aber die zu großen Kosten scheut und die Mittelart wählt, der muß folgender Behandlung seines Toten gewärtig sein:

Sie füllen Klystierspritzen mit Öl vom Zedernbaume und füllen damit den Leib der Leiche, doch so, daß sie keinen Einschnitt machen, noch den Magen herausnehmen. Sie bringen es vielmehr vom After hinein und versperren dem Klystiere den Rückweg, dann legen sie die Leiche in Lauge die bestimmten Tage. Und am letzten Tage lassen sie das Zedernöl wieder heraus und dasselbe hat solche Kraft entfaltet, daß es Magen und Eingeweide ganz aufgelöst mit herausbringt. Das Fleisch aber wird von der Natronlauge größtenteils mit aufgelöst und so bleibt von der Leiche nicht viel mehr als Haut und Knochen. Wenn das erfolgt ist, geben sie den Leichnam wieder zurück und tun nichts weiter dazu.

Die dritte Einbalsamierungsart jedoch, welche Minderbemittelte anwenden lassen, ist diese: Sie spülen den Bauch mit Reinigungswasser aus, legen die Leiche siebzig Tage lang ein und geben sie darauf den Abholern.

Aber die Frauen angesehener Männer — wenn sie verstorben sind — geben sie nicht gleich zur Einbalsamierung, desgleichen die, welche sehr schön gewesen und von anderen sehr wertgehalten worden. Sondern erst dann, wenn sie drei oder vier Tage gestanden (die Verwesung also bereits eingesetzt hat), überantworten sie dieselben den Einbalsamierenden. Das tun sie deshalb, damit diejenigen, welche die Einsalzung verrichten, sich nicht an den verstorbenen Weibern vergehen. Denn es soll einer von diesen dabei ertappt worden sein, wie er sich an einer kurz zuvor Gestorbenen verging, und ein Kunstgenosse hat es angezeigt.

Finden sie aber einen Ägypter oder auch einen Fremdling gleicherweise, der von einem Krokodil geholt oder durch den Fluß selber umgekommen ist, so müssen die, bei deren Stadt die Wellen ihn an Land brachten, ihn einbalsamieren, aufs schönste auszieren, und in den heiligen Gräbern bestatten. Und kein anderer darf ihn anrühren, weder von seinen Angehörigen, noch von seinen Freunden, sondern die Nilpriester begraben ihn mit eigener Hand, als wäre er mehr als eine Menschenleiche."

Diese Angaben stimmen bis ins einzelne mit dem Befund der zahlreich angestellten Mumienuntersuchungen überein. Herodot erwähnt nicht, daß die entnommenen Eingeweide gesondert mit Natronlösung behandelt und dann in Binden gehüllt in eigens angefertigten Krügen oder Kasten aus Stein, die wir

Kanopen zu nennen gewöhnt sind, nahe dem Sarge beigesetzt werden. Es handelt sich in der Regel um einen Satz von vier tonnenförmigen Gefäßen mit aufzustöpselnden Deckeln, welche in rundplastischer Arbeit anfangs den Toten selber, seit dem Neuen Reiche aber gewöhnlich vier Schutzdämonen — die sogenannten Horoskinder — darstellen. Der eine, Amset, hat einen Menschenkopf; von den anderen drei ist Duamutef hundeköpfig, Kebehsenuf falkenköpfig, und Hapi endlich hat den Kopf eines Pavians. Diese Geistwesen hatten dem Glaubensmythos nach einstmals dem toten Osiris beigestanden und ihm den Mund geöffnet, so daß er wieder essen konnte. So sollen sie nun auch dem mit Osiris wesenseins gedachten Verklärten beistehen, doch ist es jetzt ihre Hauptaufgabe, ihn vor Hunger und Durst zu schützen. Zwar gibt man vorsorglich den Toten Speise und Trank mit ins Grab, aber die können ja nicht ewig reichen, und es war ein schrecklicher Gedanke, dann womöglich auf die eigenen Ausscheidungen angewiesen zu sein. Dem Ägypter waren Herz, Magen, Leber und andere innere Teile selbständige, ja göttlich geartete Wesen, setzen sie doch im Schlafe ohne Zutun des Schlummernden ihre Arbeit fort. So läßt ein Totenpapyrus griechisch-römischer Zeit sie vor dem Totengotte versichern:

„Er hat uns nichts Übles getan in seiner Lebenszeit.
Wir haben täglich bis zur Trunkenheit getrunken.
Wir haben Geflügel und Fisch gegessen, soviel wir wollten,
Wir haben uns bestens ernährt und haben bestens geruht!

(nach S. Schott)

Viele Mumien zeigen Spuren des langdauernden Natronbades in Gestalt unregelmäßiger weißer Flecken. Die Annahme einer ausgiebigen Verwendung von Asphalt oder Pech bei der Einbalsamierung hat sich mehr und mehr als irrig herausgestellt. Jene auffällige Schwärzung, welche die ausgetrockneten Körper manchmal wie verkohlt erscheinen läßt, scheint vielmehr von der Zersetzung der reichlich verwendeten harzigen Salböle herzurühren, welche man dem Ritus gemäß bei der Bestattung über die Mumie auszugießen pflegte. Die bei Tutanchamons Beisetzung verschwenderisch gespendeten Öle waren nach Carters Beschreibung da, wo sie eine nur dünne Schicht gebildet hatten, zu einer harten und spröden Masse geworden, an dickeren Stellen — zum Beispiel zwischen den Särgen — aber noch weich und zäh. Sie dufteten bei Erwärmung durchdringend, aber angenehm, ähnlich wie Holzpech, doch konnten bei ihrer chemischen Analyse weder dieses, noch mineralische oder bituminöse Bestandteile festgestellt werden. Ihre Oxydation hatte zu einer allmählichen Selbstverbrennung geführt, deren Hitze nicht nur die Gewebe zermürbte, sondern auch die eingehüllte Mumie des jungen Königs selber im Laufe der Zeit aufs schwerste in Mitleidenschaft zog.

Die uns durch eine Reihe günstiger Fügungen erhalten gebliebenen Königsmumien des Neuen Reiches repräsentieren natürlich die kostbarste und würdigste Balsamierungsart. Sie stellte eine Wiederholung der angeblich mit dem mächtigen

Erdenherrscher und späteren Jenseitskönig und Totenrichter Osiris vorgenommenen Prozedur dar, ja, sie glich den Leichnam bis in die Haltung der Glieder hinein diesem an, er wurde mit ihr selber zum Osiris und damit gefeit gegen die Risiken der Unterwelt. Im Falle Tutanchamons — und sicher nicht nur bei diesem frühverstorbenen und darum geschichtlich verhältnismäßig unbedeutenden Herrscher — waren ja sogar die einzelnen Haupteingeweide in herrliche, goldgetriebene Särge von Königsgestalt eingeschlossen. Dem Osiris gleich kreuzen die so Bestatteten die Unterarme über der Brust, während die Hände Zepter und Wedel halten, die Insignien des Herrschers. Aber noch andere Besonderheiten setzen einzelne Pharaonenmumien in Beziehung zum Osirismythos: an der Mumie des großen zweiten Ramses fehlte bei der Enthüllung der Phallus, wie an dem zerstückelten, von Isis nach langer, schmerzlicher Suche zusammengesetzten Leichnam des Gottes. Bei dem jungen Tutanchamon war er vorgezogen, gesondert umwickelt und dann durch die Unterleibsbinden in aufgerichteter Stellung gehalten. Das entspricht Bildern des vom Tode wie träumend erwachenden Osiris, der im Delta schon in sehr alter Zeit als Personifikation des pflanzlichen Sprießens verehrt worden war. Eines der schönsten von ihnen gehört der Zeit Sethos' I. an und befindet sich an einer Wand des Tempels von Abydos.

Merkwürdigerweise herrscht in Bezug auf die äußere Herrichtung auch der angesehensten Toten keine Übereinstimmung.

Manche der Pharaonen sind vollständig geschoren eingehüllt worden, andere haben halblanges oder langes, bisweilen geradezu verwildert aussehendes Haar. Die Augen sind in der Regel bis zur einundzwanzigsten Dynastie unbehandelt geblieben. Nur selten hat man die Lider geschlossen, zuweilen sind die Lidspalten beider Augen ungleich geöffnet. Oft blieben lange, geschwungene Wimpern an ihnen erhalten, — eine besondere Zierde auch des heutigen Ägypters. In den Nasenlöchern stecken gewöhnlich Gewebepfropfen, die wohl nachträglich aus der Schädelhöhle sickernde Konservierungsflüssigkeit aufhalten und dem knorpeligen unteren Nasenteil gegenüber dem Druck der hüllenden Binden eine gewisse Lebenswahrheit sichern sollen. Die Prozedur des Entfernens von Groß- und Kleinhirn durch die Nasenlöcher mittels hakenartiger Instrumente ist vielfach so geschickt vorgenommen worden, daß man den Köpfen keine Deformierung ansieht. Die Schädelhöhle ist in allen untersuchten Fällen ganz entleert, offenbar ausgespült und manchmal mit salzlösunggetränktem Leinen angefüllt worden.

Der Schnitt in der Weichengegend, durch den die Baucheingeweide entnommen wurden, verläuft vielfach entsprechend der Linie, die sich vom Nabel bis zum vorderen oberen Darmbeinstachel zieht. Die Wundränder wirken gewöhnlich zerfetzt, — ein Beweis, daß nach uraltem Ritus wie auch bei der Beschneidung ein Steinmesser in Anwendung gekommen ist. Die Schnittspalte ist in der Regel durch eine langrunde oder rechteckige Tafel von Gold oder Wachs bedeckt. Das Körperhaar wurde bei der Einbalsamierung wohl immer gänzlich beseitigt.

Anatomische Untersuchung hat bei vielen Mumien Kennzeichen von defor-

mierenden Krankheiten festgestellt, wie sie auch heute überall vorkommen. In einzelnen Fällen sind zu Lebzeiten Schädeltrepanationen und andere chirurgische Eingriffe vorgenommen worden; König Siptah hatte einen Klumpfuß, der ihm das Leben recht erschwert haben muß. Das Mumiengesicht König Ramses' V. ist von Pusteln bedeckt, die erkennen lassen, daß der Pharao den Blattern erlegen ist. Verschiedenen Königinnen, die im Kindbett gestorben sind, hat man die Leiche des mitverstorbenen Kindes in den Sarg gegeben. In der Schatzkammer des Tutanchamon-Grabes fanden sich in eigenen Särglein sorglich bestattet die Mumien zweier Frühgeburten wahrscheinlich weiblichen Geschlechts, wohl Opfer der für den Erbnachwuchs höchst ungünstigen Sitte, die Thronfolger im Kindesalter mit ebenfalls noch unreifen Mädchen zu vermählen. Ein Problem zu manchen anderen bildet eine runde Verletzung an der linken Wange Tutanchamons, welche mit verfärbter, schorfartiger Haut überzogen ist. Da die Todesursache des zarten, gewiß schon zu Lebzeiten sehr schmächtigen Jünglings nicht geklärt werden konnte, gibt sie immer wieder Veranlassung zum Nachsinnen. Ist es am Ende die Spur eines behandelten Schlangenbisses, oder kann diese kleine Wunde sonst im Zusammenhang mit seinem allzu frühen Ende stehen? Es wird sich nicht entscheiden lassen.

Die äußerste und die allerinnerste, dem Körper unmittelbar anliegende Hülle besteht gewöhnlich aus feinerem Leinengewebe als die Zwischenbinden. Die Bindenführung unterliegt der Zeitmode. Sie zeugt nicht selten von hoher Kunstfertigkeit, ja es gibt wahre Paradestücke der Herrichtung, die in den Museen jedermann in Erstaunen setzen. Vielfach sind die Gliedmaßen erst gesondert und dann mit dem Körper zusammen gewickelt worden, — ja, jede Zehe und jeder Finger können unter Umständen einzeln bandagiert und dann noch in eine formentsprechende Goldhülse gesteckt sein, wenn die äußeren Lagen sie bei der schließlichen Auswickelung freigeben. Über Mund und Augen ist bei vornehmen Toten eine besondere Bindenschicht gebreitet. Die Könige wurden ursprünglich wohl im vollen, für die Bestattung eigens angefertigten Ornat beigesetzt, — für unlautere Elemente ein beständiger Anreiz, sie ihrer Kostbarkeiten zu berauben.

Goldgier, Erwerbssucht und die im Gefolge des umsichgreifenden Historismus immer stärker anwachsende Sammelleidenschaft der Neuzeit haben vor den Gräbern Altägyptens so wenig Halt gemacht, wie die Raublust skrupelloser Zeitgenossen der Thutmosiden oder Ramessiden.

Wir wissen aus protokollierten Geständnissen der Pharaonenzeit, wie man es anstellte und was man fand:

„Wir sind in alle Räume eingedrungen und fanden die Königin ebenso ruhend wie ihren Gemahl, diesen Gott. Wir fanden die erhabene Mumie dieses Königs . . .

Da war eine große Zahl von Amuletten und goldenen Schmuckstücken an seinem Halse, sein Kopf war mit einer goldenen Maske bedeckt; — die erhabene

Mumie des Königs war ganz und gar in Gold gehüllt. Ihre Särge waren innen und außen vergoldet und versilbert, dazu mit allen köstlichen Steinen ausgelegt. Wir rissen das Gold ab, das wir an der erhabenen Mumie dieses Gottes fanden, und ihre Amulette und Schmuckstücke, die an ihrem Halse waren, und die Hülle, in der sie ruhte.

Wir fanden des Königs große Gemahlin in gleicher Weise; wir rissen alles, was wir an ihr fanden, in gleicher Weise ab. Wir steckten ihre Leinenbinden und Polster in Brand. Wir stahlen ihre Geräte, die wir bei ihnen fanden, als da waren: Gefäße aus Gold, Silber und Bronze. Wir teilten mitsammen und machten das Gold, das wir an den Mumien dieser beiden Götter fanden, sowie die Amulette, Schmuckstücke und Hüllen aus Edelmetall in acht Teile ..."

So ist es immer gewesen.

In früharabischer Zeit gab es ganze Ausbeutungsgesellschaften, die planmäßig die alten Reichsfriedhöfe nach Goldschätzen durchwühlen ließen, wobei alles sonstige Bestattungszubehör sinnlos beschädigt oder zerstört wurde.

Nach der archäologischen Wiederentdeckung Ägyptens steigerte sich sprunghaft das Interesse am Besitz eindrucksvoller Zeugnisse seiner alten großen Kultur. Der Denkmalschänder und Mumienjäger trat auf den Plan, der Antikenhandel begann in großem Maßstabe aufzublühen. Jedes Museum wollte nun ein paar schmuckvolle Mumien sein eigen nennen, mancher romantische Privatsammler wenigstens eine geheimnisvolle, schlanke Mumienhand vorweisen können. Es begann ein regelrechter Export von Leichnamen — und nicht jeder stammte aus alter Zeit. Der Sand der angrenzenden Wüsten läßt jeden ihm anvertrauten Toten im Verlaufe weniger Jahre zur Mumie ausdörren. Die Nachfrage regelt das Angebot... Gelegentlich half man der Glaubwürdigkeit nach, indem man den in alte Binden eingeschlagenen Toten zusätzlich mit echten Amuletten ausstattete.

Nicht immer kam mit einer zur Ausfüllung in die Leibeshöhle gestopften Nummer der Times die Wahrheit ans Licht, wie dies in einem berühmt gewordenen Exempel der Fall war.

Der Bedarf der wissenschaftlichen Sammlungen führte seinerseits zu einer hemmungslosen Schändung ganzer Friedhöfe durch die erwerbstüchtigen, unter dem Einfluß ihrer Religion dem alten Brauchtum ganz entfremdeten Nachfahren. Nekropolen griechisch-römischer Zeit, koptische, selbst früharabische Gruftgelände wurden nicht minder pietätlos durchwühlt als pharaonenzeitliche Gräberfelder. Wie es dabei in der Regel zuging, schildert anschaulich ein Brief, den der Straßburger Gelehrte R. Forrer 1895 veröffentlichte:

„Die Erde wurde rings um die in ihrer Leinenhülle sich zeigende Mumie ausgehoben, die Mumie selbst etwas untergraben, und nun mit kräftigen Rucken wird sie in ihrem anderthalbtausendjährigen Schlafe gestört, langsam aufgestellt und nach oben teils gehoben, teils gezogen, bis sie über dem Rand des Schachtes erscheint und — auf das freie Feld niedergelegt — ihrer Auferstehung entgegensieht. Sofort nachdem so die erste Mumie ans Tageslicht gezogen, stürzten sämtliche Arbeiter und meine koptischen Führer herbei, um des Toten Hüllen loszureißen und ihn auf seinen Reichtum zu prüfen ..."

„Mit dem Stocke und beiden Händen begann ich meine Grabarbeit von neuem und hatte binnen kurzem einen durch die Rutschungen etwas verschobenen, aber noch vollständig vorliegenden Leichnam vor mir. Und merkwürdig, — was ich hier gefunden, hatten wir selbst auf dem großen Gräberfelde von Achmim nicht zu erhoffen gewagt: Der Tote, von dessen Körper nur noch das lose Gerippe übrig geblieben war, trug Mütze, Tunika und Hosen!"

Heute bilden die so methodisch ausgebeuteten Stätten ein Bild trauriger Verwüstung.

In enger Anlehnung an die hergebrachte Sitte des Gastlandes haben die ägyptischen Griechen ihre Mumien teils mit plastischen, in hellenischem Geschmack gefertigten Porträtköpfen aus bemaltem Gips versehen, teils mit dem auf Leinen oder Holz gemalten Bildnis des Toten ausgestattet. Das letztere pflegten sie nach raschem Zurechtschneiden so in die Binden einzufügen, daß es den Anschein hatte, als schaue der oder die Verstorbene aus den Hüllen heraus.

Schon Herodot erwähnte den seltsamen Brauch, die Mumien der Angehörigen jahrelang aufgestellt im Hause zu bewahren. Der Befund dieser durch die Grafsche Sammlung berühmt gewordenen Bildermumien deutet darauf, daß dies vielfach in offenen Hallen geschehen ist, wo sie den Einflüssen der Witterung ausgesetzt waren. Zumal auf den Temperabildern hat die Glut der ägyptischen Sonne unliebsame Spuren hinterlassen: die verwendeten Salben und Öle sind oftmals wieder flüssig geworden und haben die Kunstwerke durch Fettflecke verdorben.

In einzelnen Fällen haben spielende Kinder die Mumienbinden mit ihren Kritzeleien bedeckt.

Eine tröstliche, versöhnliche Vorstellung, so recht geeignet als Ausklang eines ernstgestimmten Kapitels: eilende Füßchen, jauchzende Stimmen und eine kleine Hand, die auf die Hülle des Todes ihre unschuldigen Wichtigkeiten schreibt.

AMULETTE UND ZAUBERSPRÜCHE

Unvorstellbar groß ist die Zahl der auf uns gekommenen altägyptischen Amulette.

Überwiegend aus Hartstein oder glasiertem Ton hergestellt, sind sie praktisch unvergänglich. Die tausendmal durchwühlten Gräberfelder sind mit ihnen gespickt, jedes unberührte Grab kann hunderte, jede neugefundene Mumie Dutzende beisteuern. Sie kommen ans Licht, wenn der braune Landmann die salpeterhaltige Schuttkrume vergangener Städte abträgt, um mit ihr seinen Acker zu düngen; jeder Hin- und Widergang des Pfluges durch den Fruchtschlamm des ewigen Stromtales wirft sie aus. Sie baumeln am Halse der samthäutigen nackten kleinen Dorfkinder neben wertlosem Neuzeittand, wirksam oder unwirksam wie vor vier Jahrtausenden, — wer kann es sagen?

Es lohnt nicht einmal, sie zu fälschen. Der Boden, dieser unerschöpfliche Boden, liefert sie konkurrenzlos billig. Die Schaukästen der Museen können sie nicht fassen. Viertausend Jahre lang hat ein Volk begnadeter Kunsthandwerker im dichtbesiedelten Niltale produziert, produziert, produziert ... Für die Lebenden, für die Toten; für Diesseits und Jenseits, für Könige, Würdenträger, Beamte, Priester, Soldaten, Bauern, Kinder, Tiere. Nichts ist vergangen.

Unvorstellbar groß ist die Menge. Kein Wunder.

Unbegreiflich klein hingegen ist die Zahl der Bücher, die wir in deutscher Sprache über diese merkwürdigen Erzeugnisse einer magischen Industrie haben. Ein schmales Heftchen, schon in manchem überholt; ein paar Einzelabhandlungen und in den großen Kulturgeschichtswerken zwei, drei Seiten mit einigen dürftigen Strichzeichnungen.

Dabei gibt es gerade unter den Amuletten Ägyptens wahre Wunderwerke in Fülle.

Hier ist noch etwas zu tun.

Freilich, leicht ist es nicht, diesen Stoff zu behandeln.

Man taucht durch ihn auf den Grund menschlichen Fühlens, Hoffens, Bangens. Bietet sich dem forschenden Verstande da überhaupt fester Boden? Die Furcht vor dem Ungewissen, das Verlangen nach dem Gewissen, der Wille, dem Urrätsel mit der Kraft der Beschwörung zu begegnen, haben das Amulett geschaffen. Nicht nur in Ägypten. Überall auf der Welt. Man muß sich in das beklemmende, pfadlose Dickicht der Menschenseele hineintasten, in die geschichtslosen Labyrinthe des Primitiven, wenn man es deuten will.

Ägypten aber hat diese formgewordene Beschwörung zum reinsten Symbol

erhöht und dem Symbol mit der Konsequenz der Gestaltung eine Gültigkeit verliehen, die auch den überzeugt, der von seiner eigentlichen Bedeutung nichts weiß. So behaupten sich Ägyptens Amulette königlich über denen fast aller anderen Völker. Und nicht wenige von ihnen wirken — verhüllt oder unverhüllt — noch heute im Symbolschatz des Abendlandes fort.

Es ist also die magische Sphäre, aus der es hervorgegangen ist und in der es beheimatet bleibt, wo es sich auch ansiedelt. Wer zur Welt des Magischen keine Beziehung aufnehmen kann oder will, dem bleibt wohl noch die Möglichkeit der formalästhetischen Würdigung, — aber er soll sich nicht einbilden, damit das Herz der Dinge zu fassen. Gewiß sind viele dieser kleinen Zaubergebilde schön, bezwingend schön in Material, Umriß, Zusammenstellung und Durchbildung. Sie ist sogar von der Bestimmung nicht zu lösen, diese ausgewogene Schönheit. Aber nicht zum Entzücken des Auges wurden sie letztlich gemacht, diese winzigen, immer neu, immer reiner und wirkungskräftiger wiederholten Dinge. Sie wandten sich im Grunde so wenig an das sterbliche Auge, wie jene Bildnisstatuen, die man als Seelensitze der Toten aus der Bildhauerwerkstätte unmittelbar in einen dunklen, unzugänglichen Raum des Grabes verbrachte, — fortab unsichtbare Kraftspeicher, sich sättigend an der wehen Bedrängungskraft der Hinterbliebenen. Sie waren a u ch schön, gewiß, — aber nicht für die Lebenden. Es fällt unserer Verkommenheit schwer, sich darein zu finden. Sie ist gewöhnt, die Bildkunst als Buhlerin zu nehmen, die sich — um weniges käuflich — herb oder gefällig vor Ausstellungswänden spreizt, um aufzufallen und vor anderen beachtet, gewürdigt, genossen zu werden. Ach, wieviel Schamlosigkeit ist in diesem öffentlichen, geschmäcklerisch-schmatzenden Kunstbetriebe. Ägypten, das alte, heilige, schuf für die Götter, die Dämonen, die Toten. Jene werkinnigen Steinmetzen, welche unsere Kathedralenmauern mit Glaubensgestalten versahen, die sich an ihren entrückten Plätzen der Betrachtung schon entzogen, — sie hätten dieses ägyptische Wollen noch verstanden. Oft, wenn ich Amulettsammlungen in Privathand bewundern sollte, empfand ich etwas wie Schmerz über den naiven Stolz der Besitzer, die offenbar nie erlebt hatten, daß ihre Kleinodien — als aparter Schmuck bedenkenlos in die eigene Daseinssphäre übernommen — doch eigentlich — Gestorbenen weggenommen waren ...

Es ist nun einmal Tatsache, daß selbst Fachgelehrte, denen die Welt grundlegende Arbeiten über die Kultur Ägyptens verdankt, für derlei Untergründe kein Organ besaßen. Wir werden uns kaum bereitfinden, unsere Kleider von einem Manne schneidern, unsere Stiefel von einem Manne besohlen zu lassen, der dem betreffenden Handwerksfache fremd gegenübersteht. Wir lesen jedoch Bücher über die Religion der Ägypter, geschrieben von Männern, denen eigentliche religiöse Vertiefung kein bestimmendes Anliegen ist, und lassen uns von beamteten Nichtkünstlern — sofern sie nur legitimierte Ägyptologen sind —, oft genug von reinen Philologen, ägyptische Kunst erläutern. Wer im Magischen nicht viel mehr als eine belächelnswerte Verirrung der Menschennatur sieht,

kann uns noch immer viel realen Wissensstoff vermitteln, — ein Wesensdeuter auf diesem unwegsamen Gebiete wird er uns kaum sein. Ein jüngst erschienenes Buch über die Glaubenswelt des Alten Reiches läßt bei allem einfühlenden Verständnis immer wieder so etwas wie Bedauern darüber erkennen, daß das Volk der Ägypter infolge zähen Festhaltens an Abwehrzauber und Magie nicht zur wirklichen Vertiefung religiöser Bußfertigkeit und damit zu vollkommenerem religiösen Menschentum vorgedrungen sei. Aber dürfen wir uns die Völker denn fordern, wie wir sie uns wünschen? Müssen wir nicht glücklich sein, wenn es uns gelingt, in die Propyläen einer Erkenntnis dessen vorzudringen, was sie wirklich waren oder noch sind? Nur wenn wir von der Tatsache ausgehen, daß die alten Ägypter von der Urzeit her bis zum letzten Atemzuge ihres Glaubens auf der magischen Anschauungsstufe verwurzelt waren, werden wir sie und ihre Relikte objektiv einigermaßen zulänglich zu beurteilen vermögen und vielleicht ein wenig zu jener Liebe hinfinden, die allein das Leben des geliebten Wesens wirklich mitzuleben vermag.

Ein deutscher Kunstforscher hat auf ägyptologischem Gebiete bereits einen Durchbruch erzwungen, der neue, weite Perspektiven eröffnet, Perspektiven, die eine tiefere Wesenserkenntnis Ägyptens vorbereiten.

Es ist Hans Gerhard Evers mit seinem Buche „Staat aus dem Stein", das die Königsplastik des Mittleren Reiches behandelt.

Andere müssen folgen. Vor allem auf dem Gebiete ägyptischer Religiosität. Die trotz ihrer hundertundfünfzig Jahre junge Ägyptologie schleppt noch immer ihre Eierschalen mit sich herum. Noch immer ist es möglich, grundlegende Abschnitte der menschlichen Geistesgeschichte von Fachseite mit sozusagen schmunzelnder Überlegenheit abgekanzelt zu sehen. Offenbare Irrtümer und antiquierte Anschauungen vererben sich wie eine Krankheit fort. Wir müssen weiter kommen.

Jeder Versuch, der Entwicklungsgeschichte des ägyptischen Amuletts auf die Spur zu kommen, wird allerdings dadurch außerordentlich erschwert, daß die historischen Ägypter selbst nicht mehr den ursprünglichen Sinn vieler Symbole verstanden und neue, oft höchst spitzfindige Deutungen in sie hineintrugen. So sagen uns die Sargtexte und Unterwelt-Zaubersprüche zwar mancherlei über das aus, was man in den letzten beiden vorchristlichen Jahrtausenden von den Amuletten d a ch t e, aber es fehlt fast überall an Quellen über ihre ursprüngliche Bedeutung. Wir sind in dieser Beziehung auf Kombinationen und — Glücksfälle angewiesen.

Ein sprechendes Beispiel: der sogenannte Dedpfeiler, eines der häufigsten Totenamulette. Er gleicht wirklich einem kleinen, nach unten sich etwas verbreiternden Pfeiler, dessen Schaft mehrfach umschnürt ist und oben in vier einander entsprechende, in den Horizontalen gleich weit voneinander abstehende Hohlkehlen ausläuft. Ganz oben ragt in der Mitte noch ein kleiner Teil wie ein winziger Abakus vor.

Es gibt diese hübschen Symbole in den verschiedensten Stoffen: in Eisenstein, Karneol, Feldspat, Lapislazuli, Gold, Fayence und so weiter, auch hölzerne Dedpfeiler von manchmal beträchtlicher Größe sind bekannt.

Gemeinhin und mit Recht gilt er für ein Osiriszeichen. Als Schriftbildchen bedeutet es „Festigkeit", „Beständigkeit", „Erhaltung", — also kurzweg Dauer. Entwickelte theologische Spekulation sah in ihm das Rückgrat des Osiris. Verschiedentlich gab man dem Gebilde Beine und Arme, welche die Herrscherzeichen des Totengottes — Krummstab und Wedel — halten; es wurden Augen hinzugefügt und die dem Jenseitsrichter eigentümliche Krone darüber angebracht. Der Gedankengang fußte auf einer bekannten Legende: nach dem Tode des Osiris hatte der Mörder Set den Leichnam des Gottes zerteilt und über Ägypten hin verstreut. Isis hatte die Teile mühsam zusammengesucht und die Wiederzusammensetzung damit begonnen, daß sie das Rückgrat mit seinen Rippen aufstellte. Auf diesen Vorgang bezog sich ein uraltes Erinnerungsfest, welches zunächst in der Deltastadt Busiris und in Memphis, dann aber auch in anderen Tempeln gegen Jahresende gefeiert wurde. An ihm beteiligte sich sogar der König mit seiner Familie; eigenhändig richtete er, unterstützt von Priestern, einen stattlichen Dedpfeiler auf, während andere Geistliche dem Symbole knieend Opfer darbrachten. Die legendäre Zerteilung wie auch der Umstand, daß in dem Kultus ein Staatsakt steckte, hätten eigentlich schon eher den Weg zur Sinndeutung weisen müssen. Aber vorläufig blieb das Gebilde für die Forschung noch rätselhaft, denn daß es sich bei dieser Auslegung um eine recht späte, mißverständliche, handeln müsse, war leicht einzusehen.

Der auf den Dedpfeiler bezügliche, bereits früh entstandene Abschnitt des Totenbuches schien auch nicht weiter zu führen:

„Das Kapitel von einem vergoldeten Ded, das an den Hals des Verklärten gelegt ist. Der Verstorbene sagt: dein Rückgrat ist dein, du, dessen Herz ruht (Osiris)! Deine Rückenwirbel sind dein, du, dessen Herz ruht! Du bist an den dir gebührenden Platz gebracht worden! Ich gebe dir die (zur Betätigung des körperlichen Lebens) nötige Flüssigkeit. Ich bringe dir das Ded, an dem du dich erfreust. Man soll dieses Kapitel sprechen über einem vergoldeten Ded, das gut gearbeitet worden ist aus Sykomorenmark, das mit Pflanzensaft bestrichen worden ist. Man soll es legen an den Hals des Verklärten. Dann wird er eingehen in die Tore der Unterwelt ... Wenn man dieses Kapitel kennt, dann ist man ein vortrefflicher Verklärter, nicht wird man an den Toren der Unterwelt zurückgestoßen. Man erhält Brote, Kuchen, eine große Menge an Fleisch auf den Altären des Sonnengottes, — anders gesagt: des Gottes Osiris, des guten Wesens. Die Worte, die man spricht, sind zauberkräftig gegen die Feinde der Unterwelt in der richtigen Weise."

Die Ägyptologen haben sich weiter den Kopf über sein eigentliches Vorbild zerbrochen. Es bestand ja keinerlei Ähnlichkeit mit einem Skelett-Teil, auch nicht mit einem stilisierten. War es ein Baumfetisch, eine heilige Pflanze der Urzeit, viel-

leicht eine Zeder? Oder eine gestaffelte Säulenreihe, wie von oben gesehen? Ein Altar mit vier Abteilungen? Ein Kultständer? Ein Nilschlüssel?

Nun brachten Fundstücke von dem weitgedehnten frühgeschichtlichen Friedhofe nördlich von Heluan mit seinen Tausenden von Gräbern endlich die Lösung. Und wie liegt sie auf einmal nahe, da die Ursprungsform greifbar geworden ist!

Das Symbol ist nichts anderes als die stilisierte Getreidegarbe, das Halmbündel, das man nach dem Abernten auf dem Felde stehen ließ, um den Brotfruchtgott zu besänftigen und für künftige Ernten günstig zu stimmen. Der scheue Dank eines ursprünglichen Bauerntums an die unfaßlichen, unberechenbaren Kräfte der Natur. Dem Gotthäuptling selber kam es zu, durch Aufrichten des letzten Bündels diesen Erntedank der Lebensgemeinschaft zu vollziehen.

Mit den Göttern zusammen bilden auch die Amulette Familien.

Das Amulett der Osirisgattin Isis ist eine Schleife, dem Lebenszeichen Anch ähnlich. Es enthielt nach Behauptung des Totenbuches aus Gründen, die sich jeder Erklärung entziehen, das Blut der liebreichen Göttin, dem man allgemein besondere Zauberkraft zuschrieb. Deshalb hat man es vermutlich mit Vorliebe aus rotem Halbedelstein — Jaspis oder Karneol — gebildet. Dem göttlichen Paar gleich erscheinen auch Dedpfeiler und Isisschleife im Schmuck der Totenausstattung oft eng verbunden. Das eine wie das andere magische Zeichen findet sich in auffälliger Größe oft auf die Böden der Särge gemalt, den Rücken der Mumie zu schützen. Da erhält auch das „Isisblut" menschliche Arme, ja ein Menschengesicht mit abstehenden Kuhohren, das sehr an die uralte, geheimnisvolle Maske der Liebes- und Unterweltgöttin Hathor erinnert und wohl als Inbegriff beider Göttinnen aufzufassen ist. Der Totenbuchtext weiß, daß jeder Verstorbene, der die diesem Symbol gewidmeten Zauberworte kannte, in dem Gefolge des Osiris Aufnahme fand und auch von Horos jubelnd begrüßt wurde: „die Tore der Unterwelt öffneten sich ihm, Korn wurde ihm in den Gefilden der Verklärten zugeteilt, sein Name galt dem der dort weilenden Götter gleich . . ."

Nicht minder wirksam erwies sich im Jenseits das Horosauge.

Es ist wohl das verbreitetste, das häufigste aller ägyptischen Amulette. Vierfach aneinandergerückt, ja achtfach kann es vorkommen, durchbrochen oder geschlossen, ins Rund gebracht, in einen Rechteckrahmen eingefaßt, ohne Binnendetail, aus jeglichem Material. Ein klargezeichnetes Menschenauge mit ausgezogenem äußeren Winkel, mit leichtgeschwungener Braue darüber und einer phantastischen, zur Wange hin eingerollten Zier unterhalb des Unterlides.

Horos, mystisch erzeugt von dem toten Osiris, auf dessen Lenden Isis in Gestalt einer Falkin sich niederließ, rächte bekanntlich seinen königlichen Vater an dessen Mörder Set. In erbittertem Zweikampfe verstümmelte er ihn, indem er ihm die Hoden ausriß, aber auch er selber wurde schwer verletzt, denn er büßte bei dem Treffen ein Auge ein. Dieses Auge — ein Unterpfand liebender

Sohnestreue — brachte der Thotpavian dem hingestreckten Osiris, legte es ihm als Zauber auf die Zunge und rief ihn so ins Leben zurück.

Es liegt nahe, sich vorzustellen, daß durch das Augenamulett der Tote gleich dem Jenseitskönige bleibende Wiederbelebung erlangen sollte.

Aber nicht nur den Mumien band man es an Hals und Handknöchel. Wohl gibt es kaum einen rechtbestatteten Toten der Weltmacht- oder Spätzeit, dem treue Fürsorge es nicht ins Leibesinnere gebettet, zwischen die Binden geschoben oder auf die Wachstafel gezeichnet hätte, mit der man den Balsamierungseinschnitt an der linken Weiche zu bedecken pflegte. Aber das Horosauge ist nicht ausschließlich Totenamulett.

Es ist auch bei Lebzeiten viel getragen worden.

Und das läßt vermuten, daß sich im ägyptischen Bewußtsein hier mit der Vorstellung vom belebenden Horosauge eine andere verband: jene uralte, großartige, welche Sonne und Mond als die beiden Augen des Allgottes begriff. Der Mythos wußte zu schildern, wie der schlimme Gegengott Set das Sonnen- und das Mondauge vielfach bedrohte. Bei Sonnen- und Mondfinsternissen war zu erkennen, wie es der Kraft des bösen Prinzips zeitweilig gelang, dem Auge des größten aller Götter Schaden zuzufügen. Zuletzt freilich endete der Kampf jedesmal mit dem Siege des Auges. Das war eine tröstliche Erfahrung für den in Not und Krankheit Verstrickten. Der Triumph des Gestirns ließ ihn auf einen glücklichen Ausgang auch der eigenen Sache hoffen. Das Unterpfand schließlicher Überwindung aller Bedrängungen und Schwierigkeiten trug er als Talisman am Leibe. Es ist auch in Betracht zu ziehen, daß zahlreiche, über den ganzen Erdball verteilte Völker im Altertume wie noch gegenwärtig in dem Bilde des Auges einen wirksamen Abwehrzauber gegen den „bösen Blick" und seine geheimnisvoll schädigenden Einflüsse sehen.

Aus grün glasiertem Steingut oder grünlichem Feldspat besteht gewöhnlich ein häufig vorkommendes Amulett in Form einer unten zugespitzten Pflanzensäule, das sogenannte Papyroszepter. Es scheint „das Grünen", „Fruchtbarsein" und „beständige Jugendfrische" zu bedeuten und somit begreiflichen Wünschen für den Zustand im Jenseits Rechnung zu tragen. Als langes Zepter tragen Göttinnen und Königinnen sowohl im Rundbilde, als auch auf Flachbildern dieses heilige Zeichen. Volle zwei Kapitel des Totenbuches sind ihm gewidmet. In dem einen lesen wir von einer Göttin und ihrer Zauberkraft, im anderen gibt der Tote sich selber für das Amulett aus, das aus hartem Steine gefertigt und unzerstörbar sei. Es sei heil — und so sei er es auch, es könne nicht verletzt werden und so könne auch er nicht verletzt werden, es könne nicht zerschlagen werden und so könne auch er nicht zerschlagen werden. Vermutlich steckt hinter diesen Auslegungen eine ursprünglichere Auffassung von seiner Wichtigkeit, die sich unserer Kenntnis noch entzieht. Papyrusbündel stützten das Dach schon der Vorzeithütte. Papyrussäulen füllten als ein wahrer Wald die Tempelhallen, deren Inneres ja ein Abbild der Welt des Ägypters war: in der Erde — dem

Fußboden — verwurzelt, strebten sie dem sternbedeckten Himmel — der Decke — zu, der vom (aus der Froschperspektive nicht sichtbaren) Abakus getragen über ihren entfalteten Glockendolden zu schweben schien. Sollte die Stützfunktion oder dieses Himmelwärtsstreben nicht als primäre Vorstellung in die magische Bestimmung hineinspielen?

Unter den Totenamuletten darf ein wie ein Gefäßchen mit ohrenartigen, undurchbohrten Seitenhenkeln gestaltetes Herzsymbol nicht fehlen. Es hat offenbar die Aufgabe jener Rollkiesel übernommen, welche man in ältester Zeit bei der Bestattung in den Wüstenfriedhöfen an die Stelle des Herzens der Leiche legte. Dem Glauben nach wurde ja das Herz des Toten in der Gerichtshalle vor Osiris, seiner Familie und den zweiundvierzig Beisitzern gegen das Zeichen „Wahrhaftigkeit" abgewogen, und vom Ausgang dieser Wägung hing die Entscheidung des Totenrichters ab. Wollte man durch Beigabe des steinernen Sonderherzens einer ungünstigen Bekundung des eigenen vorbeugen? Diese Mission kommt eigentlich dem sogenannten Herzskarabäus zu, von dem im nächsten Kapitel die Rede sein wird. Da bei ein und demselben Toten beide „Ersatzherzen" vertreten sein können, kann ihre Aufgabe wohl nicht ganz identisch gewesen sein. Das Totenbuchkapitel vom „Herzen aus Karneol" versichert: „Es ist gewährt der Seele des Osiris (Verstorbenen), auf die Erde zu kommen und alles zu tun, was seine Wesenskraft verlangt."

Eine Gruppe von Symbolen steht in offenbarer Beziehung zu den Riten, die mit der magischen Wiederbelebung der am Grabeingang aufgerichteten Mumie durch den Sem-Priester verknüpft sind. Da gibt es kleine Hacken und Äxte, menschliche Finger, Rinderhinterschenkel, Doppelhaken und unbestimmbare, Federn ähnliche Ritualgegenstände. Vielleicht muß man auch kleine Nachbildungen eines hohen Krugtyps, der „Reinigen, Reinheit" bedeuten kann und als Schriftzeichen „loben" zu lesen ist, dazu zählen.

Eine rechteckige, nach unten sich verjüngend in eine breite Scheibe auslaufende Platte mit Öse ist ein Attribut der Toten- und Liebesgöttin Hathor und seiner Bestimmung nach das Gegengewicht eines Kultkragens. Als Amulett schützt sie auf magische Weise den Rücken der Toten. Winzige Opferrinder, mit zusammengebundenen Füßen liegend, und kleine Fayencegänse mit geknickten Flügeln wurden gewiß als Zauberreserve an Nahrung mitgegeben. Froschbildchen, rundplastisch auf einer Plinthe gearbeitet, galten als Auferstehungsunterpfand und sind als solches in die urchristliche Symbolik eingegangen. Glaubte man doch noch im klassischen Altertum, die Frösche und Kröten bedürften keiner Eltern, sondern entständen von selber aus dem feuchtfetten, nach der Überschwemmung zurückbleibenden Schlamme. So nahm naiver Natursinn sie als Zeugnis für die Möglichkeit der Entstehung von Lebewesen aus der toten, formlosen Materie und damit als anschauliche Gewähr für die Tatsächlichkeit der Auferstehung auch des Menschen. Tonlampen der frühchristlichen Nekropole von Edfu haben anfangs Froschgestalt, späterhin das immer mehr ins Ornamentale abgleitende

Flachbild einer Kröte auf der Oberschale. Die gelegentliche Beischrift: „Ich bin die Auferstehung" läßt am Sinn der Darstellung keinen Zweifel.

Zur Totenausstattung insbesondere der Spätzeit Ägyptens gehören ganzfigürliche Fayencebildchen zahlreicher Gottheiten und Dämonenwesen. Sie bilden in ihrer oft wunderbaren Feinheit der Durchbildung das Entzücken des Kunstfreundes und das Erstaunen des Fachkeramikers, der nicht müde wird, die technische Fertigkeit zu bewundern. Ist doch die Glasur bei aller Feinheit des Auftrags von ganz erstaunlicher Solidität und Leuchtkraft der Farbe. Vor allem sind die Familienangehörigen des Osiris — Isis, Nephthys, Horos und Anubis — vertreten, während der Totengott selber auffälligerweise kaum je begegnet. Der ibisköpfige Thot darf nicht fehlen, verzeichnet er doch den als günstig vorausgesetzten Entscheid des Wägemeisters für alle Ewigkeit auf der Papyrusrolle. Recht häufig findet sich die groteske Toëris, in Gestalt eines aufgerichteten, trächtigen Nilpferdes mit hängenden Weibesbrüsten, eine allverehrte Beschützerin der Schwangeren und Gewährleisterin glücklicher Entbindung. Heilige Tiere erscheinen in Masse, durch angefügte Ösen als Anhänger gekennzeichnet: Thotpaviane, die oft das Horosauge darreichen, hockende Ibisse, unter dem Schnabel die Straußenfeder, welche als Gewicht auf der Totengerichtswaage „Wahrhaftigkeit" und „Gerechtigkeit" bedeutet, Mutterschweine und Katzen. Einen großen Teil des altägyptischen Pantheons kann man bei planmäßigem Sammeln solcher Amulettfigürchen in Originalstatuetten von höchstem Reiz zusammenstellen.

Wenn wir unter den üblichen Symbolen die Kronen Ober- und Unterägyptens finden, so bleibt uns zur Erklärung ihres Vorkommens im privaten Totenzubehör nur die Annahme, sie seien als ursprüngliche Königsausstattungstücke allmählich unter das Volk geraten. Denn gerade die dem Osiris eigene Atefkrone, die an ein Einswerden des Verstorbenen mit dem Totengott und an vertretungsweise Ausübung von dessen Amt denken lassen könnte, taucht niemals auf.

Die gelegentlich vorkommende Nachbildung einer menschlichen Ohrmuschel will wohl Erhörung durch die Gottheit bewirken. Nicht eindeutig ersichtlich ist die magische Aufgabe einer kleinen Treppe, die man den Mumien manchmal zwischen die Binden schiebt. Stein- und Bronzebilder bestimmter Götter haben manchmal eine solche Treppe vor sich. Im heiligen Abydos, der Stadt, welche die Hauptreliquie des Osiris beherbergte und in deren Wüstengelände sogar sein Grab verehrt wurde, wünschte der Tote einen günstigen Platz „an der Treppe des großen Gottes, des gütigen Wesens" einzunehmen, um seiner Gunst recht teilhaftig zu sein. Es scheint mir mehr angebracht, an solche Glaubensvorstellungen zu denken, als an die sehr profan, man bedürfe auch nach dem Tode des gewohnten hölzernen Stufentritts, um das hohe Bett zu besteigen.

Eine ganze Reihe von sehr verbreiteten Amuletten freilich deutet auf rein praktische Bedürfnisse und legt die Annahme nahe, hier sei das ursprünglich im Originalstück mitgegebene Gebrauchsgerät durch ein magisches, mit Hilfe eines Zauberspruches jederzeit auf die gehörige Größe zu bringendes Modell ersetzt.

So gab man im Alten, Mittleren und Neuen Reiche dem Toten die in drei Teilen gearbeitete wirkliche Kopfstütze mit ins Grab, dann setzen sich mehr und mehr winzige, aus Bluteisenstein gearbeitete und oft prächtig polierte Nachbildungen durch. In Tutanchamons Grabhort fanden sich sowohl originalgroße Gebrauchs- und Kult-Kopfstützen als auch ein Kopfstützenamulett aus Eisen. Befragen wir seinethalben das schon mehrfach herangezogene Totenbuch, so antwortet es im 16. Kapitel mit folgenden Zaubersprüchen: „Erwache aus deiner Ohnmacht; du triumphierst über alles, was gegen dich getan ist! Ptah hat alle deine Feinde niedergeworfen, sie liegen am Boden und sind nicht mehr!“ Dann heißt es: „Du bist Horos, der Sohn der Hathor, die Flamme, der Sohn der Flamme, dem sein Kopf wiedergegeben ist, nachdem er ihm abgeschnitten worden war. Nicht wird künftighin dein Kopf fortgenommen werden bis in alle Ewigkeit.“ Alfred Wiedemann zieht in seiner Abhandlung über die Amulette der alten Ägypter zur näheren Erläuterung dieser Stelle noch ein anderes Stück der gleichen Spruchsammlung heran — das alte „Kapitel, damit der Kopf einer Person in der Unterwelt nicht abgeschnitten werde“ — und schreibt: „dieser Text läßt den Toten sagen: „Ich bin ein Fürst, der Sohn eines Fürsten, eine Flamme, der Sohn einer Flamme, dem sofort sein Kopf wiedergegeben worden ist, nachdem er ihm abgeschnitten worden war. Nicht wird fortgenommen der Kopf des Gottes Osiris, nicht wird mein Kopf fortgenommen. Ich bin aufgerichtet, ich bin erneut, ich bin verjüngt, ich bin Osiris.“ Diese Sätze machen die Gewißheit, im Jenseits seinen Kopf wiederzuerlangen und zu behalten, davon abhängig, daß er zunächst abgeschnitten worden ist. Wie es einst dem Sonnengotte, Horos, dem Sohne der Himmelsgöttin Hathor, und dem Gotte Osiris erging, so sollte auch mit dem Verstorbenen verfahren werden. Der Körper dieser Götter war zerstückelt und dann wiederhergestellt worden, also mußte dem Toten ein Gleiches geschehen. In ältester Zeit wurde diese Zerlegung der Leiche tatsächlich vollzogen. Später gab man sie zwar auf, bewahrte aber in konservativem Sinne die auf sie bezüglichen Sprüche und verwertete ein mit ihr im Zusammenhange stehendes Amulett. Eine derartige formelhafte Verbindung der Kopfstütze mit der Leichenköpfung konnte dann nur d e n Sinn haben, daß das Amulett die Wirkung ausübte, von der das Kapitel sprach. Wer dasselbe besaß, dem half Ptah gegen seine Feinde, ihm ward Zauberkraft zuteil, er war im Jenseits gegen den Verlust des Hauptes und damit gegen einen zweiten, endgültigen Tod gesichert. Das Zeichen sollte ihm nicht nur zur Verwertung zu Gebote stehen, sondern auch für die Möglichkeit seiner Verwertbarkeit sorgen — und das konnte nur geschehen, wenn es dem Toten den Kopf erhielt, damit er diesen auf die Stütze aufzulegen vermochte.“

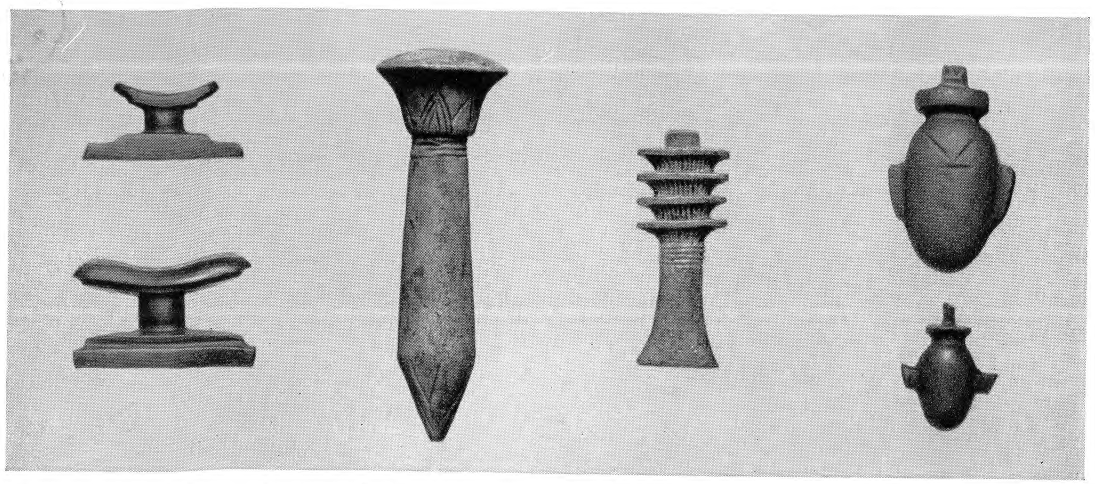
Richtscheid und Winkelmaß — mustertreu aus Hämatit nachgebildet — sollten wohl beim Hausbau im Jenseits Anwendung finden.

Wie abgeschnitten wirkende Schlangenköpfe aus rotem Karneol oder grünlichem Stein sind wohl als Talisman gegen gefährliche Reptilien aufzufassen, die



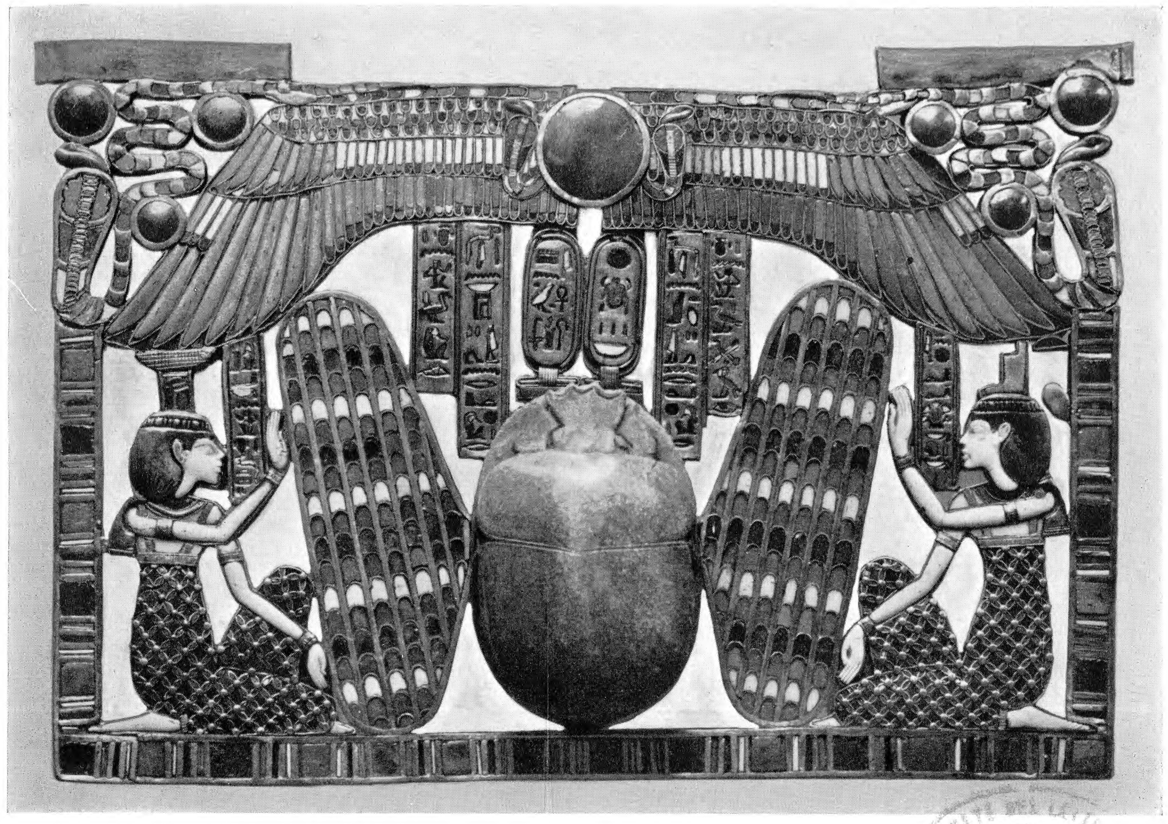
39 Der in Schreinform aus geädertem Alabaster gefertigte Behälter, in dem die balsamierten Eingeweide König Tutanchamons beigesetzt waren.





40 Drei tiergestaltige Gottheiten als Totenamulette aus Fayence: der dem Weisheitsgotte Thot geheiligte Mantelpavian, die nilpferdgestaltige Patronin der Schwangeren und Gebärenden, Toëris, und der Falkengott Horos. Spätzeit.

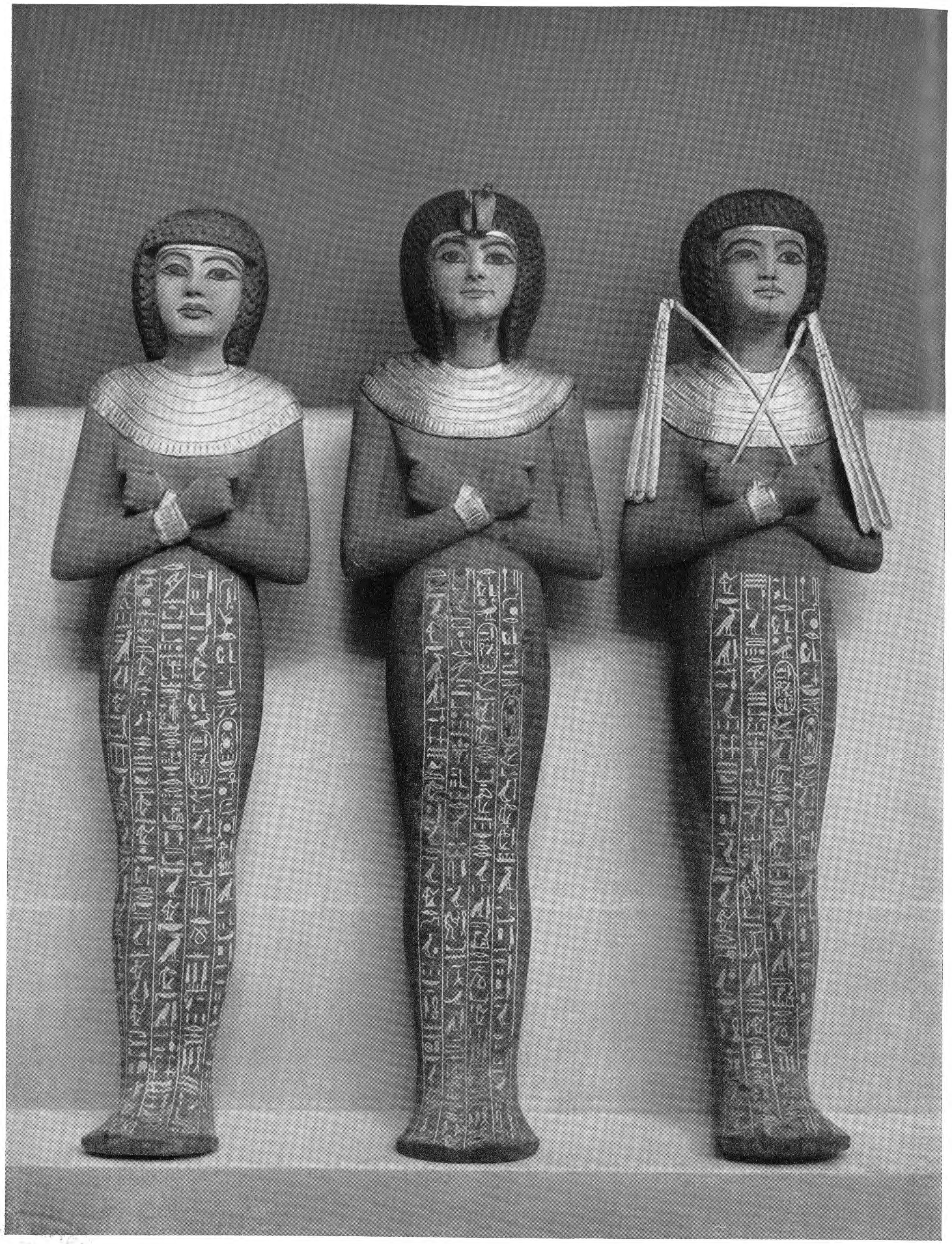
41 Amulette, wie sie im Neuen Reiche und in der Spätzeit als Unterpfand des Wohlergehens im Jenseits den Toten mitgegeben wurden: Kopfstütze, Papyruszepter, Osiriszeichen und Herz-Amulett.





42 Brusttafel aus dem Grabschatze König Tutanchamons: die Göttinnen Isis und Nephthys zu seiten des steinernen Herzkäfers, oben die Flügelsonne. Gold und andere Stoffe.

43 Prachtamulett aus Karneol: das wiederbelebende heilige Horos-Auge mit seiner phantastischen Zier, dem eine geiergestaltige Göttin zugesellt ist.



44 Drei Totenfiguren („Uschebtis") aus dem Grabe König Tutanchamons mit den Gesichtszügen des jungen Königs. Sie bestehen aus Zedernholz; Schulterkragen und Insignien aus Gold. An der Stirn der mittleren Figur Geier und Schlange als Schutzgottheiten beider Ägypten. Auf den Unterkörpern Totentexte.

man sich in den Gängen der Unterwelt lauernd dachte. Wieviel besorgte Gedanken man sich gerade hinsichtlich solcher Bedrohung machte, zeigen die langen Zauberformeln gegen Schlangen in den Pyramidentexten und noch ein anderer Umstand erhellt es: man scheute sogar jene Schlangen, die man als übliche Schriftzeichen in die Gräber schrieb. An vielen Grabkammerwänden sind die Buchstaben f und dj, welche durch Schlangenbildchen ausgedrückt werden, so behandelt, als seien sie zerhackt oder hinter dem Reptilkopfe durchschnitten. Aber auch die Silbe rw, die mit einem Löwen geschrieben wird, hat man auf solche Weise unschädlich zu machen versucht.

Das Totenbuch lehrt uns, daß beim Auflegen der fast immer mit einer Öse versehenen Amulette „mit lauter Stimme" Zaubersprüche aufzusagen waren.

In Verbindung mit Zauberfiguren, die bei verhaßten Widersachern Schaden stiften oder zum eigenen Nutzen und zum Vorteil Verwandter Günstiges bewirken sollten, aber auch in einfachen Niederschriften sind viele solcher Zauberformeln auf uns gekommen. Sie lassen einen tiefen Blick in die naturverbundene, ursprünglich-naive Seelenverfassung der Ägypter alter Zeit tun.

So versucht man der Krankheit klarzumachen, daß es für sie bedenklich sei, ihr Opfer heimzusuchen, denn mit keinem seiner Körperteile sei es recht geheuer. Die Zunge im Munde sei in Wahrheit eine Schlange in ihrer Höhle, die Zähne würden sie beißen, ja, sie könne im Munde überhaupt verschwinden.

Wo Drohen und kräftiges Zureden keinen Erfolg bringen will, da wählt die um ihr Kind besorgte Mutter ein sanfteres Verfahren und legt der männlich gedachten Krankheit dar, wieviel angenehmer sie es daheim bei den Freunden ihres Harems haben würde, als bei dem fiebernden Geschöpfchen: „komm, geh schlafen und eile dahin, wo deine schönen Weiber sind, in deren Haar Myrrhen getan sind und an deren Achseln frischer Weihrauch gelegt ist . . ."

Besonders wirksam ist es, wenn man die Sprüche gleich viermal hersagt und wenn man ein „heute!" hinzufügt, damit der Erfolg nicht auf sich warten läßt. Neun Tage lang reinigt sich zuvor, wer einen glückbringenden Spruch von hervorragender Zauberkraft rezitieren will. Dazu ist es angebracht, sich zu räuchern und mit zweierlei Ölen zu salben, den Mund mit Natron zu reinigen, zur Körperwäsche Überschwemmungswasser anzuwenden, zwei neue Schurze aus gutem Leinen und Sandalen aus weißem Leder anzulegen und endlich das Zeichen der Wahrhaftigkeit mit grüner Farbe auf die eigene Zunge zu malen.

Mit der Angst vor unholden Toten verbindet sich die Furcht vor Gespenstern. Zwei eindrucksvolle Abwehrsprüche lauten in Schotts Übertragung:

> „Gehe zugrunde, im Dunkel Kommender,
> der sich hereinschleicht,
> seine Nase nach hinten, mit zurückgewandtem Gesicht,
> der vergißt, wozu er gekommen ist!

Gehe zugrunde, im Dunkel Kommende,
die sich heranschleicht,
ihre Nase nach hinten, mit zurückgewandtem Gesicht,
die vergißt, wozu sie gekommen ist!

Bist du gekommen, dies Kind zu küssen?
Ich lasse nicht zu, daß du es küßt!
Bist du gekommen zum Beruhigen?
Ich lasse nicht zu, daß du es beruhigst!

Bist du gekommen, es zu schädigen?
Ich lasse nicht zu, daß du es schädigst!
Bist du gekommen, es zu holen?
Ich lasse nicht zu, daß du es holst!

Geh zugrunde, Asiatin,
die aus der Wüste kommt!
Negerin,
die vom Bergland kommt!

Bist du eine Dienerin, komm im Erbrechen!
Bist du eine Dame, komm in seinem Harn!
Komm im Niesen seiner Nase!
Komm im Schweiß seiner Glieder!

Meine Hände auf diesem Kind
sind die Hände der Isis auf ihm,
wie sie ihre Hände legte
auf ihren Sohn Horos."

An gleicher Stelle teilt S. Schott in seinem schönen, feinsinnig an das Herz Altägpytens heranführenden kleinen Sammelbande „Altägyptische Liebeslieder" einen tröstlich bejahenden Zauberspruch mit, den die Mutter für ihr Kind bereit hat:

„Jeder Gott schützt deinen Namen,
jeden Platz, an dem du sein wirst,
jede Milch, die du trinken wirst,
jeden Schoß, auf den du genommen wirst,
jedes Knie, auf dem du sitzen wirst,
jedes Kleid, mit dem du gekleidet wirst,
jeden Ort, an dem du tagsüber weilst,
jeden Schutz, der über dir gesprochen wird,
jede Sache, auf die du gelegt wirst,
jeden Knoten, der dir geknotet wird,

jedes Amulett, das an deinen Hals gelegt wird.
Er schützt dich mit ihnen.
Er hält dich mit ihnen gesund.
Er hält dich mit ihnen heil.
Er begütigt dir mit ihnen jeden Gott und jede Göttin."

Wie schön und gültig ist dieser Liebesspruch. Jenseit aller Rassen-, Gesittungs- und Zeitschranken müßte er bei allen Völkern der Welt Herzenswiderhall finden.

Einen drastischen Zauberspruch gegen den Schnupfen finden wir bei Erman: „Lauf aus, Schnupfen, Sohn des Schnupfens, der du die Knochen zermürbst, den Schädel zerstörst, vom Fette trennst, die sieben Löcher im Kopfe krank machst! Es flehen die Diener des Sonnengottes zum Gotte der Weisheit, Thot. Siehe, ich bringe dein Rezept zu dir, dein Mittel zu dir: die Milch einer Frau, die einen Knaben geboren hat, dazu die Geruchkörner. Das vertreibt dich, das heilt dich; das heilt dich, das vertreibt dich! Geh heraus auf den Boden, Gestank, Gestank, Gestank, Gestank!"

Beim Abnehmen von Umschlägen ist folgender Spruch am Platze:

„Gelöst wurde, gelöst wurde durch Isis. Gelöst wurde Horos durch Isis von allem Bösen, was ihm von seinem Bruder Set getan ward, als der seinen Vater Osiris tötete. O Isis, große Zauberin, löse mich, entbinde mich von allen schlechten, bösen, roten Dingen, von der Krankheit eines Gottes und der Krankheit einer Göttin, von dem Tode und der Todin, von dem Widersacher und der Widersacherin, die über mich kommen, wie du gelöst, wie du entbunden wurdest von deinem Sohne Horos, denn ich bin in das Feuer eingetreten und aus dem Wasser herausgekommen ..."

Auf einem Kalksteinscherben aus Theben, wie man ihn neben Topfscherben gern zu flüchtiger Niederschrift verwandte, ist ein Liebeszauber von geradezu rabiater Leidenschaftlichkeit erhalten geblieben:

„Sei gegrüßt, Rê-Harachte, Göttervater!
Seid gegrüßt, ihr sieben Hathoren,
die ihr mit roten Bändern geschmückt seid!
Seid gegrüßt, ihr Gottheiten,
ihr Herren des Himmels und der Erde!

Laßt die ..., Tochter des ..., hinter mir herlaufen
Wie ein Ochse hinter dem Futter,
wie eine Dienerin hinter ihren Kindern,
wie ein Hirt hinter seiner Herde ...

Wenn ihr sie nicht hinter mir herlaufen laßt,
so werfe ich (Feuer) an Busiris
und zünde es an.

Seit alters sind herkömmliche oder eigens angefertigte Zauberfiguren Träger und Erfüller magischer Spruchbestimmung. Bei der großen Haremsverschwörung gegen den alternden dritten Ramses spielten übelbringende Wachsfigürchen, die man in böser Absicht in den Palast geschmuggelt hatte, eine besondere Rolle.

Drei Toëris-Amulette der Berliner ägyptischen Sammlung sind zu magischem Zwecke besonders hergerichtet: bei zweien ist der Leib der trächtig dargestellten Nilpferdgöttin, der Helferin und Beschützerin aller werdenden Mütter, unten ausgehöhlt, um Stückchen von Kleidern einer Hoffenden aufzunehmen, das dritte ist so gearbeitet, daß es mit Milch gefüllt werden konnte, die dann aus der Brust der Schutzgöttin herauströpfelte. Vermutlich hoffte eine besorgte ägyptische Mutter, durch diese Weihgabe ihren Säugling vor dem gefürchteten Versiegen seiner natürlichen Nährquelle zu bewahren.

Schon in den Mastaba-Gräbern des Alten Reiches finden sich eingemeißelte Fluchformeln gegen Grabräuber, die dem Frevler drohen, der Geist des Grabherrn werde „sein Genick packen und umdrehen wie das einer Gans".

An solche Drohungen muß man bei dem Sachverhalt denken, den der Archäologe Engelbach, der am Altertümermuseum von Kairo beamtet war, ermittelt und mitgeteilt hat. Er stieß zu Rikka nahe der unvollendeten Pyramide von Medûm bei der Aufdeckung von Gräbern des Mittleren Reiches auf eine erbrochene Kammer, in der zwei Tote einander sozusagen in den Armen lagen. Der Grabräuber muß sich seinerzeit gerade über die halb aus dem Sarge gehobene Mumie gebeugt haben, um sie auszuplündern, da brach ihm das plötzlich über ihm einstürzende Grabgewölbe das Genick...

In kleinen Wandnischen der Sargkammer Tutanchamons fanden sich vier magische Figuren, die nach den verschiedenen Himmelsrichtungen sahen. Auf ihnen stehen Beschwörungsformeln, welche „den Feind des Osiris Tutanchamon verscheuchen sollen, in welcher Gestalt er sich auch nahe".

Im Eingang zur Sargnebenkammer desselben Königsgrabes, welche den herrlichen alabasternen Eingeweidebehälter in seinem vergoldeten Schreine, dazu wichtige Bestandteile der Totenausstattung enthielt, lag vor dem Holzbilde des auf seiner Kapelle wachehaltenden Anubishundes eine magische Fackel auf dem dazugehörigen ziegelförmigen Untersatze.

Gewiß nicht zufällig.

Der geborstene Schlammziegel mit seinem Loch zur Aufnahme des Fackelgriffes weist eine eingegrabene Zauberformel auf. Der Abwehrspruch lautet:

„Ich bin es, der den Sand hindert, diese geheime Kammer zu ersticken.

Ich bin es, der den Übelwollenden zurückweist, — der ihn zurückweist mit der Wüstenflamme!

Ich habe das Gelände in Flammen gesetzt; mein Werk ist es, wenn der falsche Weg gewählt wird...

Ich bin da zum Schutze des Osiris Tutanchamon!"

Ob nun auf mystische Weise oder nicht, — fest steht, daß sowohl die Zauberfiguren als auch die geheimnisvolle Fackel ihre Aufgabe erfüllt haben.

Der alles überschwemmende und ausfüllende Sand der Wüste ist nicht in die Räume des königlichen Grabes eingedrungen.

Freilich ist der Grabschatz nicht ganz unberührt geblieben.

Zweimal sind bald nach der Bestattung Grabräuber eingedrungen. Das eine Unternehmen galt massiven Goldgegenständen, das andere sonderbarerweise allein den in zahlreichen Alabastergefäßen mitgegebenen abgelagerten Salben und Ölen, welche für die Kenner in jener Zeit eine ganz besondere Kostbarkeit dargestellt haben müssen.

Aber der balsamierte Leichnam des Frühvollendeten in seinen schreinumgebenen Särgen blieb in beiden Fällen unberührt von profanen Plündererhänden...

Und wir haben Veranlassung zu der Annahme, daß die Gruftschänder der Strafe nicht entgangen sind. Noch innerhalb des Grabes scheint die Wache des Königsfriedhofes sie ertappt und ergriffen zu haben.

Ließen sie doch in der Vorkammer in offenbar jähem Erschrecken acht in ein Tuch eingeknotete massiv goldene Ringe zurück, — eine bequem zu bergende Beute, die sie bei ungestörtem Verlauf ihres Vorhabens sicher mit sich ins Freie genommen hätten.

DER KÄFER, AUS DEM EIN GOTT WURDE

Der „Skarabäus“ ist auch denen ein mehr oder minder bestimmter Begriff, die sich niemals näher mit Kultur und Kunst Ägyptens befaßt haben.

Es ist weniger das tierische Urbild, als die ihm abgelauschte Kunstform, was ihnen beim Klang des Namens in den Sinn kommt. Diese reizvolle und auffällige Kunstform ist nicht nur in der modernen Welt, sondern schon bei den Völkern des Altertums populär geworden. Phönizier, Griechen und Etrusker haben sie mit besonderer Vorliebe aufgegriffen und unzählige Male nachgebildet. Etruriens oft ganz modelltreue, in den eingeschnittenen Bildern freilich durchaus unägyptische Karneol-Skarabäen bilden geradezu eine Sonderklasse antiker Kleinkunst.

Viel häufiger, als man nach Lage der Dinge denken sollte, sieht man am Halse oder am Finger der Dame unserer Zeit einen altägyptischen Käferstein glänzen — und es wird nur wenige Besucher des Niltales geben, die nicht vor der Heimkehr als Andenken an die staunend durchreiste fremde Welt zumindest einen der geheimnisvollen kleinen Siegelkäfer erworben haben.

Erworben mit Skepsis und ein wenig Selbstironie . . .

Denn allgemein ist die Meinung verbreitet, was man heutzutage im Pharaonenlande für wenig Geld an Kleinaltertümern kaufen könne, müsse gefälscht sein.

Immer wieder im Leben sind mir auf Gesellschaften die kleinen Erzeugnisse ägyptischen Werkfleißes — gefaßt oder ungefaßt — mit resigniertem Zwinkern zur Prüfung hingehalten worden: „Doch gewiß falsch, nicht wahr?“

Sie waren fast immer echt und alt und gut.

Sofern sie kleinwinzig, anspruchslos in der Farbe und hier und da ein wenig bestoßen waren.

Bedenklicher sind die allzu funkelnd türkisblauen mit verlegenen Ritzbildern, ganz bedenklich die großen, protzig aus Ton gebackenen und überglasierten, die auf dem Bauche herrlich große Hieroglyphen zeigen.

Wie denn überhaupt dem Kenner nur die ins Auge fallenden, imponierenden Objekte unter den vom Handel angebotenen ägyptischen Altertümern Sorge und Kopfzerbrechen zu bereiten pflegen. Bei einer solennen Fälschung muß ja schließlich für den Verfertiger etwas herausspringen, und jede Arbeit ist ihres Lohnes wert.

Bei den kleinen Käfersteinen lohnt die Mühe sich nicht. Es sei denn, man produziert grobe, porzellanene Ramschware, die nur den Einfältigen täuschen kann.

Es sind zu viele echte da.

So fällt gewöhnlich nur der Schmuckprotz und Prunkliebhaber dem Betruge zum Opfer.

Es läßt sich denken, daß ein in ursprünglicher Naturverbundenheit lebendes primitives Volk den wehrhaften Tiergegnern in seiner Umwelt gläubig-scheue Verehrung zuwendet. Die großen Raubkatzen, der gewaltige Bär, der angriffslustige Stier haben von jeher bei vielen Naturvölkern respektvolle Huldigung erfahren, ja, die rühmende Bezeichnung „Starker Stier“ ist noch im vollen Glanze der altägyptischen Hochkultur ein ständiger Bestandteil der Königstitulatur gewesen, und nur die souverän-intelligente und vermutlich auch witzige Königin Hatschepsut hat als Selbstherrscherin vermieden, ihn auf sich anzuwenden. Der Babylonier konnte sich seine Götter nur im Schmucke der Hörnerhaube vorstellen. Eskimos und Ainos ehren den erlegten Petz in feierlicher Zeremonie, die Krieger Innerafrikas umschreiten ehrerbietig den gespeerten Wüstenkönig, und selbst der schweigsame sibirische Bauer pflegt den gestreckten Braunbären durch eine Ansprache auszuzeichnen, obschon er seinem Vieh übel mitspielte.

Auch daß man in der Menschheitsfrühe dazu neigte, den nützlichen Tierfreunden Kult und Verehrung zuzuerkennen, können wir verstehen. Daß man in der Kuhgöttin Hathor unser fügsames Milchtier, im hundeköpfigen Totengotte Anubis den treuen Wächter, in der Katzengöttin Bastet die anhängliche und jagdeifrige Mäusevertilgerin erhöhte und feierte, erscheint unserem Rationalismus durchaus begreiflich.

Aber schon bei den falkenköpfigen oder fischgestaltigen Gottheiten Ägyptens versagt solche Erklärung, und vollends ratlos läßt sie uns angesichts der Tatsache, daß die alten Ägypter nicht allein Pelzratten und Spitzmäuse angebetet, sondern schon früh in dem zu den Mistkäfern gehörigen Pillendreher (Ateuchus sacer) eine Erscheinungsform des Sonnengottes gesehen haben. Unter die großen Gottheiten des heliopolitanischen Kreises eingereiht, ist er als Sonnenbeweger gedacht worden, der das Tagesgestirn über den Himmel rollt.

Welche Tatsachen liegen dieser Vorstellung zugrunde?

Der schöne, kräftige, rußschwarze Käfer in seiner hornigen Chitinhülle pflegt seine Eier in Mistfladen zu legen. Aus dem Dungbrocken formt das Weibchen eine Kugel — es gibt bloße Vorratskugeln und richtige Brutgebilde — und wälzt diese in eine vorher gegrabene kleine Grube, die es hernach mit Sand oder Erde bedeckt. In dem sich zersetzenden Stoffe findet die Brut Wärme, Schutz und die erste Nahrung. Der Niltalbewohner ist bei Beobachtung dieser Handlungsweise zu dem Schluß gelangt, es gebe nur männliche Skarabäen, und diese erzeugten in dem selbstgefertigten Ei ohne weibliche Partnerschaft die ihnen wesensgleichen Jungen und damit ihr eigenes, neues, zukünftiges Ich. Der alte Käfer stirbt, aus dem behüteten Ei kommt aber ein neuer heraus wie die Seele aus der Mumie, und fliegt himmelwärts. So sahen sie in dem seine Mistkugel bewegenden, eifrig tätigen Insekt den Inbegriff des in der Natur sich beständig erneuernden Lebens: zunächst der alltäglich abends im Westen zur Ruhe gehenden und am nächsten Morgen im Osten neu erwachenden Sonne, dann weiterfolgernd das Ebenbild des aus den Mumienhüllen in neuer Kraft und dabei in alter, irdischer Gestalt wiedererstehenden Menschen.

Die Vorstellung einer solchen symbolkräftigen Wechselbeziehung zwischen dem Tiere und dem Menschen wurde durch den Umstand noch befestigt, daß der ägyptische Name des Käfers „cheper“ oder „achper“ lautete und daß man zugleich ein Wort „cheper“ für „werden“, „entstehen“, „existieren“ gebrauchte, das unmittelbar auf die erneute Gestaltwerdung in der Auferstehung hinzuweisen schien.

Wer bei Lebzeiten einen Käferstein bei sich trug, sicherte also damit in gewisser Hinsicht das eigene Fortbestehen. Wer ihn mit ins Grab nahm, sorgte damit wirksam für seine Wiederbelebung und persönliche Fortdauer.

So wurde der Skarabäus zum beliebtesten Amulett der Lebenden und Toten. In zahlreichen Pharaonennamen, an den Wänden der Königsgräber, Privatgrüfte und Tempel, in Obeliskenflächen und Denksteine gegraben, erscheint sein charakteristisches, von den Alten so glücklich erfaßtes Bild. Jeder Einzelheit ist in den Wiedergaben aufs sorglichste Rechnung getragen: der hornige erste Brustring und die flach gewölbten, mit einer kleinen, dreieckig-buckeligen Erhöhung ansetzenden Flügeldecken sind ebenso fein beobachtet und zum Ausdruck gebracht wie der schaufelig breite Kopfteil mit den seitlich gerichteten Augen und den halbkreisförmig nebeneinander angeordneten Zacken. Die gebogenen Vorderbeine sind modelltreu mit fünf starken Haken bewaffnet, die vier angezogenen Hinterbeine mit ihren Einzelkrallen naturwahr gekrümmt. Über die ganze Welt sind die unzähligen Siegel- und Talismankäfer verstreut, die reihenweise am Halse der Lebenden und Toten hingen oder drehbar gefaßt an längst verstäubten Fingern saßen. Allein die Zahl der in den großen Museen verwahrten käfergestaltigen Siegelsteinchen aus weißgrauem, ehemals grünlich glasierten Steatit geht in die Zehntausende.

Kolossale Steinkäfer, wie der noch auf seinem mannshohen Sockel befindliche am Ufer des Tempelteiches von Karnak, waren Abbilder des Sonnengottes Chepre, ohne eigentlich Kultbilder zu sein. Denkmalschänder haben einstmals durch Einmeißeln einer Reihe von Sprenglöchern und nachfolgendes Aufquellen eingetriebener Holzdübel das schöne Denkmal zertrümmert, es konnte aber aus den alten Bruchstücken einigermaßen vollständig wiederhergestellt werden. Kleinere Vertreter dieser monumentalen Denkmälerklasse befinden sich in den Sammlungen von Paris und London. Man muß sie wohl als Weihbilder bezeichnen, gestiftet von Königen und hochgestellten Personen.

Ein ebenso sonderbares, wie prächtig dekoratives Bild des Gottes ist groß auf eine Wand im Grabe der Königin Nefertari — der offiziellen Haupt- und Lieblingsgemahlin Ramses' II. — zu Theben gemalt. Er thront in Menschengestalt würdevoll auf einem ornamentverzierten, mit dem Zeichen der Vereinigung beider Landesteile geschmückten Sitz, über dessen niedere Rücklehne ein Polstertuch herabfällt. In der Rechten hält er das lange Zepter, in der Linken das Lebenszeichen; der zwischen die Beine genommene Ornatschwanz krümmt sich am Knie hervor. Zur Kennzeichnung ist in wunderbarer Unbekümmertheit um den organischen Zusammenhang ein Ganzbild des Sonnenkäfers an die Stelle gesetzt, die der Kopf einnehmen müßte: ein Stück rein idealer Bildwirklichkeit, das sehr augenfällig

macht, in welchem Grade die Gestalt dem Ägypter letztlich Schriftzeichen und Ausdruck eines Geistbezogenen war und blieb. Besonders schön ist die Reliefdurchbildung eines großen Skarabäus, der in Gemeinschaft mit dem widderköpfigen Nacht-Sonnengotte der Unterwelt den Besucher im Königsgräbertale am Eingange zur Riesengruftanlage Sethos' I. empfängt. Mit wunderbarem Gefühl für kalligraphische Delikatesse sind hier die Maßverhältnisse und Kurven des Käferleibes ausgewogen.

Stein- und Fayencekäfer ohne Öse und Längsdurchbohrung dienten wohl durchweg als bedeutsame Totenbeigabe. Ihre Unterseite wurde gegen Ende der Spätzeit oft realistisch durchgebildet. Sie gehören gewiß als letzte Vertreter zu der bekannten Sondergruppe der „Herzskarabäen“. Bei diesen handelt es sich um oft handtellergroße Käfernachbildungen aus hartem grünen oder braunen Stein mit glatter, plinthenartig abgesetzter Unterfläche, die dazu bestimmt war, einen Zauberspruch aufzunehmen.

Man findet diese stattlichen Käfersteine bei den Mumien auf oder an der Stelle des Herzens. Sie stellen also Sonderherzen magischer Natur dar und sind gewiß Weiterbildungen der einfachen Beigaben in Gestalt von unbearbeiteten Rollkieseln oder vasenförmigen Steinsymbolen, die man den Toten schon in sehr früher Zeit auf die Brust legte. Nicht nur Menschen, sondern auch geheiligten Tieren sind solche Herzskarabäen mit ins Grab gegeben worden. Wie die meisten natürlichen und abstrakten Dinge haben die Ägypter auch den Herzkäfer personifiziert, er erhält gelegentlich einen Menschenkopf, den das Insekt manchmal sogar in die Höhe hebt.

Nicht selten fügte man den goldgefaßten Steinkäfer in die Mitte einer rechteckigen, kapellenartigen Umrahmung ein und befestigte die Tafel auf der Brust der Mumie. Wir wissen, daß derlei Pektorale — in durchbrochener Arbeit prachtvoll aus in Goldstege gefaßten Halbedelsteinen zusammengesetzt — im Mittleren Reiche den Stolz königlicher Frauen gebildet haben und auch von Herrschern bis ans Ende der Weltmachtzeit immer wieder getragen oder gestiftet worden sind, aber es ist noch nicht befriedigend geklärt, welche Rolle sie in der Totenausstattung zu spielen haben. Bei Fayence-Brusttafeln ist manchmal der Anubishund auf seinem Schreine aufgemalt; oft flankieren Isis und Nephthys den offenbar mit Osiris identifizierten, eingelassenen Herzskarabäus. In anderen Fällen stellte man den Skarabäus auf ein Boot, das der Sonnenbarke entsprechen sollte. Bei dieser Darstellweise ging man von der Vorstellung aus, daß Chepre, der Gott der morgendlichen Sonne, gleichfalls eine auferstehende Gestalt war, und daß ihm wie dem Einzelmenschen der heilige Käfer das Wiederaufleben gewährleiste.

Der rituelle Text, der sich auf der Unterfläche beschrifteter Herzskarabäen findet, gewährt wichtigen Einblick in die magische Vorstellungswelt, in der dieses Käfersymbol beheimatet ist.

Er lautet mit nur geringen Abweichungen:

„Spruch, das Herz eines Menschen im Friedhof nicht ihm entgegentreten zu lassen
Mein Herz, das von meiner Mutter stammt,
mein Innerstes meines Wesens!
Stehe nicht auf gegen mich als Zeuge.
Tritt mir nicht entgegen vor Gericht.
Sei nicht aufsässig gegen mich vor dem Wägemeister!
Du bist doch mein Gott in meinem Leibe,
der Bildner, der meine Glieder pflegt —
wenn du gut durchkommst, haben wir davon Gewinn!
Mache unseren Namen nicht anrüchig
vor dem Gerichtshof, der die Menschen aburteilt.
Schön sei unser Name,
schön für den Vernehmer,
eine Freude für den Richter!
Sage keine Lüge gegen mich in Gottesnähe
vor Osiris, dem großen Gott, dem Herrn des Westens.
Siehe, du wirst erhöht, wenn du (vor ihm) bestehst."

Der Sinn dieser Sätze ist unmißverständlich. Beim Totengericht haben die Verstorbenen beiderlei Geschlechts ein Bekenntnis abzulegen, in dem sie versichern, eine Reihe von Sünden und Verfehlungen nicht begangen zu haben. Um die Wahrheit der Bekundung zu erhärten, wird das Herz auf der großen Gerichtswaage gegen das Symbol Wahrhaftigkeit — eine Straußenfeder, wie sie als Kennzeichen die Wahrheitsgöttin Maat auf dem Kopfe trägt — abgewogen.

Um der Möglichkeit ungünstiger Bekundungen des wahren Herzens, und damit einem nachteiligen Urteil, vorzubeugen, ersetzt man das wirkliche Organ durch das Steinsymbol von Käferform und versichert sich des glücklichen Ausgangs der Gerichtssitzung durch Eingraben des Zauberspruches, dessen magische Kraft keinen Einspruch duldet.

Das ist, sittlich bewertet, nicht sonderlich respektabel.

Aber es ist menschlich.

Man sucht sich ja auch der in den Fruchtgefilden des Jenseits zu erwartenden Ackerarbeit für die Götter und den eigenen Bedarf mit einem Kniff zu entziehen, der zeigt, wie sehr der Ägypter des Neuen Reiches und der Spätzeit bereits verstädtert und der bäuerlichen Landsphäre entfremdet ist. Für jeden Tag des Jahres hat eine jener steinernen, hölzernen oder aus glasiertem Steingut gefertigten Totenstatuetten, welche wir mit einem altägyptischen Worte Uschebtis oder Schawabtis — Antworter — nennen, vertretungsweise die Feldbestellung zu übernehmen, die eigentlich dem aufgerufenen Toten obliegt. Deshalb stattet man die mumienhaft gebildeten Figürchen mit Hacken und Saatbeutel aus, nur die königlichen halten in den Händen die üblichen Herrschaftsinsignien. In der gewöhnlich auf dem Unterkörper angebrachten Aufschrift beschwört sie der Eigentümer:

„O ihr Uschebtis, wenn ich gerufen werde und wenn ich abgezählt werde zu Arbeiten, wie sie in der Unterwelt verrichtet werden ... und werde ausgezählt zu irgendeiner Zeit, um die Felder zu bestellen, um die Fluren zu bewässern, um den Sand vom Ostufer nach dem Westufer zu fahren: ‚hier bin ich', sollt ihr dann für mich sagen!"

Eine weitere Gruppe oft besonders fein gearbeiteter Stücke aus Gold, Glasflüssen, Karneol, Lapislazuli und anderen prunkenden Stoffen mag schon dem hochgestellten Lebenden als glücksicherndes Amulett gedient haben, wie die reichen Funde aus dem Grabe Tutanchamons wahrscheinlich machen. An den meisten der schönen Schmuckstücke seines blendenden Schatzhortes, an Ringen, Armbändern und Zierat aller Art sind Skarabäen von feinster Durchbildung angebracht, ruhend oder fliegend, sowohl die Sonnenscheibe als auch die Mondscheibe vor sich herschiebend. Vornehmlich die als Anhänger allein oder reihenweise an zierlichen Ketten befestigten begeistern den Beschauer, der sie in den Schaupulten des Kairener Museums auf sich wirken lassen kann.

Fast modern mutet uns die Gepflogenheit König Amenophis' III. — des Vaters Echnatons — an, durch Ausgabe großer, schriftbedeckter Käfersteine von etwas grober Arbeit Mitteilungen unter das Volk gelangen zu lassen, welche sich auf aktuelle Ereignisse des Hoflebens bezogen.

Da lesen wir auf einem die Botschaft, welche die Eheschließung des jungen Herrschers mit der aus bürgerlicher Familie stammenden klugen Teje meldet. Ganz unbeschönigt folgen auf die Namen des Hochzeitspaares die ihrer titellosen Eltern:

„Amenophis III. Nebmarê und die hohe Königsfrau Teje — sie möge leben! —
Der Name ihres Vaters ist Juja.
Der Name ihrer Mutter ist Tuja.
Sie ist die Gemahlin eines starken Königs,
dessen Südgrenze bis Kari,
dessen Nordgrenze bis Mitani-Naharina reicht."

Ein anderer Denkskarabäus berichtet im zehnten Jahre des Königspaares vom Einzuge einer Mitaniprinzessin in den königlichen Harem:

„Ein Wunder, das Seiner Majestät gebracht wurde:
Giluchepa, die Tochter des Fürsten von Naharina, Schuttarna,
Köpfe ihres Harems (d. h. mitgegebene Hofdamen und Dienerinnen):
dreihundertsiebzehn Frauen."

Die Inschrift eines dritten besagt:

„Seine Majestät befahl einen See anzulegen
für die hohe Königsfrau Teje — sie möge leben! —
auf ihrem Besitz ‚Vertreiber des Abends'
von dreitausendsiebenhundert Ellen Länge und siebenhundert Ellen Breite.

Seine Majestät feierte am 16. III.
das Fest des Seeöffnens.
Seine Majestät fuhr auf ihm
im Königsschiff ‚Aton leuchtet‘.“

Da der Gedenk-Käferstein auf den ersten Tag des dritten Monats im elften Regierungsjahre datiert ist, scheint die Riesenarbeit des Aushebens dieses Lustsee-Beckens in nur sechzehn Tagen bewältigt worden zu sein.

Weitere Denkskarabäen des prunk- und jagdliebenden Pharao berichten von einer bereits in seinem zweiten Regierungsjahre abgehaltenen Wildstierjagd, die eine Strecke von sechsundsiebzig Uren erbrachte, und von der glücklichen Erlegung hundertundzwei „wildblickender“ Löwen innerhalb des ersten Regierungsjahrzehntes. Diese steinernen „Extrablätter“ vom Hofe müssen rasch hergestellt und in vielen Exemplaren ausgeteilt worden sein. Vermutlich waren sie zur Vervielfältigung bestimmt, ließen sich die eingegrabenen Mitteilungen doch leicht in Schlamm und Ton abdrücken.

Die überwiegende Masse der auf uns gekommenen Käfersteine besteht, wie schon ausgeführt, aus weißlich-grauem, einst mit Glasur überzogenen Steatit oder Speckstein und zeigt nach Art unserer Petschaftsiegel auf der flachgeschliffenen Unterseite der mehr oder minder langrunden Fußplatte eingeschnittene Zeichen, Ornamente und Darstellungen: man brauchte sie gewiß zum Siegeln.

Diese Käfersiegel sind durchweg längs durchbohrt; sie waren entweder auf Schnüre gezogen oder saßen drehbar in Ringfassungen, die in einzelnen Fällen noch erhalten sind. Eine ebenso einfache wie zweckmäßige Art, Käferstein und Reifdraht zu verbinden, bestand darin, die Enden des letzteren beiderseits durch den Käfer zu führen und die hervorstehenden Teile direkt neben den Öffnungen zu engen Spiralen zu winden.

Nicht von Anbeginn hat das ägyptische Privatsiegel Käferform.

Die bezeichnende Siegelform der Frühzeit und des Alten Reiches ist vielmehr das Rollsiegel, eine längsdurchbohrte, um ihre Achse drehbare kleine Walze aus Knochen, Elfenbein, Holz oder Stein, deren eingeschnittene Motive sich beim Abrollen auf knetbarem Stoff — Schlamm oder Ton — der Unterlage erhaben mitteilen. Rollsiegel sind bekanntlich Babylonien seit ältester Zeit eigentümlich, von wo sie sich allmählich über ganz Vorderasien verbreitet haben. Ihre Glyptik zeugt im sumerisch-akkadischen Bereiche früh von einer Meisterschaft, wie sie Ägypten — das kunstgewerblich sonst doch so blendend überlegene — im Verlaufe all seiner geschichtlichen Wandlungen auch nicht von fern erreicht hat. Der Gedanke liegt mithin nahe, den Ursprung dieser Siegelform in Mesopotamien zu suchen, um so mehr, als Darstellungen langhalsiger Fabeltiere mit Raubtierköpfen auf ägyptischen Prunkschieferplatten frühdynastischer Könige vollkommen solchen auf mesopotamischen Rollsiegeln der voraufgegangenen sogenannten Djemdet-Nasr-Zeit entsprechen. Es scheint jedoch andererseits, als ließe sich in Ägypten verfolgen, wie sich die Siegelwalze aus röhrenförmigen Kettengliedern von Amulettcharakter entwickelt.

Diese Siegelzylinder haben sich in Ägypten bis in den Ausgang des Mittleren Reiches, in Nachzüglern sogar bis um 1000 v. Chr., behauptet.

Ihnen gesellt sich am Ende des 3. Jahrtausends das runde Knopfsiegel zu, gewöhnlich aus Steatit oder Elfenbein gefertigt und auf der Oberseite mit einem kleinen, durchbohrten Griff versehen. Diese Scheibenform ist bis dahin im Niltale ungebräuchlich. Die Zeichen und Darstellungen auf den Siegelflächen sind zum überwiegenden Teile unägyptisch. Dagegen ist diese Siegelform für das gleichzeitige Kreta geradezu typisch, eine Entlehnung daher so gut wie sicher.

Der Fremdform ist im Niltale im allgemeinen keine lange Lebensdauer beschieden. In diesem Falle wandelt sich die Scheibchenform allmählich ins Langrunde, es tritt ein Typus von Kaurimuschelform auf und bereits gegen Ausgang des Alten Reiches deuten Einkerbungen der Oberseite die Käferform an, während der Griff schwindet und die Durchbohrung längs mitten durch den Siegelkörper geführt wird.

Der geschlossene Formcharakter des Petschafts wurde im Mittleren Reiche, ja bis weit in die Blütezeit des Neuen Reiches hinein, ganz überwiegend auch da beibehalten, wo unverkennbar ein Skarabäuskäfer gemeint ist. Bei verhältnismäßig feiner Kopfgliederung bleiben die Flügeldecken anfangs fast unbezeichnet, die Beine obenhin angedeutet. Manchmal findet sich statt der Käferbeine eine Art umlaufender Schnur ausgearbeitet. Dieser summarische, geschlossene Käfertypus hat dem etwa seit Sesostris I. nebenhergehenden feinrealistischen gegenüber den Vorzug, wirklich zweckgerecht zu sein: der Überschuß des Siegelmaterials kann sich nicht wie dort in die Unterschneidungen setzen und zu steinharter Ablagerung verkrusten.

Aus welchem Grunde man in der ersten Zwischenzeit kurz vor der Reichswiederaufrichtung durch Mentuhotep Nebhepetrê und die starken Pharaonen der 12. Dynastie darauf verfiel, der Oberseite der zuletzt halbierten, langrunden Perlen gleichenden Siegel Käferform zu geben, ist noch nicht befriedigend geklärt. Gewiß spielen religiös-magische Vorstellungen in diesen Vorgang hinein. Andererseits kann man kaum behaupten, daß der käfergestaltige Sonnengott Chepre im Pantheon jener Zeit eine überragende Rolle gespielt hat. Er wird auf Denkmälern verhältnismäßig selten dargestellt und erscheint auf den Siegelflächen fast ausschließlich als Schriftzeichen. Sollte der Gleichklang des Gottesnamens mit dem Worte für „werden“, „entstehen“, „bilden bzw. schaffen“, von dem oben die Rede war, einen Fingerzeig gegeben haben? Steht die Käferform mehr für den Wortsinn als für die religiöse Vorstellung? Nimmt sie Bezug auf den wunderbaren Vorgang, daß ein leichter Druck eine ganze, reiche Darstellung zu bilden vermag?

Oder setzt die Käferform der Siegelsteine in Anlehnung an das Thronnamensbild König Sesostris' I. ein, in dem der Käfer enthalten ist? Vielleicht,

mir sind jedenfalls sicher ältere realistisch käferhafte Königsskarabäen nicht bekannt.

Während die Übergangssiegel der 7. bis 9. Dynastie vorwiegend Mäander- und Labyrinthornamente sowie geometrisierend vereinfachte und recht roh stilisierte Gestalten aufweisen, zeigen die frühesten eigentlichen Skarabäen eine durch eine Längskerbe in zwei Hälften geteilte Unterfläche, die von Schriftzeichen ausgefüllt ist, welche einander wappenartig gegenüberstehen. Oft sind es Zeichen von guter, glückverheißender Bedeutung.

Diesen Darstellungen schließen sich rein ornamentale an, auf denen vielfach verbundene Spiralen, Flechtbänder und konzentrische Ringe — manchmal in Verbindung mit symbolischen pflanzlichen und tierischen Motiven — die Hauptrolle spielen. Die oft zierliche Spiralornamentik trägt einen ägäischen Hauch in die Landschaft der ägyptischen Zierkunst und ist auch an den erlesenen Schmucksachen des Mittleren Reiches allenthalben zu finden. Die „Inseln inmitten des Meeres" und der Formenschatz ihres Kunsthandwerks haben auf die ägyptische Sphäre bis weit in die Thutmosidenzeit einen Einfluß ausgeübt, den selbst der Ägyptologe oft unterschätzt. Ich konnte die Ornamentmotive einer Kykladenpfanne bis ins einzelne getreu wiederholt auf einem Skarabäus nachweisen. Obschon die Einzelspirale als altes Ornamentgut schon Tongefäße der vordynastischen zweiten Negadekultur schmückt, wirken die zu fortlaufenden Bändern zusammengefaßten oder kunstvoll verschlungenen Spiralmotive der Käfersiegel des Mittleren Reiches unägyptisch. Spiralbänder umschließen auf Skarabäen übrigens häufig die Namen von Privatleuten der 12. Dynastie. Sie kommen unter der 25. nubischen Dynastie, die archaisierend manches ältere Formengut aufnahm, vorübergehend noch einmal in Mode.

Der schon welkenden Blüte des Mittleren Reiches wurde bekanntlich von asiatischen Eindringlingen ein Ende bereitet, die unzählige Siegel- und Amulettskarabäen mit eigentümlichen Kennzeichen hinterlassen haben.

Das Hauptcharakteristikum dieser sogenannten „Hyksos-Skarabäen" sind palmzweigartige Ornamentzeichen, die Gegenstücke auf asiatischen Rollsiegeln — vornehmlich aus den älteren Schichten von Sendschirli-Schamaal — haben und in Ägypten nur dieser Zeit angehören. Die Namen einzelner Hyksosfürsten — und wir kennen deren eine ganze Anzahl wie „Chian", „Chendjer", „Jakob-her" oder „Jakob-el", „Anat-her" und drei „Apophis" — sind nur von Käfersiegeln bekannt. Sie sind manchmal von einer eigentümlichen Ornamentverzierung umrahmt, die auf namenlosen Stücken wiederkehrt.

Die mit „Palmzweigen" versehenen Stücke zeigen gewöhnlich auf der Siegelfläche Figurenzusammenstellungen in Verbindung mit einzelnen ägyptischen Schriftzeichen, deren Sinn an dieser Stelle nicht immer klar ist. Besonders beliebt sind schreitende oder sitzende Löwen von unägyptischem Charakter, deren Schwänze nicht selten in Schlangenvorderteile auslaufen, dazu menschliche Gestalten, die ohne einheitliche Bildorientierung beliebig raumfüllend in die Fläche gebracht sind.

Diese Motive haben keine Verbindung zu denen des vorangehenden Mittleren Reiches, zeigen also neue, wohl von Asien her beeinflußte Geschmacksrichtung, während die Käferform teils zwanglos an jene des Mittleren Reiches sich anschließt, teils sonderbar entstellt und vergröbert wirkt.

Wer schnitt nun in Ägypten diese massenhaft vorkommenden Hyksossiegel — und wer gebrauchte sie?

Da die Tradition in ägyptischer Hand lag, werden sie zunächst von Ägyptern für asiatischen Geschmack ausgeführt worden sein, vielleicht lieferte man auch nur die üblichen Käfersteine und überließ die Ausführung der Siegelbilder den Fremden. Ihr Vorkommen scheint auf das Delta bis nach Memphis hinauf beschränkt zu sein, fällt also in das Gebiet der von ihnen hauptsächlich besetzt gehaltenen Landschaft. Da die Hyksos in der großen Plastik ganz von der ägyptischen Werk- und Stiltradition abhängig sind und eine eigene offenbar nicht besessen haben, spiegeln die barbarisierten Siegelbilder als einzige Zeugnisse etwas vom Ausdruckswollen der Fremdlinge und sind dadurch völkerkundlich von einiger Bedeutung. Manche ihrer Eigentümlichkeiten leben unter der 19. Dynastie — vor allem unter Ramses II. — wieder auf, die offenbar in der Gegend der einstmaligen Hyksosresidenz Auaris-Tanis beheimatet war, zu dem von den Eroberern angebeteten Gotte Set-Sutech eigene religiöse Beziehungen unterhielt und asiatische Einflüsse in der ägyptischen Zeitmode ganz offenbar gefördert hat.

Während die Siegelzylinder in der Regel nur die Amtsbezeichnung des Eigners tragen, treten im Verlaufe des Mittleren und vor allem des Neuen Reiches auf den Siegelskarabäen Namen in Menge auf — zum Teil mit dem Zeichen für „Schreiber" verbunden, also wohl in Schreibstuben benutzt. Vor allem treten mit den gewaltigen kriegerischen Erfolgen des Königtums von Theben, die den Grund zur ägyptischen Weltmachtstellung legen, die Namen der Pharaonen in den Vordergrund.

Kein Herrscher ist auf Käfersteinen so oft und in so vielen begrifflichen Wechselbeziehungen genannt wie Thutmosis III., der gewaltige, willensstarke und klarblickende Kämpfer und Organisator.

Diese Königsskarabäen sind weder Herrschersiegel, noch überhaupt königliches Eigentum, sondern ganz einfach Zeugnisse der Volkstümlichkeit bestimmter Pharaonen und Herrscherhäuser, — Beweise der inneren Verbundenheit von Volksgemeinschaft und Gottkönigtum. Die Eigen- und Thronnamen überragender Herrscher gewannen rasch heilbringende und gefahrbannende Bedeutung; durch sie wurde das Gebrauchssiegel recht eigentlich zum Amulett.

Unter der Herrschaft der Thutmosiden wird die Ausführung sorgfältiger, die Wiedergabe des Käferleibes durchweg realistischer. Die Beine werden jetzt gewöhnlich ausgearbeitet und scheinen den Körper zu heben, so daß die Skarabäen verhältnismäßig höher erscheinen. An Kopfteil und After verstärkt man die kleinen Bildwerke, um dem Ausbrechen des Materials an den beanspruchtesten Stellen vorzubeugen. Es kommt der Brauch auf, die Ansätze der nun deutlich umrissenen Flügeldecken durch Einschnitte zu bezeichnen, so daß kleine, mit der Spitze nach

unten gerichtete Dreiecke an den oberen äußeren Flügelrändern auftreten. Diese Typen behaupten sich durch die Spätzeit hin, in Stoff und Stilisierung vom Wechsel des Zeitgeschmacks mehr oder minder abhängig.

Die Stücke der Blütezeit des Neuen Reiches sind oft von feinster Arbeit und zeigen sorgfältig ausgewogene Verteilung der Darstellungen und Inschriften. Die einzelnen Schriftbildchen werden nicht mehr wie ehedem nur eingegraben, sondern ausgehoben. Darstellungen des Königs und seiner Familie treten in den Vordergrund, dazu Bilder von Gottheiten, glücksichernden Dämonen und Kultsymbolen. Wir sehen den gewöhnlich mit der blauen, helmartigen Krone bedeckten Pharao im Streitwagen, in der Sänfte und am Audienzfenster, thronend, die Erzfeinde Ägyptens mit der Keule niederschlagend, kämpfend, jagend und anbetend, wobei er gern einem Obelisken oder einem dem Thot geheiligten Pavian gegenübergestellt wird. Nicht selten wird sein Name von göttlichen Tieren verehrt oder in Verbindung mit heiligen Symbolen gebracht. Manchmal ist er zwischen Sonnengöttern dargestellt, die ihm Palmrippen — das Zeichen für unzählige Regierungsjahre — entgegenhalten.

So illustriert das Material dieser regsamen, auf vielen Feldern neuschöpferischen Epoche sprechend die neue Geisteshaltung. Wir nehmen manchen Reflex der großen Kunst wahr, die nun Palastwände und Tempelmauern mit Reliefdarstellungen von bislang unerhörter Größe und Kühnheit des Vorwurfs füllt.

Am Ausgang der 18. Dynastie drängt sich die Fayence mehr und mehr hervor, oft in jenen leuchtenden Glasurfarben strahlend, die eine besondere Leistung dieser Zeit bilden. Skarabäen Amenophis' IV.-Echnatons und seiner unmittelbaren, noch in die Aton-Ketzerei verwickelten Nachfolger sind selten. Der Reorganisator der alten staatlichen, religiösen und militärischen Ordnung Haremhab ließ sie wohl vernichten oder man beseitigte sie spontan als unheilbringend mit der Rückkehr zum Kultus der alten Götter.

Unter der 19. Dynastie gewinnen die Steinkäfer abermals an Naturwahrheit. Der bis dahin verhältnismäßig flache Leib wölbt sich zu voller Plastik. Die Aufsichtsflächen der einzelnen Beine werden breiter und erhalten häufig eine feine Riefelung; die Gliedmaßen werden manchmal von der Basis durch radikale Unterscheidung soweit gelöst, daß sie allein den Insektenkörper tragen. Absonderliche Spielarten bürgern sich ein, zum Beispiel Siegelsteine, die einen kleinen, griffknopfartigen Käfer auf mächtigen, auswärts gebogenen Beinen zeigen und wie eine Rückentwicklung zum alten Knopfsiegel wirken. Aus der Zeit Ramses' III. ist ein literarischer Hinweis von Interesse erhalten: in seinem großen Rechenschaftsberichte — dem sogenannten Papyrus Harris in London — erzählt der König, er habe Tausende von Siegeln verteilen lassen, womit doch wohl Käfersteine gemeint sein werden.

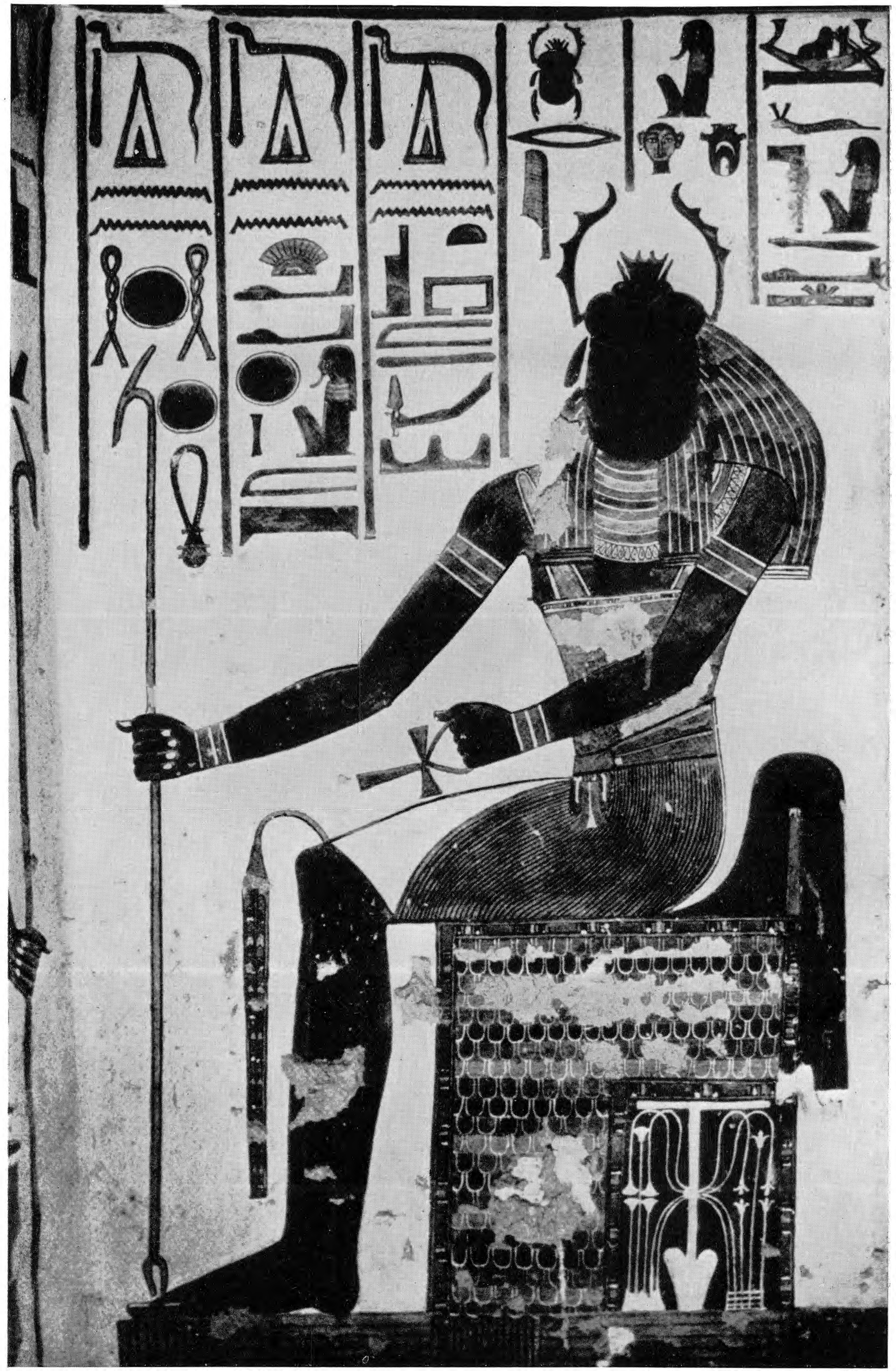
Dann sinken Zahl und Ausführung der kleinen Denkmäler spürbar ab und erst mit den Äthiopenherrschern der 25. Dynastie macht sich etwas wie ein Aufschwung geltend zugleich mit dem historisierenden Bestreben, an Zeiten echter nationaler



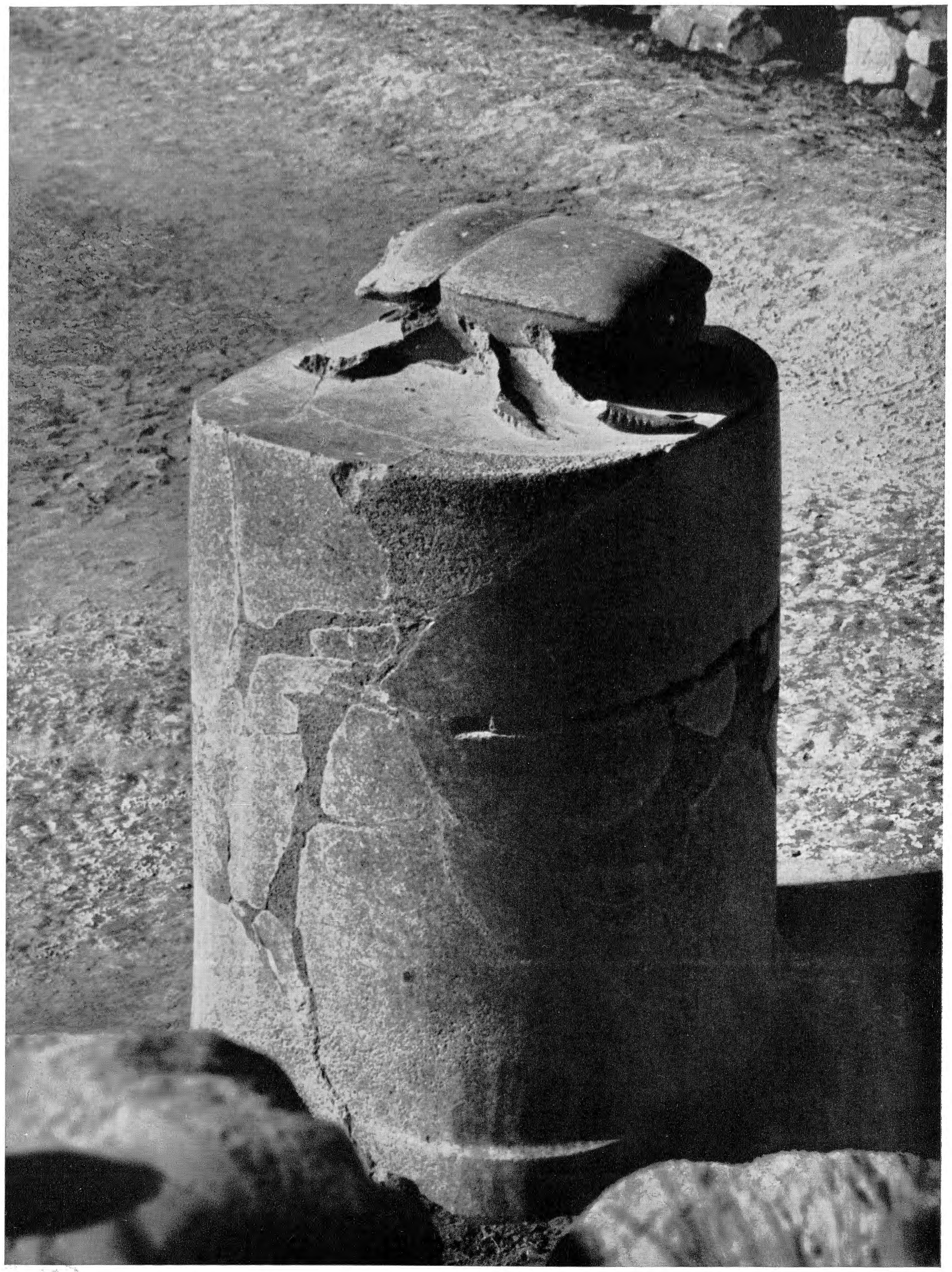
45 Ein Meisterstück altägyptischer Goldschmiedekunst: Goldring mit einem Sonnenkäfer (Skarabäus), dessen Kopf, Brustschild und Flügeldecken aus Lapislazuli bestehen, und weiteren Einlagen. Aus dem Grabschatze König Tutanchamons.



46 Der Sonnengott als Käfer.
Reliefdarstellung an der Eingangswand zum Grabe König Sethos' I. in Theben.



47 Der Sonnengott Chepre, gekennzeichnet durch den an Stelle eines Kopfes angebrachten Pillendreher-Käfer, auf seinem Throne. Wandmalerei auf flachem Stuckrelief im Grabe der Königin Nefertari in Theben.



48 Der käfergestaltige Sonnengott.
Granitdenkmal im Tempelbezirk von Karnak, geweiht von König Amenophis III.

Kraftentfaltung anzuknüpfen. Die nubischen Könige, als rechte Provinzialen beflissen, den Ruhm von Wiederherstellern alter Größe zu erlangen, vereinen auf Widderkopfamuletten und großen, wuchtig geschnittenen Skarabäen von oft leicht barbarischer Formgebung ihre eigenen Namen mit solchen mächtiger Pharaonen klassischer Zeit. Man erfindet besonders urtümlich aussehende Typen, um die Namen der Pyramidenkönige einzugraben, die überhaupt noch keine Käfersiegel kannten.

Die nicht zahlreichen Siegelskarabäen der saïtischen Epoche sind in der Regel klein, von zierlicher Ausführung und peinlich klarer, nüchtern und betont sauber aussehender Beschriftung. Die Beine werden immer häufiger freiplastisch behandelt; der Hinterleib des Käfers erscheint vielfach leicht knollig verdickt.

In der Nachfolge der 26. Dynastie kommen die glasierten Steatitsiegel allmählich außer Gebrauch, sie machen mehr und mehr Bronzesiegeln in Plättchenform und Amulettkäfern aus edlen Hartsteinen Platz. Die Käfersteine der Perser- und Griechenzeit scheinen fast ausschließlich dem Grabgebrauche zu dienen. Die Siegelbasis wird aufgegeben und die Käferunterseite dafür realistisch gebildet. Da zugleich die Längsdurchbohrung wegfällt, wird man in der Annahme nicht fehlgehen, daß diese kleinen Granit-, Basalt- oder auch Karneolkäfer als degenerierte Herzskarabäen die lange Reihe ihrer Geschlechterfolge beschließen.

Die für das alte Ägypten so überaus bezeichnenden kleinen Erzeugnisse sind schon unter der 12. Dynastie in die Mittelmeerwelt gelangt. In spätminoischer Zeit müssen die Steatitkäfer des Neuen Reiches — vornehmlich die Amenophis' III. und der Königin Teje — sich großer Beliebtheit auf Kreta und den ägäischen Inseln erfreut haben. In den Zeiten, in denen ein direkter Handelskontakt nicht bestand, sind gewiß syrisch-phönizische Kaufleute die Vermittler gewesen.

Unter den griechenfreundlichen Pharaonen der 26. Dynastie war es insbesondere die milesische Faktorei Naukratis im Delta unweit der Nilmündung, welche die zierlichen blaßblauen Käfersteinchen nicht allein ausführte, sondern auch in eigenen, gut hellenischen Töpfereien herstellte. Diese Produkte sind oft durch einen eingegrabenen kleinen Kreis gekennzeichnet. Auf den Siegelflächen finden sich griechische Motive wie Flügelpferde und Sphinxe hellenischen Charakters. Während im siebenten und frühen sechsten Jahrhundert der Export sowie vorderasiatische und naukratische Imitationen den Bedarf der Griechen offenbar deckten, ging man in der Folge im eigentlichen Hellas, wie in Großgriechenland zur Herstellung solcher Nachbildungen über, die gewöhnlich aus Karneol geschnitten und mit gut griechischen Darstellungen geschmückt wurden.

Die Etrusker, die in älterer Zeit zu Ägypten enge Beziehungen unterhielten, haben — wie schon oben betont — dessen kleine Käfersteine besonders eifrig imitiert. Mit den reifetrurischen, oft sehr entarteten Nachahmungen klingt auch diese Pseudo-Skarabäenfabrikation allmählich aus, um erst durch neuzeitliche Fälscherkünste eine Wiederbelebung zu erfahren.

Es gibt nicht viele Insekten, denen eine so bedeutende Karriere zuteil wurde wie unserem Pillendreherkäfer Ateuchus sacer.

Noch immer kriecht er über den gelbroten Sand des ägyptischen Wüstengeländes oder landet abends in Liebestrunkenheit mit lautem Aufprall auf dem Promenadendeck der Cookschen Nildampfer — ehrfürchtig und mit leisem Gruseln bestaunt von den Diner-gesättigten Weltbummlern beiderlei Geschlechts . . .

Der Glanz der Pharaonenkultur gehört längst der Geschichte an, und nur die ragenden Ruinen der alten Tempel, die verstümmelten Herrscherstatuen und stummen Riesenpyramiden künden von ihrer einstigen Größe.

Er aber dauert fort wie der Falke im tiefen Blau des ägyptischen Himmels, wie die grüne Frucht der nilbewässerten Felder und der ewige Landmann, der den Acker fortbebaut, während Kulturen kommen und gehen.

Nichts an der Gestalt unseres Gottkäfers hat sich im Verlaufe der Jahrtausende verändert, und so, wie er vor mir liegt mit den scharfen Chitinzähnen seines Kopfes und seiner Vorderbeinglieder, könnte er noch heute jenem Hofbildhauer zum Modell dienen, der ihn um 1300 v. Chr. an der Wand des Zugangs zum Grabe Pharao Sethos' des Ersten verewigt hat.

WUNDERLEISTUNGEN ALTÄGYPTISCHER TECHNIK

Unser Wortbegriff Technik ist für Leistungen der Völker des Altertums nur mit gewissem Vorbehalt anwendbar.

Ihr Fühlen und Denken, ihr Planen und Schaffen ist mit dem unseren nicht ohne weiteres zu identifizieren. Die Gesittungsstufe, auf der sich ihre Selbstverwirklichung im Werke vollzog, ist nicht die unsere, und wenn der Mensch im Kerne sich auch in den wenigen Jahrtausenden, die wir geschichtlich überblicken, nicht sonderlich verändert haben mag, so ist doch die Art seiner Denkerziehung und damit die Struktur seiner Lebensform innerhalb einer sich beständig wandelnden Umwelt selbst steter Wandlung unterworfen.

Das trifft nicht nur auf die Völker des Alten Orients, es trifft auch auf die Griechen zu, denen wir doch die Grundlagen unserer geistigen Existenz verdanken. Man braucht sich nur in die Schriften des Herodot oder des Aristoteles zu vertiefen, um bei allen Wallungen warmen Verwandtschaftsbewußtseins diesen Abstand zu erkennen. Sie schauen, folgern, erkennen und formulieren auf unserer und doch wieder nicht unserer Stufe. Neben brüderlich Vertrautem, das wir ergriffen als zeitlos gültig empfinden, steht Sonderbares, Befremdendes, kaum Begreifliches . . .

Der Mensch des Altertums war natursichtig und verwirklichte sich vor allem im Bildwerk. Seine Sinne waren in vielem wacher und reger, und ebenso sein Trieb, sich im Sinnlich-Faßbaren zu betätigen. Uns sind Bild und Bildwerk etwas Abgezogenes, letztlich bereits Entbehrliches: ihm war das Bild wirklicher als die vergängliche Erscheinung.

Der von beständiger Reflexion überschattete Weg des heutigen Menschen führt ins Ungegenständliche, in die Abstraktion. Das Leben der Alten war — wie Jacob Burckhardt es kurz und treffend ausdrückt — ein Dasein, das unsere ist ein Geschäft. Bestenfalls. Oft scheint es bereits nicht viel mehr als ein aussichtsloses Experiment.

Der antike Mensch war im weitesten und höchsten Sinne des Wortes Handwerker. Darauf beruhte der echte Glücksgehalt seiner Erdentage. Seine sozusagen organische Arbeitsweise ist im Verlaufe der Zeit mehr und mehr von der mechanischen abgelöst worden. Die Maschine hat die Hand verdrängt. Ihre antihumane Funktionsweise ist die Grundursache der neuzeitlichen metaphysischen Existenzkrise, der ungeheuren Neurose, die sich über den Erdball ausbreitet.

Auch das Altertum hatte seine Maschinen, wenngleich es vielleicht richtiger wäre, sie zusammengesetzte Werkzeuge zu nennen. Sie konnten recht kunstvoll und wirksam sein, und schon der Steinzeitler bediente sich höchst zweckmäßiger

Vorrichtungen, um bei der Arbeit Zeit und Mühe zu sparen. Aber sie beruhten doch auf der sinnfälligen und im Grunde simplen Nutzbarmachung sehr offenbarer Naturgesetze. Hilfsmittel wie Hebel, Walze und Flaschenzug boten sich der wachsenden Erfahrung gewissermaßen von selber an. Daß die Einsichten empirisch gewonnen und empirisch ausgewertet wurden, mindert gewiß nicht ihre Bedeutung — und letztlich sind jene ausgereiften Konstruktionen, die der ganze Stolz unseres Zeitalters sind, nichts anderes als die letzten Zuchtprodukte solcher Empirie.

Aber zwischen dem Steinbohrgerät des Pfahlbauern etwa und der industriellen Bohrmaschine unserer Tage klafft doch ein gewaltiger Abstand, und dieser Abstand drückt sich auch im Verhältnis der entsprechenden menschlichen Zustandsformen aus. Sie einfach in Vergleich zu bringen und für die Gegenwart eine unermeßliche Überlegenheit herauszurechnen, ist nicht nur selbstgefällig, es ist ungerecht.

Jede Zustandsform nämlich kann mit ihren eigenen, nur ihr eigentümlichen Höchstleistungen aufwarten, jede hat ihre bis aufs letzte entwickelten und angewandten Erfindungen. Darüber noch hinauszugelangen erlaubten eben die Grenzen der Zustandsform nicht. Es waltet hier ein Plan, den man nicht bemängeln, sondern als eine der augenscheinlichsten Offenbarungen des höchsten Prinzips mit Goethe ruhig verehren sollte.

Die Steingefäße der Vorpyramidenzeit Ägyptens sind schlechthin vollkommen. Ebenso die zusammengesetzten Bogen altasiatischer Streitvölker, die Irdenware und Lackarbeit Altostasiens, die Gemmen und Münzgepräge Griechenlands, die Wasserleitungen und Straßen Roms. Daß wir an derlei Dinge heute andere Anforderungen stellen, spielt dabei keine Rolle.

Zu wenig sind wir uns dessen bewußt, daß die Gewinnung des metallischen Kupfers aus seinen durchaus nicht metallisch aussehenden Erzen — vor allem dem Malachit — eine der bahnbrechenden Großtaten frühmenschlichen Geistes gewesen ist. Mit dieser technischen Errungenschaft entwuchs die Menschheit der Steinzeit. Hauptquelle für Kupfererz war für die Ägypter durch die Jahrtausende hin das Sinaigebirge. Das älteste der Felsreliefs, die von ägyptischen Expeditionen zur Gewinnung des wichtigen Rohstoffes im Sinaigebiete künden, ist zum Gedächtnis für König Semempsês-Semerchêt geschaffen worden, den vorletzten König der ersten Dynastie. Die vorgeschichtlichen Gräberfelder Oberägyptens lassen aber keinen Zweifel darüber, daß der Niltalbewohner schon im Besitze der „Ersten Negade-Kultur“ sich kupferner Geräte bedient hat, also bereits im fünften vorchristlichen Jahrtausend die bedeutsame Eroberung vollzogen hatte. Kupfererze schmelzen erst bei 1083 Grad; wer den Versuch nicht scheut, diese Hitze lediglich mittels Blasebalg zu erzeugen, wird den gehörigen Respekt vor jener Leistung empfinden, welche einen neuen Gesittungstag des Menschengeschlechtes — das Chalkolithikum — einleitete.

Kein moderner Bildhauer vermag einen Hartstein so zur vollendeten Entfaltung aller latent ihm innewohnenden Eigenschaften zu bringen, wie ein einfacher Steinmetz dies im Nildelta Hunderte von Jahren vor Christi Geburt konnte. Es ist

gewiß, daß die jahrhunderttausendlange intensive Auseinandersetzung mit dem Stein als Werkstoff dem Frühmenschen eine Erfahrungssumme eingebracht hat, die sich unserer Vorstellung entzieht. Er kannte schließlich Beschaffenheit und Bedingungen des Gesteins besser, als ein Anatom den Menschenkörper in seinen Funktionen kennen mag. Welcher moderne Plastiker wählt sein Material wirklich sachkundig im Steinbruch und geht selber Basalt, Diorit, Obsidian oder eisenhartem metamorphischen Schiefer mit dem Schlägel und Meißel zuleibe, ihm nach vollendeter Gestaltung letzte Glättung, letzten Glanz verleihend? Wer vermag heutzutage keramischer Kleinskulptur eine unzerstörbar leuchtende Glasur wie die altägyptische zu geben, deren Vollkommenheit dem Fachmann der Gegenwart immer neue Rätsel aufgibt? Selbst über die Zusammensetzung des Steingutkerns der ägyptischen Kleinfayencen herrscht unter den modernen Sachverständigen noch keine Übereinstimmung. Und wohl kein heutiger Feinschmied vermöchte an Kunstfertigkeit mit denen zu konkurrieren, die so viele Jahre vor der Zeitwende, wie wir nach der Zeitwende schreiben, den unvergleichlich zarten Goldschmuck für die Prinzessinnen der 12. Dynastie Ägyptens geschaffen haben.

Der Bau der aus Millionen brusthoher Quadern zusammengefügten und spiegelglatt übermantelten, bei Gise aufragenden Riesenpyramiden des Cheops und des Chephren ist uns längst nicht mehr der Wunder größtes. Das Aussparen der schrägen Gänge und Hallen und die Bewältigung der Aufgabe, schmale Schächte durch den gesamten Baukörper zu führen, welche dem Aus- und Eingang der zu den Circumpolarsternen schweifenden Seele des Gottkönigs dienen sollten, würde freilich auch dem modernen Architekten Kopfzerbrechen bereiten. Aber mit Hilfe der Schilderungen antiker Betrachter und an Hand neuzeitlicher Forschungsergebnisse können wir uns den Arbeitsgang doch einigermaßen rekonstruieren. Nicht auf der immensen Arbeitsleistung, der sie ihre Gestaltwerdung verdankt, beruht das Rätsel der großen Sphinx. Ihre Herausmeißelung aus dem stehengelassenen Felskern eines Kalksteinbruches ist eine imponierende Gemeinschaftsunternehmung, nicht mehr. In allen Fällen stand Menschenkraft und gewiß auch Menscheneifer in beliebigem Ausmaße zu Gebote. Ohne Frage ist das ägyptische Klima der Aufstellung besonderer körperlicher Kraftleistungen nicht besonders günstig, und dieser Umstand erhöht unseren Respekt vor der Tüchtigkeit der antiken Schwerarbeiter auch dann, wenn wir für das Altertum etwas bessere klimatische Bedingungen annehmen. Wir sind allzugewohnt, uns den Orientalen bei Wasserpfeife und Zuckerrohr in träger Beschaulichkeit den Tag vergeudend vorzustellen — ein behäbig-phlegmatischer Genießer. Vergessen wir nicht, welche beispiellose physische Leistung in den Kanalbauten Mohammed Alis und im Suezkanal steckt. Vergegenwärtigen wir uns einmal recht, welche Unsumme von Fleiß der abhängige, nicht einmal den vollen Ertrag seiner Mühen genießende ägyptische Bauer tagaus, tagein bei der künstlichen Bewässerung seiner Feldstücke aufwenden muß.

Die Probleme, die uns angesichts gewisser Sonderleistungen der alten Ägypter zu schaffen machen, sind ganz andere.

Um das Ende der jüngeren Steinzeit — im Niltal eigentlich Stein-Kupferzeit — muß man einen Vorrat an technischen Kenntnissen und Fertigkeiten besessen haben, der selbst den des an bewunderungswürdigen Leistungen reichen germanischen Nordens um ein Beträchtliches übertraf. Feuerstein-Flachmesser wie die aus dem mittelägyptischen Gräberfelde von Abusir el-Melêk gibt es nur einmal auf der Welt.

Gewiß bediente man sich durchdachter Vorrichtungen, welche eine geradezu fabrikmäßige Herstellung ermöglichten. Waren sie auch nur aus Holz, Stein, Kupfer, Bein und Sehnen zusammengesetzt, so entfalteten sie — richtig angewandt — doch eine überraschende Wirksamkeit. Da wir heutzutage im praktischen Leben mit dem Stein sehr wenig zu tun haben, überschätzen wir leicht die Schwierigkeit seiner Bearbeitung. Eine uns recht respektabel erscheinende Leistung, wie die Durchbohrung eines Urgesteinbrockens, war damals gewiß kein Problem. Die Methoden des Behauens, Feinretuschierens und Schleifens waren aufs höchste entwickelt. Ich habe schon die Tatsache erwähnt, daß der Vorzeitjäger im ägyptischen Steppengebiet anschaulich charakterisierte Tierfiguren aus Feuerstein herzustellen verstand. Er konnte noch Erstaunlicheres: wie ein paar verblüffende, in die ägyptische Sammlung der Berliner Museen gelangte Fundstücke beweisen, bekam er es fertig, schmale, metallisch glatte Armreifen aus Feuerstein anzufertigen.

Man kann nicht anders als sprachlos staunend vor diese Rätselrelikte treten ...

Daß auch Bohrer aus organischem Material wertvollste Hilfsmittel bei der Steinbearbeitung sein können, haben moderne Versuche bewiesen. Die Praxis primitiver Völkerschaften — vornehmlich Australiens und der Südseeinseln — erweist es ohnehin. In der Berliner Vorgeschichtlichen Sammlung befand sich das Modell einer prähistorischen Bohrmaschine, deren Angriffsteil in einer Holzröhre bestand, die sich mit einer Bogensehne in Drehung setzen ließ. Im Verein mit dem sich bildenden Schmirgel hatte sie auf einer darunterliegenden Hartsteinplatte Bohrspuren hinterlassen, welche denen auf unfertigen originalen Werkstücken täuschend ähnlich sahen.

Ein solcher Röhrenbohrer hinterließ beim Abschluß der Angriffsarbeit einen Kernzapfen, der sich durch Wegbrechen unschwer beseitigen ließ. Das übliche altägyptische Bohrwerkzeug zeigt uns neben mancher Reliefdarstellung die Hieroglyphe hm — eine Stange mit Kurbelgriff, die mit gewichtigen Steinen beschwert war und unten in zwei Zinken auslief, welche gewiß in einen konischen oder halbkugeligen steinernen Bohrerkopf griffen. An den gefundenen Bohrerköpfen sind zu ihrer Aufnahme am Rande gewöhnlich zwei Ausbrüche vorhanden. Als zusätzliches Angriffsmittel wurde wohl angefeuchteter Quarzsand oder anderes Schmirgelmaterial gebraucht. Zeitgenössische Darstellungen zeigen, daß man durch Herumtreiben der Steingewichte den Apparat in beständiger Drehung hielt und damit schließlich einen senkrechten Bohrkanal erzielte, dessen Wölbung am Ende als Vertiefung der Vorwölbung des Bohrerkopfes entsprechen mußte. Einfach behandelte Gefäße zeigen dies Verfahren klar. Schwerer fällt es, sich die Methode der bauchigen Aushöhlung von Töpfen aus Hartstein zu vergegenwärtigen. Der Befund schon der

ältesten Basalttöpfe läßt ungleichmäßige Bohrringe im Inneren erkennen. Die bauchig ausladende Innenwand ist charakteristisch geriffelt. Anfangs roh und von unregelmäßigen Abständen, wird diese Riffelung schon bei den Tonnengefäßchen der zweiten Negadekultur recht fein und gleichmäßig. Wie verbreiterte man die Bohrfläche entsprechend der Außenwölbung des Gefäßkörpers im Topfinneren? Führte man den Bohrteil senkrecht ein und stellte ihn im Inneren nach Belieben quer? Führte man die Angriffskante unter Ausnützung des Widerstandes der Halsöffnungswand rotierend an der Innenwandung entlang? Ein großes unfertiges, vielleicht schon frühgeschichtliches Granitgefäß in Berlin und das Bruchstück eines anderen in Kairener Privatbesitz zeigt in seinem Inneren stollenartige Einbohrungen schräg zur Wand hin. Die stehengebliebenen Zwischenteile sollten wohl durch Abbrechen entfernt und die Bruchflächen dann geglättet werden. Bei kleinen Bohrlöchern, wie man sie zum Einsetzen von Knochenaugen und zum Aufhängen an tiergestaltigen Schminktafeln aus Schiefer anbrachte, vor allem bei den Durchzügen der Schnurösen, welche die vorgeschichtlichen Kulturen Ägyptens an ihren Steintöpfen mit Vorliebe aussparten, erkennt man schon an der Trichterform der Aushöhlung, daß die Verfertiger sich ausgiebig des Drillbohrers bedient haben.

All diese Manipulationen kosteten Mühe und gewiß auch viel Zeit.

Aber man kann sie sich vorstellen.

Ich muß gestehen, daß meine Vorstellungskraft bei Betrachtung der großen, offenen Dioritschalen des frühen Alten Reiches versagt.

Wie soll man sich ihre Herstellung erklären?

Es gibt in verschiedenen Museen Europas und Amerikas komplette Stücke dieser wunderbaren Klasse. Ich selber habe aus dem Sand und Schutt des großen, durchwühlten Frühzeitfriedhofes nahe des Djosergrabmals bei Sakkara eine Reihe erlesener Scherben solcher Gefäße ans Licht ziehen können. Je häufiger ich sie untersuchte, um so staunenswürdiger erschien mir ihre Herstellungsweise.

Der edle, mildtransparente Werkstoff ist von außerordentlicher Härte. Er erfreute sich besonderer Beliebtheit gerade in jener denkwürdig schöpferischen Zeit, welche die kühnsten Gestaltungsvorhaben eben angemessen fand, und jenen Bestand an Architekturformen, Schmuckgliedern und Emblemen schuf, von dem hernach drei Jahrtausende ägyptischer Kunstfertigkeit gezehrt haben. Von Farbe ist er blaßgrünlich — bisweilen fast weißlich, bisweilen düster und nahezu schwärzlich wirkend, dazu mehr oder minder dicht tiefschwarz gesprenkelt. Er wirkt in der Struktur höchst homogen, dicht, glatt und glasig.

Aus diesem erlauchten Stoffe besteht das Bild des thronenden, vom Horosfalken beschirmten Königs Chephren, des Erbauers der zweiten Pyramide von Gise, aus dem Brunnenschacht seines Taltempels. Jetzt im Altertümermuseum von Kairo aufbewahrt, ist es von allen Bildwerken, die jemals die Majestät des Herrscheramtes verherrlicht haben, das königlichste.

Man holte dieses eisenharte, köstliche Gestein von weither.

Wie formte man aus ihm jene Teller, Schalen und Schüsseln, die unter den vielen herrlichen Steingefäßen die herrlichsten sind? Durchleuchtend, zart zugleich und kraftvoll, ehern bestimmt im Umriß, zweckmäßig aufs äußerste und vollendet schön?

Ich weiß es nicht zu sagen.

Zahllose winzige konzentrische Schliffmarken laufen mit der Präzision einer modernen Abdreh-Feinstarbeit um die Innenwandung. Sie sind so zart gegeneinander abgesetzt, daß man sie nur unter der Lupe bei wechselndem Lichteinfall erkennt. Die Abstände sind ganz minimal, die Führung vollkommen gleichmäßig. Nur dadurch, daß die Politur im Schaleninneren nicht ganz so weit getrieben ist wie außen, wo überhaupt keine Spur von Handwerk sichtbar ist, kann man sie erkennen.

Das sieht nach Dreharbeit aus, gewiß . . .

Aber womit geht man eisenharten Diorit so an, daß er sich wie Seife fügt? Stein, Kupfer, Schmirgelsand — mehr hatte der Ägypter jener Tage nicht zur Verfügung. Bronze kam erst sehr viel später auf, Eisen galt 1500 Jahre später noch als fremdländische Rarität.

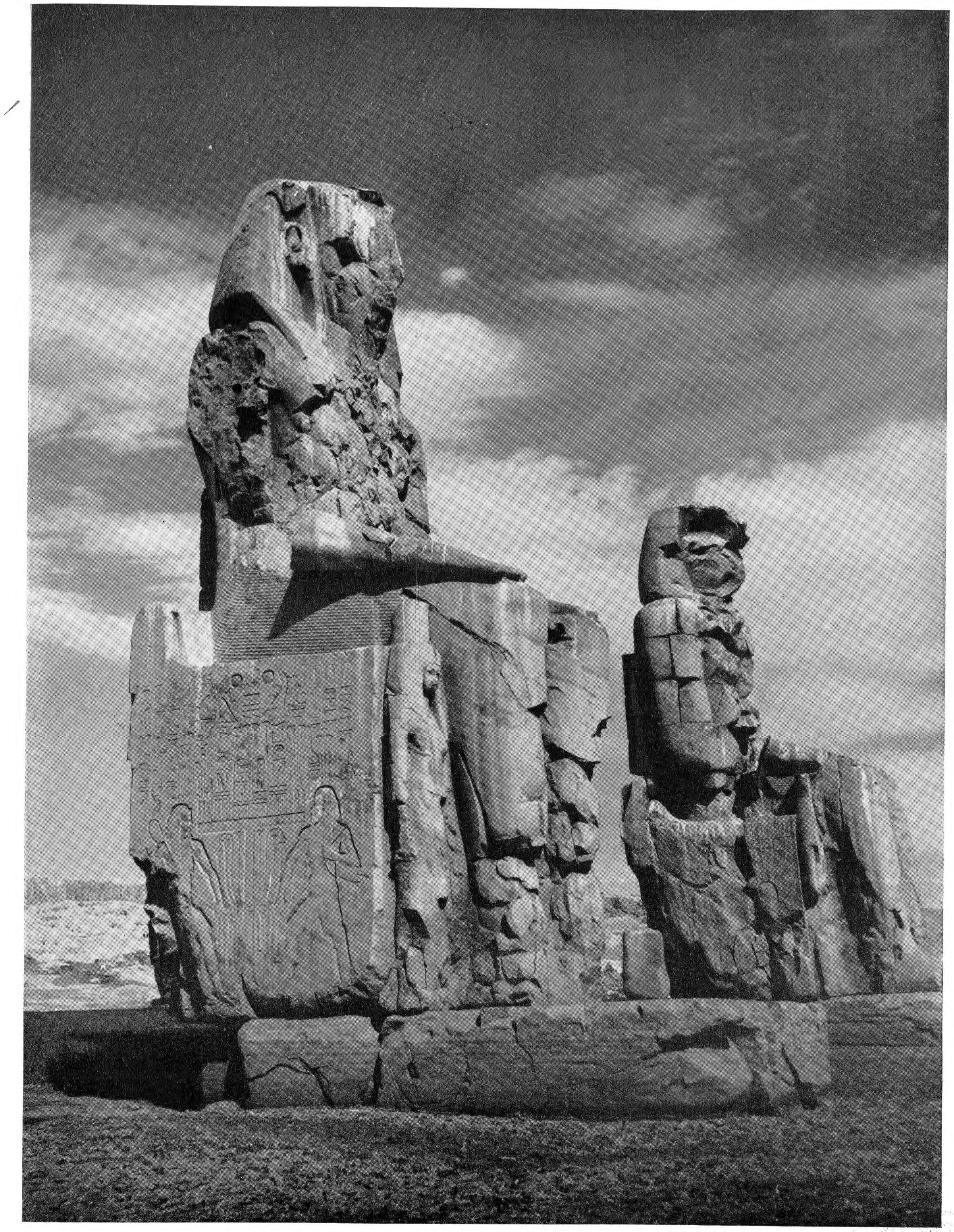
Und die Drehscheibe, auf der man gleichmäßig gerundete Tontöpfe machen konnte — sie war damals noch kaum oder eben erst erfunden. Ließ sich das kaum entwickelte Verfahren sogleich zur Herstellung der kunstvollsten, härtesten, sprödesten Steinschalen anwenden, welche die Welt kennt?

Nicht einmal die Steinmetzen der saïtischen Spätzeit, deren Geschick nichts unmöglich schien, haben sich wieder an dies Material gewagt.

Zur Ausstattung altägyptischer Großstadttempel gehörten zwei Sorten von Denkmälern, deren jedes aus einem einzigen gewaltigen Gesteinsstück bestand: Obelisken und Königsstatuen.

Die Obelisken galten für Throne des den Himmel alltäglich überquerenden Sonnengottes. Sie sind riesige vierkantige, nach oben sich leicht verjüngende Pfeiler mit abgesetzter pyramidenförmiger Spitze. Der Oberteil der Spitze war im Altertum in der Regel mit einer Haube aus gleißend poliertem Metall — Silbergold oder Kupfer bzw. Kupferlegierung — bekleidet. Bei 3 bis 4 Meter Basisbreite sind sie im Durchschnitt 30 bis 40 Meter hoch; ihre Höhe beträgt also rund das Zehnfache der unteren Kantenbreite. Man pflegte ihr Flächen vollkommen zu glätten und mit eingemeißelten Inschriften zu versehen, die den Stadtgott und den königlichen Stifter feiern.

Der uns geläufige Name für diese Sonnenthrone ist eine griechische Bezeichnung und eigentlich ein griechischer Volkswitz. „Obeliskos" bedeutet nämlich „Bratspießchen". Das frühhellenische Geld hatte, bevor die eigentliche Münze sich durchsetzte, vielfach die Form von Barren, Beilen, Sicheln oder Spießen, davon hieß noch sehr viel später eine kleine runde Münze von bestimmter Wertstufe „obolos" — anknüpfend an „obelos" = Bratspieß. Um 360 n. Chr. behauptete der Grammatiker Orion, der im siebenten vorchristlichen Jahrhundert als Tyrann über Argos ge-



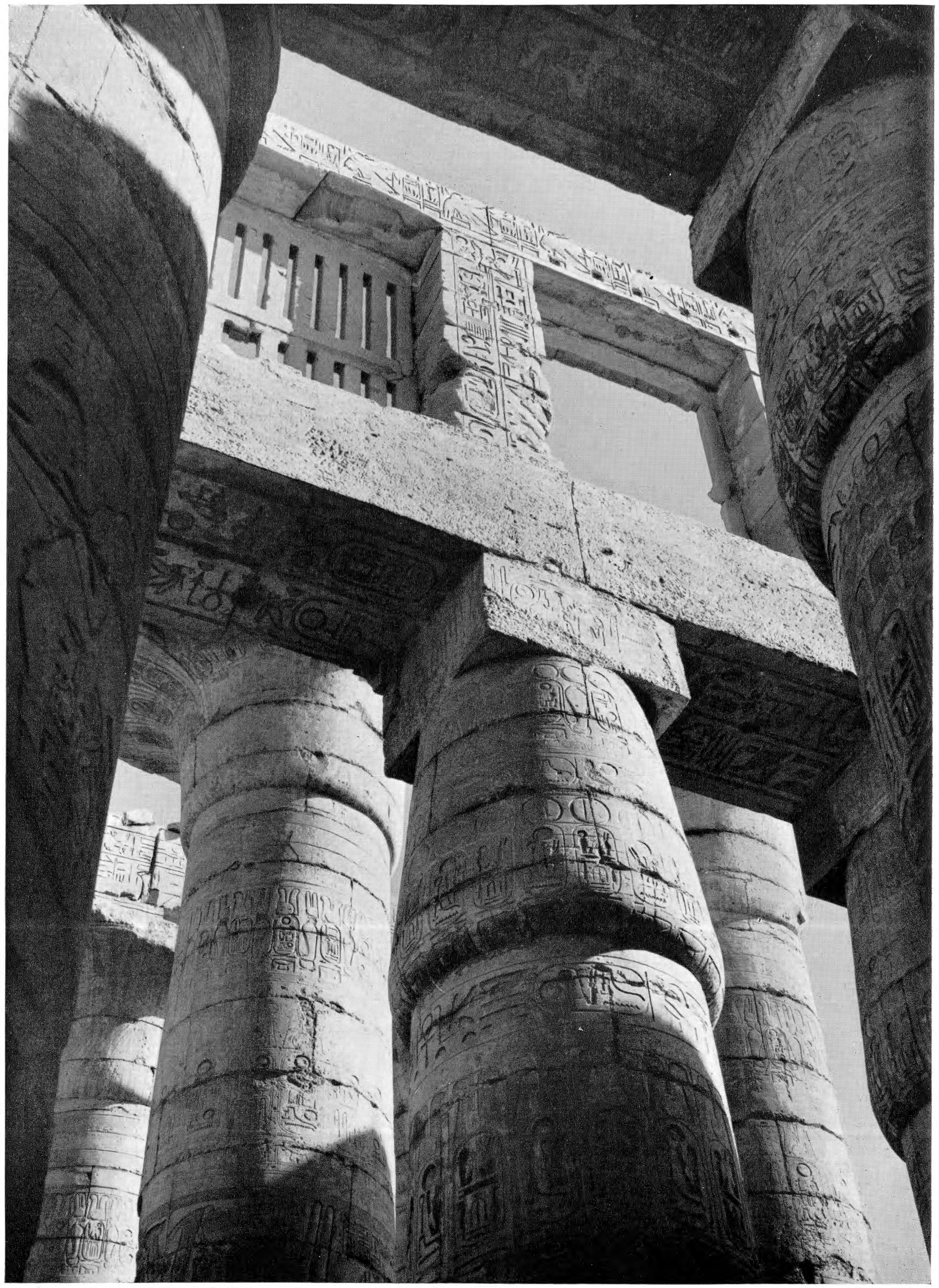
49 Die „Memnons-Kolosse",
Riesenbilder König Amenophis' III. vor seinem längst abgetragenen Totentempel in Theben.



50 Obelisk König Ramses' II. vor dem Torbau des Tempels von Luksor.



51 Bündelsäulen der Kolonnade des großen Tempels König Amenophis' III. zu Luksor.



52 Blick auf ein Steinfenster des Mittelschiffes im basilikalen großen Säulensaal des Amon-Tempels von Karnak, einem der Bauwunder der Welt.

bietende Herrscher Phaidon habe nach Einführung des runden Geldes altes, nun überlebtes Spießgeld zum Andenken im Tempel der Hera in der Argolis aufgestellt — und wirklich hat sich eine Anzahl 1,20 Meter langer Spieße bei Ausgrabung des Heiligtums gefunden. Sechs von ihnen kann man mit einer Hand umfassen, was sich mit einer weiteren Überlieferung klassischer Zeit deckt, wonach die hellenische Münze „Drachme" — deren Name bedeutet: „das, was die Hand füllt" — so heiße, weil man sechs Obolen mit einer Hand habe fassen können. Die Ägypter selber bezeichneten den Obelisken mit „mnw" oder „tchn" und seine Spitze mit „benbenet" — ein Wortbegriff, der auf den uralten Kultstein Benben des Sonnentempels von Heliopolis-Jun zurückführt, auf dem sich die Sonne erstmals gezeigt haben soll.

Diese Riesenmonolithe wurden in der Hauptsache in den Rosengranitbrüchen bei Aswân gewonnen, die auch das Material zum Bau des gewaltigen modernen Staudammes hergegeben haben. Dort liegt ein unfertig aufgegebener noch mit dem Mutterfels verbunden vor aller Augen an der Stätte seiner Entstehung. Er ist zu einem beliebten Touristenziel geworden und fordert immer neu zum Nachdenken heraus. Bereits weitgehend vorgearbeitet, mißt er in der Länge volle 42 Meter. Ein umlaufender Graben von 0,75 Meter Breite trennt ihn beiderseits von dem ihn umgebenden Gestein.

Wir wissen, wie man derlei Giganten vollends löste.

In kurzen Abständen eingetriebene, durch Befeuchten zum Quellen gebrachte Holzpflöcke sprengten sie los. An vielen großen Steindenkmälern der Pharaonenzeit sieht man solche reihenweise angebrachten Sprenglöcher, tief eingemeißelte Gruben, von Feindeshand oder dem barbarischen Eifer kunstfremder Geschlechter angebracht, die handliches Baumaterial zu gewinnen gedachten. Tempelmauern und Riesenbildwerke sind in dieser Weise zertrümmert oder doch verschandelt worden, und das Zerstörungswerk mag ungeübte Arme hier und da mehr angestrengt haben, als die Erstellung einstmals die erfahrenen Meister.

Aber wie hob man die ungeheure, unteilbare Last, die in diesem Falle auf 1200 Tonnen veranschlagt wird, aus ihrem tiefen Bette?

Unzählige Male muß es geschehen sein.

Allein Ramses II. hat ganze Wälder von Riesenobelisken im Verlaufe seiner langen Regierungszeit in die Tempel gestiftet.

Wie beförderte man die enormen Granitbalken über das zerklüftete, unwegsame Felsterrain abwärts an den Nil?

Spitze und Kanten mußten ja unter allen Umständen unbeschädigt bleiben.

Aus guten Gründen ließ man schon im Steinbruch an den abzutransportierenden Werkstücken nicht einen unnützen Zentner.

Wie hob und senkte man sie auf die bereitgestellten Spezialbarken. Ohne daß diese kippten, schwankten, versackten?

Das Nilbett war immer äußerst flach und wandelbar, voller Untiefen und Sandbänke, die selbst die aufs zweckmäßigste konstruierten modernen Nildampfer oft

genug auflaufen lassen. Hunderte von Kilometern weit mußten die gigantischen Steinnadeln durch das unsichere Fahrwasser nach Norden befördert werden, ein Fahrwasser, das keinerlei Tiefgang gestattete.

Auf dem Reliefbilde einer Tempelwand der Königin Hatschepsut, das solchen Transport verewigt, sehen wir gar zwei Obelisken nebeneinander auf dem Deck des großen Frachtbootes liegen. Man machte die Sache mit einem Male ab.

Und dann kam das Ausladen, die Beförderung zum Standorte.

Wie stellte man die Sonnenpfeiler genau an dem Platze im Tempel auf, für den sie bestimmt waren, ohne die in der Regel unmittelbar dahinter emporragende Torturmwand zu beschädigen?

Sie standen bekanntlich paarweise, mit den Sockeln genau ausgerichtet, in strengstem Achsengleichmaß. Das ägyptische Auge stellte hohe Anforderungen.

Selbst wenn man — wie angenommen werden muß — große Schlammziegelrampen errichtete, die Pfeiler mit dem Unterteile voran emporzog und schließlich mit der Standfläche überkippen ließ: wie brachte man sie präzis auf die vorgesehene Stelle?

Man sollte meinen, es müsse jedesmal ein großes Ereignis gewesen sein, und für den oder die Verantwortlichen eine erhebliche Nervenprobe. Wie um die Nachwelt zu narren, stellt ein Relief in Karnak den Vorgang als eine Art Kinderspiel dar: Pharao Ramses II. weiht dem Sonnengotte Amon-Rê ein Obeliskenpaar, das er höchstselber mit Hilfe einer um deren Mitte geschlungenen Schnur aufrichtet...

Die meisten Weltstädte haben sich aus dem ägyptischen Vorrat mit Obelisken versorgt, solange dies noch möglich war. Allein Berlin verpaßte die Gelegenheit, sich mit einer solchen entführten Riesennadel zu schmücken. Das alte Rom besaß deren dreizehn, einer gelangte nach Konstantinopel. In der Neuzeit befriedigten Paris, London und New York den Ehrgeiz, wirkliche Obelisken ihr eigen zu nennen; auf der Place de la Concorde und dem Victoria Embankment blicken sie fröstelnd und von Industriedünsten allmählich zermürbt auf ein fremdes Zeitalter herab. Ihr Transport und ihre Aufrichtung haben im klassischen Altertum wie in den Augen unseres technischen Zeitalters stets als eine besondere, des Aufzeichnens werte Leistung gegolten. Die Kosten der Obeliskenüberführung nach London haben sich beiläufig auf 200000 Mark gestellt.

Die Riesenstatuen der Könige erhoben sich gleichfalls paar- oder sogar reihenweise vor den Tortürmen der Haupttempel beiderseits des hohen Zugangsportales. Andere fanden Aufstellung vor den Mauerflächen und zwischen den Säulen der Tempelinnenhöfe.

Wir kennen zahlreiche von 10 bis 20 Meter Höhe und können aus Bruchstücken wahrhaft ungeheurer Pharaonenbilder noch größere Abmessungen errechnen. Im Hofe des Ramesseums — des gewaltigen Toten- und Göttertempels des großen Ramses auf dem Westufer von Theben — liegen Oberkörper und Kopfrest einer Kolossalstatue dieses Herrschers wie ein wahrer Felssturz. Sie muß aus einem wundervoll gleichmäßig gesprenkelten Granitblock von fast 18 Meter Höhe und entsprechender Breite bestanden haben und hat einst gewiß vor dem zweiten Pylon des Heiligtums gethront. Die erhaltenen Teile — Brust, Oberarme, ein Fuß und andere Bruchstücke — zeugen, wie gewöhnlich, von der Sorgfalt, mit der das Riesendenkmal hergestellt und poliert worden ist. Die Länge des Ohres beträgt 1,05 Meter, die Breite der Gesichtsoberfläche von Ohr zu Ohr 2,08 Meter. Die Oberfläche der Brust mißt von Schulter zu Schulter 7,11 Meter, der Armumfang am Ellenbogen 5,33 Meter, der Durchmesser des Armes zwischen Ellenbogen und Schulter 1,46 Meter. Der Zeigefinger ist 1 Meter, der Nagel am Mittelfinger 19 Zentimeter lang; die Breite des Fußes von der kleinen zur großen Zehe beläuft sich auf 1,40 Meter. Das Gewicht des Monolithen dürfte mehr als 20000 Zentner betragen haben.

Dieser Koloß steht an Ausmaß keineswegs vereinzelt da. Allein in Tanis, der alten Deltastadt, die als Hyksosresidenz Auaris hieß und später zur „Ramsesstadt" wurde, befand sich eine ganze Anzahl solcher Riesenbilder, von denen eines sogar die Rekordhöhe von 27 Meter erreicht haben muß. In Memphis wie vor allem in Karnak und Theben hat es deren viele gegeben, jedes einzelne aus erlesenem Stein auf das bedachteste gefertigt, bis ins einzelne präzis durchgebildet und in der Glättung auf Hochglanz gebracht. Die Vollendung ist so weit getrieben, daß keine Spur der schaffenden Hand mehr ins Auge fällt. Als seien sie vollkommene Naturgebilde, verleugnen sie den menschlichen Ursprung. Man muß diese Endgültigkeit der Arbeit mit eigenen Augen wahrgenommen haben. Nichts erinnert an die Mühen des Ablösens vom Muttergestein, die Anstrengungen des Transportes, das Seufzen und Stöhnen, das Knirschen der Zähne, das Hervortreten bis zum letzten angespannter Muskeln. Nichts gemahnt an die lange Arbeit des Meißels und des Poliersteins. Alles ist wie unmittelbar aus der Hand der Schöpfung hervorgegangen. Der Ägypter schätzte das unbedingt Fertige.

Im Palmenhaine von Mit-Rahîna nahe Sakkara erwarten den Besucher der Stätte und des Gräberfeldes von Memphis zwei gestürzte Standbilder des großen Ramses, die beim Betrachter tiefen Eindruck zu hinterlassen pflegen. Das eine, granitene, liegt im Freien und blickt durch das Fiedergegitter der schwanken Palmwedel zum tiefblauen Himmel auf. Es ist 1888 gefunden, seine Länge beträgt 8 Meter ohne die 2 Meter hohe Krone, die abgefallen am Kopfende aufgerichtet ist. Auf Schultern, Brust, Gürtel und Armband sind wie gewöhnlich die Namen des Königs angebracht; links an der Statue ist in vertieftem Relief sehr nobel und hoheitsvoll die Prinzessin Bint-Anat dargestellt. Der andere Koloß — 1820 von Caviglia und Sloane aufgefunden — ist ummauert und überdacht worden; man steigt über eine Holztreppe auf eine umlaufende Galerie, um ihn zu besehen. Er besteht aus prächtig feinkörnigem Kalkstein von großer Härte. Vor dem Verlust seiner Beine mag er etwas über 13 Meter hoch gewesen sein. Das lächelnde, weich modellierte Antlitz mit der charakteristischen langen, feingekrümmten Nase hat schon auf Herodot herniedergeblickt, wie wir auf Grund seiner Beschreibung annehmen möchten. Im breiten Gürtel, der den nackten Leib umschließt, steckt ein

mit zwei Falkenköpfen verzierter Dolch. Ein uns erhaltener zeitgenössischer Bericht schildert sehr wahrscheinlich die Auffindung des schönen Gesteins und die Herstellung der Statue.

Alle diese eindrucksmächtigen Denkmäler verkörpern die im Herrscher personifizierte göttliche Staatsgewalt. Unvergeßlich sind dem Oberägytenreisenden die weltberühmten Memnonskolosse, die auf der thebanischen Westseite inmitten des Fruchtlandes vor der Kulisse des Totengebirges einsam und ruinenhaft aufragen.

Es sind Riesenbilder König Amenophis' III., des prachtliebendsten Herrschers der eigentlichen Weltmachtzeit und Vaters des Glaubenseiferers Echnaton.

Einst thronten sie zu Seiten des Eingangs seines ganz abgetragenen Totentempels, der wohl eines der größten und schönsten Bauwunder des Neuen Reiches gewesen ist.

Das nördliche der beiden Sitzbilder stand bekanntlich in griechischer und römischer Zeit in dem Rufe, bei Sonnenaufgang zu klingen. Der Mythos sah in ihm Memnon, den Sohn der Eos und des Tithonos, der im trojanischen Kriege von Achilleus getötet wurde, und malte sich aus, er begrüße mit lautem, wehem Rufe allmorgendlich die erstrahlende Mutter. Viele Inschriften klassischer Zeit bezeugen die sonderbare Tatsache, die erst entfiel, als nach einem Zusammensturz des Denkmals Kaiser Septimius Severus den Oberkörper durch fünf Lagen von Sandsteinblöcken recht roh und unvollkommen hatte wiederherstellen lassen. Der romantisch historisierende Kaiser Hadrian hat die Kolosse gelegentlich seiner Ägyptenreise mit großem Gefolge aufgesucht, und wirklich hat — wie ein langer Bericht meldet — das tönende Riesenbild ihn mit wiederholtem scharfen Anrufe begrüßt, den der Cäsar ehrfürchtig erwiderte. Man erblickte damals in diesem Sachverhalt ein Zeichen von höchst günstiger Bedeutung.

Mit den heute fehlenden Kronen werden diese imposanten monolithen Bildwerke eine Höhe von 21 Meter erreicht haben — jede ein gestalteter Felsklotz härtesten Sandsteins.

Dieser Sandstein steht, wie wir wissen, rund 100 km weiter südlich in der Gegend von Edfu an.

Beide Giganten — jeder ihrer Füße ist 3,20 Meter lang und die Mittelfinger messen 1,40 Meter — müssen gleich den Obelisken aus dem Steinbruch an den Nilstrand befördert und auf Kähnen flußabwärts nach Theben geschafft, hier auf dem Westufer ausgeladen und auf vorbereiteter Straße an ihren Standplatz bewegt worden sein.

Leistungsfähige Spezialstraßendecken wie in unserer Zeit gab es dazumal nicht.

Selbst moderne Stahlwalzen wären nach fachkundiger Ansicht nicht imstande, einer so ungeheuren, unteilbaren Last zu widerstehen.

Und doch sind diese Felsplastiken an den Ort ihrer Bestimmung gebracht und daselbst — in genauer Ausrichtung nebeneinander nach Osten blickend — aufgerichtet worden.

Und ein weiteres Problem erster Ordnung:

Selbst wenn man die angewandte Menschenkraft beliebig hoch ansetzt — wie gelang es, die Hunderte und Tausende zu gemeinsamer und gleichzeitiger, zu gesammelt wirksamer, auf den Augenblick einsetzender Zugleistung zu bringen?

Mit welchen Methoden und Hilfsmitteln ließ sich ein solches Wunder der Organisation verwirklichen?

All das spielte sich wohlgemerkt auf der Bodenkrume des Fruchtlandes, nicht etwa auf Felsgrund ab wie die Arbeit im Pyramidenbezirke des alten Reichsfriedhofes von Gise!

Eine genaue Bildschilderung des Vorgangs eines solchen Transportes freilich haben wir aus der 12. Dynastie. Nur handelt es sich dabei um die Beförderung einer Alabasterstatue von 13 Ellen, das heißt rund sechseinhalb Metern Höhe.

Sie stellte Thuthotep, den Gaufürsten von Bersche, dar, und die Bewältigung der Aufgabe ist an einer Wand seines Felsengrabes höchst anschaulich festgehalten.

Das Sitzbild soll zu seinem Grabe oder zu dem Tempelbezirk seiner Stadt geschafft werden. Es ist, wie man deutlich erkennen kann, auf einer großen Holzschleife, einem Transportschlitten, mit den stärksten Tauen befestigt, welche sich auftreiben ließen. Durch oder unter die Taue sind Stäbe geschoben, um sie zu spannen und am Abrutschen zu hindern. An den Wendekanten schützen untergelegte Lederstücke die Statue vor dem Scheuern der Seile. Vor die schwere Last sind an vier langen Seilen 172 Männer gespannt, und zwar so, daß je zwei den Strick an der gleichen Stelle fassen. Das vorderste Tauende wird jedesmal von einem Manne auf der Schulter getragen. Unter den menschlichen Zugkräften befinden sich — und das ist soziologisch zum Verständnis des Vorganges wichtig — Soldaten und Priester des Gaues. Auf den Knieen des Kolosses steht ein Aufseher, der offenbar mit Rufen und Händeklatschen die Ziehenden kommandiert. Ein eigens Beauftragter steht zwischen den Füßen des Denkmals und sprengt vom Sockel herab Wasser auf den Weg vor die Kufen — vermutlich soll dadurch das Heißlaufen der Holzschleife verhindert werden. Ein Dritter räuchert rückgewandt vor dem Bilde seines Fürsten. Zu Seiten der aufgerichtet geschleiften Statue gehen Leute, die das erforderliche Wasser und einen mächtigen, wohl als Hebel zur Verwendung kommenden Balken tragen, sowie Aufseher mit erhobenen Stöcken. Den Zug beschließen Verwandte des Dargestellten, die eine Art Ehrengeleit zu bilden scheinen. Ihm entgegen eilen in offenbar fröhlichster Stimmung Gruppen von je zwölf Mann, welche Palmzweige halten — es kann sich nur um Untertanen des Verewigten handeln, die auf festliche Weise das Bild ihres Herrn begrüßen.

Die Beischriften erläutern aufschlußreich die Schwierigkeiten, aber auch die Hochstimmung bei der Bewältigung des damals noch durchaus nicht alltäglichen Unternehmens:

„Der Weg, auf dem die Statue herbeikam, war über alle Maßen schwierig, und schwierig war es für die Menschen, den kostbaren Stein auf ihm zu ziehen wegen des Felsgrundes aus Sandstein. Ich ließ Trupps von jungen Leuten kommen, um ihr einen Weg zu bereiten, sowie auch die Scharen der Steinmetze und

Steinhauer und die Vorarbeiter (?) mit ihnen, welche die starken Leute zu nennen wissen. Ich ging selber, um sie einzuholen. Mein Herz frohlockte. Alle Bewohner der Stadt jubelten. Es war über alle Maßen schön anzusehen ..."

Selbst Greise und Kinder — so versichert der Text — griffen zu, dem geliebten Oberhaupte ihre Ehrerbietung kundzutun, allen verdoppelte der Eifer ihre Kräfte:

„... ihre Arme wurden stark, jeder einzelne hatte die Kraft von tausend ..."

So patriarchalisch ging es bei der Bewerkstelligung von Vorhaben zu, deren Bewältigung wir uns nur als Ausbeutung unglücklicher Sklaven vorstellen können.

Die Festigkeit des ägyptischen Granits gestattete, ihn in besonders großen Stücken zu verwenden.

Ein Block im Tal-Torbau des Totentempels König Chephrens mißt in der Länge 5,45 Meter und hat ein Gewicht von 42000 Kilogramm. Unter den Architravbalken, die das Allerheiligste des Krokodilgottes Sobek in seinem von Amenemhêt III. errichteten Faijum-Heiligtum bedeckten, haben zwei sogar mehr als 8 Meter Länge. Allerdings handelt es sich hier wie in ähnlichen Fällen um den blaß fleischroten, gesprenkelten Granit von Aswân, dessen Brüche nicht weit ab vom Flußufer liegen. Die schwarzen Granite, deren enorme Festigkeit wohl noch längere Deckenbalken und noch schlankere Obelisken zugelassen hätte, sind nur in verhältnismäßig kleinen Stücken verwendet worden, gewiß weil der Transport aus ihren weitab in der Wüste gelegenen Brüchen zuviel Schwierigkeiten verursacht hätte. Erman äußert dazu: „Es war das Tal Rehenu oder, wie man es heute nennt, das Wadi Hammamât an der Wüstenstraße von Koptos zum Roten Meere, in dem ‚diese kostbaren Steine', ‚die schönen Bechen-Steine', gebrochen wurden ... Fast alle die Statuen und Särge aus dunklem Gestein, die wir in unsern ägyptischen Museen bewundern, sind hier gewonnen worden. Der Betrieb an dieser Stelle muß recht schwierig gewesen sein; Hammamât liegt ja drei Tagereisen etwa vom Niltal entfernt, und die Verpflegung der Arbeiterscharen, die man zum Transport der Blöcke brauchte, war gewiß keine leichte Aufgabe. Man bedurfte zahlreicher Lasttiere, um die Lebensbedürfnisse aus der Heimat mitzuführen — auf 2250 Mann kamen z. B. 50 Ochsen und 200 Esel — und diese wiederum zu ernähren und zu tränken, dürfte in der Wüste schwer gefallen sein. Angesichts dieser Schwierigkeiten erschien es gewiß besonders verdienstvoll, hier zu arbeiten; es war doch eine ganz andere Leistung, aus Hammamât Steine zu holen als aus Aswân oder aus Tura."

In Nubien haben die Steinmetzen und Bildhauer Ramses' II. es sogar fertig gebracht, nicht nur die rückwärtigen Hälften mancher Heiligtümer in den Berg zu verlegen, sondern bei Abu Simbel einen gewaltigen Großstadttempel mit vier davor thronenden, 20 Meter hohen Sitzbildern des Bauherrn direkt aus dem gewachsenen Fels zu hauen. Seine Längsachse ist ziemlich genau von Osten nach Westen gerichtet, so daß die Sonne im Aufgehen ihre Strahlen unmittelbar bis in das Allerheiligste sendet. An eine dem Gestein abgewonnene große Pfeilerhalle mit acht fast 10 Meter hohen Kolossalstatuen des Pharao, die dem ersten Hofe der frei errichteten Tempel entspricht, reihen sich ein weiterer Saal mit pfeilergestützter Decke, ein Quersaal und das Sanktuar sowie insgesamt zehn Seitenkammern. Von der Schwelle bis zum Ende des letzten der Gemächer mißt das Innere 55 Meter.

Es kann nur die Freude an der selbstgestellten Aufgabe gewesen sein, die zu dieser überwältigenden Leistung geführt hat.

Denn nicht weit ab wäre Platz genug gewesen, am Nilufer einen entsprechenden Tempel in der üblichen Weise aufzubauen.

Man muß sich einmal vergegenwärtigen, was die Zeit des zweiten Ramses — eine kulturell in vielem schon schwankende, von Fremdeinflüssen durchwirkte und zersetzte Zeit — in Architektur und Bauplastik zu bewältigen vermocht hat.

Keine Vorstellung reicht an die Wirklichkeit heran. Es ist nicht zu beschreiben.

Kaum eines der unzähligen großen und kleinen Heiligtümer des Niltals von der Mittelmeerküste bis hinab zum zweiten Nilkatarakte, an dem sie neben den eigenen gewaltigen Vorhaben nicht weitergebaut, das sie nicht mit einem Vorhofe, einem Torbau, einer Anzahl von Statuen oder doch zumindest mit zusätzlichem Reliefschmuck ausgestattet hätte ...

Dazu die Obeliskenwälder in den Tempelbezirken der Hauptorte, die vielen Bauten im asiatischen Provinzgebiete, die Götterbilder und Denksteine ohne Zahl. Ganz zu schweigen von der Fülle an zum Teil enormen Säulen.

Zieht man das alles in Betracht, dann wird einem klar, daß die Bildkraft der frühen 19. Dynastie an Umfang des tatsächlich Hervorgebrachten die der leistungsgewaltigen 4. Dynastie — der Dynastie der großen Pyramidenbauer — weit in den Schatten stellt.

Nie und nirgendwo sonst auf Erden haben zwei, drei Generationen auf eng begrenztem Lebensraum ähnliches vollbracht.

Kein Volk — auch die Griechen nicht — hat so besessen, in so unablässiger, schier übermenschlicher Anspannung der Selbstverwirklichung im steinernen Bildwerk gelebt.

Wer die gigantischen Zeugnisse an Ort und Stelle sehen konnte, wird fortab lebendiges Interesse an der Behandlung der vielen Fragen haben, die sich an sie knüpfen — Fragen, die selbst unser technisch unermeßlich fortgeschrittenes Zeitalter nicht immer eindeutig zu beantworten weiß.

ZU GAST BEI DEN FÄLSCHERN VON DIRA ABU'N-NAGA

Nur der Eingeweihte findet zu ihnen. Und auch dem ist es nicht gerade sonderlich leicht gemacht.

Sie hausen in den Felslöchern des Friedhofsabschnittes der frühen 18. Dynastie droben über dem Zuweg zum Königsgräbertal. Man kann sich kein kahleres, poesieärmeres Räubernest denken. Wie vom Rande eines in die nackte Felswüstenei eingebetteten Falkenhorstes blicken sie herab auf die schwitzenden Touristen aus aller Herren Länder, die sich ergeben, mürbe und halb verschmachtet von ihren Dragomanen und Eseltreibern über den Wegschotter dirigieren lassen, arme Sklaven des Historismus, im Grunde der Seele nichts begehrend als einen Schluck gekühlten Bieres. Komische Rätselwesen mit rätselhaft viel Geld in den Taschen. Alle Beziehungen, die sich zu ihnen anbahnen lassen, können nur darauf hinauslaufen, es ihnen so rasch und so gründlich wie möglich abzunehmen.

Man müht sich auf gewundenen, da und dort mit übereinandergelegten Gesteinssplittern gesäumten, kaum kenntlichen Pfaden empor. Durch Müll und Schutt führt der beschwerliche Weg, über gebleichte Knochen, Fetzen gebräunter Mumienleinewand und sehr neuzeitlichen Unrat, vorbei an zerschlissenen Mattenresten und zerbeulten, unbrauchbar gewordenen Kanistern.

An alledem zehrt — unverschleiert und gewaltig gegenwärtig — die allmächtige Sonne Thebens. Es summt von Fliegen.

Noch ehe man die Wohnregion erreicht, beginnt das Gekläff der Hunde. Es ist nicht das vertraute, sozusagen anheimelnde Anschlagen, das wir von Feriengängen durch abendliche Dörfer gewöhnt sind; es sind kurze, wildböse, gefährliche Laute. Man spürt sie zwischen Reißzähnen von Wolfsstärke herausfahren, Zähnen, die nicht ohne weiteres frei geben, was sie einmal gepackt haben. Mit jedem Schritte bergauf steigert sich die Intensität des Gebells: dann wird man der struppigen Meute ansichtig und sammelt schaudernd, so rasch man nur kann, ein paar Handvoll Steinbrocken vom Boden auf.

Aber gerade da, wo die Lage bedenklich zu werden beginnt und man in den wankenden Wadenmuskeln schon etwas wie das Zuschnappen eisenharter Kiefer fühlt, ertönen beschwichtigende Rufe, und die vierbeinigen Berserker lassen widerstrebend ab. Geierartig anzusehende, kümmerlich-kahle Hühner, kennzeichnende Produkte des Höllenbrutofens hier oben, picken zwischen den Steinen herum; da und dort wendet ein Schaf den Kopf, und irgendwoher erschallt in markerschütternd fistelnder Tonfolge die Strophe eines Esels, der man nie entnehmen kann, ob es sich um Lebensjubel, Stoßgebet oder Wehklage handelt. Feuchtnasige Mohren-

kindlein erheben sich jach aus dem Staube und starren mit fliegenbebrillten Augen die ungewohnten Besucher an, Puppen aus Strickenden, Lappen und ein wenig Faserwerk fest an sich drückend. Und dann ertönt das unvermeidliche, süßlich-eindringliche Bettelgewinsel: „Bakschîsch, ja Chawaga, ana meskin . . ." Die Kleinsten wissen noch gar nicht, daß man dabei die Hände aufhalten muß . . .

Endlich mischt sich der unbeschreibliche, unvergeßliche Wohngeruch Ägyptens in die Szenerie: ein Düftegemisch von siedendem Hammeltalg, Knoblauch, Futterkraut und Verwesung, ein Ruch nach brennendem Dung, Gewürz und Aas. Dasein und Vergehen, das zeitlose, sorglose, goldene Heute unter dem Baldachin des blauesten Himmels und die Allgegenwart des Todes, der nichts als die andere Seite des Lebens ist, verbinden sich in ihm so unmittelbar wie in der Seele dieser erbarmungslos unromantischen Hanglandschaft mit der Schwärze ihrer Gruftaugen und dem grellen Kalkweiß ihres Gesteins, ihrer vegetationslosen Pfade und Plätze.

Nicht weit ab von hier fand Mariette in den Sandhügeln der alten Nekropole zugleich mit dem herrlichen Sarge den blendenden Schatzhort der Königin Jachhotep, der Mutter der großen Hyksosbesieger Kamose und Jachmose . . .

Das Gelände, immer wieder durchwühlt und ausgeraubt, ist gesättigt von großer Geschichte und voller Geheimnis. Niemand vermag zu sagen, was es noch an Überraschungen birgt.

Hier, in beschaulicher Abgeschiedenheit, haben sich höchst passend die braunhäutigen Fabrikanten der mannigfachen Pseudo-Altertümer eingenistet, welche drunten in Luksor die Lager der Antiquitätenhändler füllen. Sie sitzen da und dort auf den geräumigen Vorplätzen der Felsgräber, die sie sich wohnlich hergerichtet und mit Weibern, Kindern und Viehzeug bevölkert haben, sitzen in der prallen Sonne, mit der langen, bequemen, hemdartigen Galabije angetan, eine Filzkappe auf dem Schädel, und widmen sich gelassen ihrem Gewerbe, das für sie nichts Anrüchiges hat. Neben sich einen Wasserkrug und einen Flechtkorb mit dem nötigsten Handwerkszeug, unter sich eine schöngemusterte Matte, um sich Hahn und Huhn und hennagezeichnete Schafe mit schweren Fettschwänzen, picken sie mit Spitzmeißelstiften und schartigen Messerklingen an Steingesichtern pharaonenzeitlicher Stilprägung herum. Sie zeigen weder Befangenheit noch gar Lichtscheu oder ein schlechtes Gewissen; es sind die aufgeschlossensten, muntersten Leutchen von der Welt. Freilich — sie kennen uns und freuen sich unbändig des Wiedersehens und der damit bewiesenen Freundschaftstreue. Da die Frauen — wie allenthalben in tiefschwarze, lange Kreppgewänder gehüllt, die sie im Hocken wie Mumienbündel erscheinen lassen und für unseren Begriff immer nach Trauer und Trübsal aussehen — nicht in Erscheinung treten, tummeln sich die Herren der Schöpfung, uns den Aufenthalt mit bequemer Sitzgelegenheit und dem obligatorischen Achwa, winzigen Täßchen nach türkischem Brauche zubereiteten starken und gesüßten Kaffees, angenehm zu machen. Langsam gewöhnt sich das Auge an das Halbdunkel der Höhlenwerkstätten mit ihrem wunderlichen Mobiliar, — Lebenszubehör, das uns in unserer törichten Zivilisationshoffart Krempel und Plunder deucht und das

doch ein Dasein von antikischer Komplettheit gewährleistet. Sokrates mag nicht viel mehr sein eigen genannt haben.

Es ist allbekannt, daß der überwiegende Teil des Bestandes gewöhnlicher ägyptischer Altertümerhändler modernen Ursprungs und eigens fabriziert ist, um den Andenkenhunger der Reisenden zu befriedigen. Es gibt Antiquitätengeschäfte in Kairo und Luksor, in denen man Altes, Echtes mit Lichtern suchen muß — und findet sich unter den Massen mehr oder minder scheußlicher Nachahmungen wirklich ein pharaonenzeitliches Relikt, so ist es in der Regel unerfreulich beschädigt, unansehnlich oder ohne Interesse. Kleine Amulette und weißgraue, für Laienaugen reizlose Käfersiegel sind gewöhnlich antik, und man kann sie überall haben. Aber wie die Menschen einmal sind, begnügen sie sich nicht gern mit Anspruchslosigkeiten, die zudem erst bei vertiefter Kenntnis ihre stille Bedeutung offenbaren. Man möchte mit seinen Mitbringseln daheim doch auch etwas Eindruck machen!

Freilich kann der an der Sache ernsthaft Interessierte auch Gutes, Altes, erstehen, wenn er sich an die rechte Quelle wendet. Es gibt an den Zentren des Fremdenverkehrs vereinzelt Antiquare von gediegener Sachkenntnis und absoluter Zuverlässigkeit, Männer von sicherem Urteil, denen der Altertumsfreund und Käufer sich bedenkenlos anvertrauen kann. Ich werde immer mit warmer Sympathie eines Händlers und Sammlers gedenken, der in Kairo in seiner großen, glasüberdachten Ausstellungshalle wie ein Magier inmitten der aufgehäuften großen und kleinen Denkmäler waltete, selber leidenschaftlich an jedem Gegenstande beteiligt und mit gutem, stillen, menschenkundigen Blick echten Sammelenthusiasmus würdigend; ein wahrer Fürst seines Metiers. Auf seinen Instinkt und seine Erfahrung konnte man sich nahezu verlassen. Bei ihm gaben sich die Jahrtausende mit ihren überragenden Gestalten und Gestaltungen ein unvergeßliches Stelldichein. Im gedämpften Lichte des weitgedehnten, mit Architekturteilen, Stelen, Wandreliefs und Statuenbruchstücken gefüllten Raumes begegnete man Amenemhêt und Echnaton, dem großen Alexander, Antinoos und den Cäsaren im Kunstwerk persönlich und — oh, was barg sich an Kleinkunst von bestechender Qualität in den wandentlang gereihten Glasschränken und Schaupulten! Das Erlesenste an Plastik und Schmuck war profanem Blicke überhaupt nicht, eingeweihtem als auszeichnender Höhepunkt erst nach geraumer Weile zugänglich, zögernd hervorgeholt aus verschwiegenen Nebengelassen und mit bedeutsamem Blick wie eine Monstranz gewiesen. Sie schmilzt immer mehr zusammen, die kleine Zahl der Fachleute solchen Formates, geschult an Material, wie es dem Nachwuchs nur noch ganz ausnahmsweise durch die Hände geht. Bei ihnen wurde man nicht nur reell bedient, man fühlte sich von ihrem Rate belehrt, und geradezu ausgezeichnet, wenn sie einem ein Objekt überließen, an dem ihr eigenes Sammlerherz im stillen hing.

Aber Wertvolles, Bedeutsames kann nicht billig sein. Eine Holzstatuette aus guter Zeit, ein nicht allzu versehrter Statuenkopf, selbst eine Tierbronze mit guter Patina kostet weit mehr, als der Durchschnittstourist selbst dann ausgeben will, wenn er für alte Kunst empfänglich und nicht genötigt ist, zu knausern.

Es erscheint dem Abendländer, der sich auf dem ägyptischen Altertümermarkte umsieht, sonderbar, daß der offenbare Betrug, der Betrug mit der Absicht, durch Täuschung unredlichen Gewinn zu erzielen, sich so unbekümmert breit machen kann. In der Tat setzt man ihn im orientalischen Handel am besten so lange voraus, bis es im Einzelfalle gelingt, sich selber vom Gegenteil zu überzeugen.

Das rührt an eines der Grundgeheimnisse orientalischen Wesens.

„Nun biegen wir in die Zone der Spitzbuben ein", pflegte unser Hamburger Schiffskapitän zu äußern, wenn wir uns der Straße von Gibraltar näherten.

Es ist aber mit der orientalischen Spitzbüberei ein eigen Ding.

Sie weiß nichts von Schuld und Sühne.

Ich glaube, in ihr dauert der antike, der vorchristliche Mensch.

Es scheint nämlich so, als habe die Wertschätzung der Ehrlichkeit sich erst allmählich entwickelt und gehöre keineswegs zu den Grundanlagen der Menschennatur.

Der wahren, starken, ursprünglichen Naivität — jener Naivität, nach der wir Spätlinge immer ein mehr oder minder bewußtes heißes Heimweh spüren werden — imponieren List und lügnerische Verschlagenheit nicht nur, sie bedeuten ihr Qualität. Mit staunendem Entzücken würdigt sie die Geschicklichkeit, die dazu gehört, den anderen recht zu prellen. Am bewunderungswürdigsten erscheint ihr die Leistung natürlich, wenn der Geprellte selbst ein erfahrener, mit allen Wassern gewaschener Betrüger ist.

Man denke an die Geschichten von Jakob und Rahel und mache sich einmal klar, daß die Würdigung der List nicht etwa als Rasseneigentümlichkeit betrachtet werden darf. Sie ist eine Zustandsform, der natürliche Ausdruck einer Daseinsstufe. Man hat skrupellose, verschlagene oder verwegene List als Selbstbehauptungs- und Erfolgsmittel im Norden so gut wie im Süden zu schätzen gewußt, ehe Gesittung die Kraft der Triebe zähmte und den homo sapiens soweit domestizierte, daß an die bedenkenlose, den anderen übervorteilende Tat sich zumindest ein gewisses Bewußtsein von Schuld knüpfte. Edda und Nibelungenlied sind für den sittlich Empfindenden kein reines Vergnügen. Die nordgermanischen Sagen sind voll von Verherrlichung bedenkenlos angewandter, dem christlichen Gemüt recht fataler List. Loki ist nicht befangen in Wahl und Anwendung seiner Methoden, wenig rühmlich sind Gunthers und Siegfrieds Rollen bei der Bewältigung Brunhilds.

Vollends Odysseus, der erhabene Dulder, ist ein ganz ausgekochter Schwindler, und es ist für die sittliche Anschauungsweise des begabtesten und menschlich reichsten aller Völker bezeichnend, daß ihm seine animalische Listigkeit nicht zum Nachteil, sondern durchaus zum Ruhme gereicht. Das Entzücken über seine mannigfachen, sowohl der Gottheit als auch dämonischen Scheusälern und gutgläubigen Sterblichen gegenüber in Szene gesetzten Schwindeleien hallt wie ein immer wieder laut werdendes Frohlocken durch das ganze Altertum und ist auch heute noch nicht aus den Gemütern gewichen. Bekennen wir es offen: aus List und Lüge ist der

Nimbus des göttlichen Laertessohnes gewoben, dem Haß wie Neigung der Unsterblichen galten. In der Odyssee Homers will er zuerst der blauäugigen Zeustochter Athena, hernach auf dem Heimatboden Ithakas dem wackeren Sauhirten Eumaios verbergen, wer er in Wahrheit ist; er schwindelt beiden eine lange Geschichte vor, und zwar jedem eine andere. Man spürt das Vergnügen der Hörer des Epos an der unerschöpflichen Phantasie ihres Helden — und was ließe sich Unterhaltsameres denken als die Übertölpelung des wüsten Riesen Polyphem!

Gab es bei den Griechen nicht in Gestalt des findigen Hermes sogar einen Gott und Beschützer der Betrüger und Diebe?!

In seinem höchst anregenden und aufschlußreichen „Wörterbuch der Antike" weist Lamer mit Recht darauf hin, daß das mosaische Gesetz im siebenten Gebote zwar den Diebstahl, die Lüge aber im achten Gebote nicht unbedingt verbiete, sondern lediglich „falsch Zeugnis" — das heißt vor Gericht —, eine Fassung, die dann von Luther in der Erklärung des Gebotes auf Verbot der Lüge insgemein erweitert worden ist. Lamer führt weiter aus: „In der Ethik auch der großen griechischen Philosophen spielt die Ehrlichkeit keine gar zu große Rolle. Als durchaus erlaubt gilt noch jetzt bei allen Völkern die durch das Völkerrecht nie verbotene Kriegslist, ferner bei vielen sonst völlig Ehrlichen das Paschen an der Grenze."

Was wir allzu rasch und abschätzig im Basarleben des Morgenlandes Betrug nennen, ist im Handelsklima dieses eigentümlichen Milieus vielmehr eine Art geselliger Übereinkunft mit wohlerwogenen, sehr ausgebildeten Spielregeln, — ein gehobener Zeitvertreib, bei dem kaufmännische Delikatesse und überlegene Tüchtigkeit letzten Endes triumphieren und den Beifall aller haben. Rechte Anwendung dieser Spielregeln bedeutet in orientalischen Augen Bildung, wie bei uns etwa die elegante Beherrschung der Konversation am Teetische. Wer wegen eines unsinnigen Preises oder einer Ware, die Qualität nur vortäuscht, poltert, ist ein Barbar.

So ist das, was wir Feilschen nennen, die eigentliche Kammerkunst des „Suk", der wundersam beschaulichen, genüßlich-gelassenen Atmosphäre sonnensegelverhangener, teppichbekleideter Geschäftsgassen mit immer offenen, immer zum Eintritt lockenden Läden, aus deren Halbdunkel es von Messing, Lüsterkacheln und Geschmeide blitzt, — Läden, in denen es betörend nach Sandelholz und Rosenöl duftet und in denen immer rasch ein „Achwa Turk" improvisiert ist: ein Schlürfschluck Mokka auf einem zwei Finger hohen Bodensatz.

Wer auf sich hält, kauft zunächst überhaupt nicht — weder beim ersten, noch beim zweiten Besuche. Er deutet nicht einmal dahingehende Absichten an. Aristokratie bedeutet im Orient Zeit haben. Schon dies Axiom erweist die Unvereinbarkeit westlicher und östlicher Weltanschauung. Welcher rechte Europäer oder Amerikaner hätte je Zeit? Welcher rechte Orientale hätte nicht stets beliebig Zeit? Es gibt nicht viele Dinge, deren Versäumnis oder Verlust der lebensweise Morgenländer nicht mit einem gelassenen „Malesch" — „es macht nichts..." — abzutun bereit wäre. Mit unseren schrecklichen Wichtigkeiten müssen wir ihm sehr sonderbar vorkommen. Gewiß, auch sie bringen Geld, aber wir richten uns am Verdienen zugrunde.

Bei den grundsätzlichen Überforderungen, denen der Reisende sich im Nillande auf Schritt und Tritt ausgesetzt sieht, ist — so überraschend das in unseren Ohren klingt — richtig genommen überhaupt kein Betrug beabsichtigt.

Denn es wird überhaupt nicht vorausgesetzt, daß der Interessent den zunächst genannten, viel zu hohen Preis zahlt.

Tut er es wider Erwarten und auf Anhieb, so ist etwas bei ihm nicht richtig, und der Erfolg ist ein spielwidriger Glücksfall ohne Reiz, bei dem der Übervorteilte nicht eben günstig beurteilt wird. Es kann sich nur um einen Narren oder einen ungehobelten Burschen handeln, der als Emporkömmling sein Geld zu leicht verdient. Man will ja nur richtig ins Spiel, aber durchaus nicht etwa rasch zum Ziele kommen, vielmehr die Freude am Wettstreit der Geschicklichkeit geruhsam auskosten: wer wird sich wohl als der gewiegtere Kaufmann erweisen?!

Bei großen Objekten kann das Feilschen sich über Monate hinziehen. Oft ist man daran, in Freundschaft und Hochschätzung abzubrechen. Man beschmunzelt, bedauert, betastet einander, wie es erfahrene Ringer tun, bevor sie fester zugreifen; man läßt verstohlen diesen und jenen geschäftlichen Muskel spielen, versichert einander vollkommenster Achtung und raucht unzählige vorzügliche Zigaretten. Es ist überaus schwer, das Ende abzusehen.

Gewöhnlich tritt es als negativer oder positiver Chok ein. Man bricht auf das verbindlichste ab.

In einem sehr hartnäckigen Falle verließ ich nach zahlreichen Besuchen mit dem Entschluß den Laden, durch ein untragbar niedriges Gebot die Verhandlungen abzubrechen. Die Zeit drängte und ich — der Europäer — verlor endlich die Lust. Die Gegenseite hätte sie wohl nie verloren.

Als letztes Wort murmelte ich eine Summe, deren Höhe in keinem Verhältnis zum wirklichen Werte des bedeutenden antiken Stückes stand.

Dann trat ich mit der Miene unerschütterlicher Entschiedenheit in die grelle Sonne der Uferpromenade hinaus.

Ich hatte bereits den halben Ort durchquert, als ich eine Hand auf der Schulter fühlte und mich umwendend mein Kaufobjekt erblickte, als mein nunmehriges Eigentum präsentiert: „Nimm's!"

Was von den Überpreisen gilt, trifft auch auf die Falsifikate zu.

Man versucht, um günstig ins Spiel zu kommen.

Viele Antiquitätenläden Ägyptens habe ich mit Freunden oder allein durchstöbert, vornehme Häuser und kleine, dreckige Geschäfte auf dem Lande, in denen man um der Höflichkeit willen nach Petroleum schmeckende Limonade schlürfen und fingerhohen Staub fortblasen mußte, um der käuflichen Relikte ansichtig zu werden. Zahllose mehr oder minder üble neuzeitliche Machwerke wurden mir mit bedeutsamer Miene angeboten.

Nie habe ich etwas wie Beschämung oder gar Zerknirschung gesehen, wenn ich sie mit gehöriger Kennzeichnung zurückwies.

Man gab sogleich und bereitwillig die Tatsache zu, daß es sich um Fälschungen

handele — oder man ließ sich willig und dankbar belehren. Die kleinen Gelegenheitshändler wissen oft selber nicht, was sie in Händen haben oder sich zum Verkauf von Dritten aufschwatzen ließen; sie bieten ihre umständlich dem obligaten verknoteten Tuche entnommene kümmerliche Ware guten Glaubens an und sind selber voll Kummers, Gaunern aufgesessen zu sein.

Sittliche Entrüstung über die Betrüger sah ich nirgendwo. Man beklagt seine Einfalt und sucht das Verschulden bei sich. Denn man setzt bei den anderen jede Verschlagenheit voraus — und wer wollte Verschlagenheit und listigen Betrug im Orient bestrafen!

Er würde sich lächerlich machen.

So lag auch unserer Fälschergemeinschaft jede Bedenklichkeit in bezug auf das von ihr mit Bienenfleiß ausgeübte Gewerbe fern. Und es waren fleißige Leute, stille, besessene Künstler ihres Fachs. Ich habe sie manchmal mit kollegialem Respekt beobachtet.

Mit lächerlich unzulänglichen Hilfsmitteln brachten sie beachtliche Leistungen zustande, von früh bis spät bosselnd und pickend. Als Werkstoff verwendeten sie einen recht harten schwarzgrauen Granit, einen braunen Sandstein und ein verhältnismäßig leicht zu bearbeitendes, seifig glänzendes Material, das wie brauner Steatit aussah. Sie waren schlank und wohlgebaut, hatten wundervoll geformte aufstrebende Hälse, überlange Wimpern und einen samtig-reinen Teint vom schönsten Milchkaffeeton. Immer wieder fiel mir ihre Ähnlichkeit mit den Gestalten auf, die in Pharaonenzeit auf die Wände der Grabkammern gemalt worden waren und noch heute den Betrachter durch Anmut der Bewegungen und hieratische Würde entzücken. Wenn bisweilen kleine Mädchen mit noblen hohen Stirnen, edelgezeichneten Brauen und feingeschwungenen Lippen um die Ecken lugten, das Gesicht von langen, geflochtenen Strähnen umrahmt, so konnte man meinen, Prinzessinnen der 18. Dynastie vor sich zu sehen. Der Oberägypter und Nubier scheint sich im Verlaufe von dreieinhalb Jahrtausenden physisch kaum verändert zu haben.

Es hatte sich schon ein ganzes Lager großer und kleiner Steinköpfe und Sarkophagmasken angehäuft. Als Abnehmer wurden uns die Altertümerhändler von Luksor bezeichnet — kleine Leute wie große Herren, bei denen als Käufer eintreten zu dürfen den Charakter einer Auszeichnung hat. Die Qualität der Machwerke war unterschiedlich, die meisten konnten als recht ungefährlich bezeichnet werden.

Man arbeitete mit gelegentlichen Seitenblicken auf einen alten, bebilderten Führer durch das Kairener Museum. Da die optische Anleihe bald bei diesem, bald bei jenem der reproduzierten Denkmäler erfolgte, kam eine Art Mischstil zustande, der dem Sachkenner die Erzeugnisse sofort als verdächtig erscheinen lassen muß. In den Steingesichtern mußten sich Amarnalippen mit Thutmosidenaugen, Ramessidennasen und blasig aufgetriebenen Spätzeit-Oberköpfen wohl oder übel vertragen, was den Produkten etwas Flaues, nicht recht Überzeugendes gab.

Ein feines kleines Sandsteinköpfchen freilich bestach so sehr, daß ich es für ganze zwanzig Piaster erwarb. Es hätte in Ehren als Schöpfung der 30. Dynastie bestehen können, wenn nicht — der Bruch am Halse alles andere eher als ein wirklicher Bruch gewesen wäre. Ein deutscher Museumsleiter bestätigte mir hernach, daß er es wohl ausgestellt hätte, wenn es ihm im Magazin der ihm unterstellten Sammlung aufgefallen wäre.

Es ist bezeichnend, daß die Leutchen nicht daran dachten, durch raffiniert angebrachte, glaubhafte Beschädigungen, Anbringung von Farbspuren oder andere durchtriebene Betrügerkünste zu täuschen. Sie leisteten auf ihre Weise ehrliche Arbeit, und sie leisteten sie für kümmerliche Entlohnung. Die Händler drüben mochten für einzelne Stücke so viele Pfunde erzielen, wie sie Piaster erlösten . . .

Nein, gefährlich sind derlei Falsifikate nicht. Sie befriedigen einen Bedarf, der allmählich zurückgeht, weil das Verständnis für die wahren Werte altägyptischer Kunst schon infolge der immer zahlreicher auf den Buchmarkt gelangenden Bilderwerke beständig zunimmt und der Sinn weltkriegegehärteter Generationen überhaupt nicht dazu neigt, sich romantischen Illusionen hinzugeben. Wer läßt sich heutzutage als Globetrotter noch in so naiver Weise täuschen?

Als gefährlich haben sich Fälschungen ganz anderen Formates erwiesen, und hier gilt es freilich die Augen sehr offen zu halten. Im Zusammenhang mit dem Wiederwirksamwerden der alten, großen Kunst und den sensationellen, das Interesse der Weltöffentlichkeit gewaltig erregenden Entdeckungen, die der Spatenforschung im Verlaufe der letzten Jahrzehnte gerade im Niltale gelungen sind, ist der abendländische Kunsthandel mit Fälscherprodukten von so überzeugender Qualität versorgt worden, daß auch die Experten vielfach nicht mehr Rat wußten. Zumal die Auffindung der Bildhauerwerkstätten der Residenz König Echnatons — vor allem die Aufdeckung der Modellkammer des Hofbildhauers Thutmose mit ihrem künstlerisch so überragenden Skulpturenschatz — und die Entdeckung des goldblendenden Grabhortes König Tutanchamons haben den Fälscherehrgeiz gewaltigen Auftrieb gegeben. Bedeutende europäische und amerikanische Sammlungen und eine Anzahl vermögender Privatsammler in aller Welt hegten das begreifliche Verlangen, repräsentative Kunstzeugnisse dieser Epochen zu besitzen — und sie erhielten sie. Genial zu nennende Meister der Täuschung ließen kein Mittel unversucht, den kritischen Sinn der Fachleute zu düpieren. Mit einer Durchtriebenheit, die nur der Spezialist ganz ermessen kann, wurde altes Material benutzt, wurden alte Muster zugrunde gelegt und unauffällig variiert, wurden die modernen Arbeitsspuren beseitigt und echte antike Farbteige aufgebracht. So kam es zu einer wahren Verseuchung der Museen, ja in Einzelfällen zu einer monumentalen Nasführung gerade der besten Sachkenner. Das Vermögen unserer Zeit, die keiner eigentlichen Stilbildung fähig ist, mit unpersönlicher, geradezu mechanischer Treue zu kopieren, trug im Verein mit objektiver Einfühlungsgabe, bildnerischem Geschick und chemischen Spezialkenntnissen dazu bei, die Beurteilung zu erschweren. Man darf der Wissenschaft keinen Vorwurf daraus machen, daß es

zunächst verschiedentlich gelang, sie hinter das Licht zu führen. Sie mußte — auf einen solchen Aufwand von Raffinement und betrügerischen Mitteln nicht gefaßt — erst einmal Erfahrungen sammeln. Heute sind die meisten dieser Falsifikate aus den Museumssälen verschwunden und still dort untergetaucht, wo sie die Geister nicht mehr in Verwirrung setzen können. Einzelne freilich können noch immer als umstritten gelten — und viele nachweislich echte Antiquitäten haben sich im Zuge der sich ausbreitenden Skepsis eine Weile lang schwerer Verdächtigung ausgesetzt gesehen. Wir kennen heute die Dossenas der ägyptischen Kunst und ihre Hauptkniffe.

Wodurch verraten sie sich?

Ich werde mich hüten, es öffentlich auszuposaunen.

Zum Glück gibt sich nur selten ein der Hieroglyphenschrift Kundiger dazu her, mit den Fälschern gemeinsame Sache zu machen. So verraten sie sich besonders offenkundig durch formale oder grammatikalische Fehler bei den von ihnen angebrachten Inschriften.

Eine Zeitlang war die Konfusion so groß, daß man in ägyptologischen Kreisen sich zuschwor, nur noch Denkmälern aus gesicherten, kontrollierten Grabungen Beachtung zu schenken und den Kunsthandel völlig auf sich beruhen zu lassen. Das hätte wohl wirksam gefruchtet, wäre aber doch einer Vogel-Strauß-Politik gleichgekommen. Wie viele historisch und kunstgeschichtlich überaus wichtige Fundstücke sind gerade in den letzten vierzig Jahren über den Raubgräber und den koptischen oder griechischen Mittelsmann in den seriösen Handel gelangt und von dorther der Weltöffentlichkeit bekannt geworden!

Viele als Fälschung abgelehnte Objekte sind in Wahrheit gut antik, aber modern zwecks Verschönerung überarbeitet.

So wurde mir einmal in der Hauptstadt der Provinz Faijum bei einem Gelegenheitshändler ein prachtvoller Statuenkopf des Mittleren Reiches gezeigt. Er mag der Zeit des dritten Sesostris oder seines Sohnes Amenemhêt angehört haben und beeindruckte durch den tiefen Ernst des Ausdrucks und die männlich kraftvolle Art der Gesichtsmodellierung. Das Werk war durch eine ungeschickte Ausbesserung der Nase geradezu ruiniert. Der Nasenrücken hatte offenbar in alter Zeit einen tiefen Hieb wegbekommen, den ein moderner Verschönerer dadurch auszubessern unternommen hatte, daß er dem Organ durch Abtragen und Glätten eine neue Form verlieh. Der Erfolg war markerschütternd. Zwar war vom einstigen Schaden tatsächlich kaum noch etwas zu sehen, der Formenrhythmus jedoch war so vollständig gestört, daß man sich angesichts der Verschandelung nur mit bedecktem Auge wegwenden konnte.

Eine der ersten Fälschungen von Format, die mir in Kairo begegnete, brachte ein sonst ganz achtbarer griechischer Händler mit einem Kunstgenossen ins Haus. Es handelte sich um eine reichlich lebensgroße, frappierend dünn gegossene Bronzekatze von gleichmäßiger, gut aussehender Patinierung.

Ich war damals noch ein Greenhorn und dazu leidenschaftlich auf die Erwerbung einer solchen heiligen Katze erpicht. Zu meinem Glück sollte sie einen Betrag kosten, der rund 1200 Mark entsprochen hätte. Daran konnte ich nicht denken, und so überwand der kritische Sinn das Begehren. Ich erbat vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zum Studium des Objektes und sah es mir näher an, wobei ich den Vorteil sachkundiger Anleitung durch meine selber sammelnden Gastgeber hatte. Sie waren des Lehrgeldes eingedenk, das sie einst überreichlich entrichten mußten . . .

Stil und Technik machten einen ausgezeichneten Eindruck. Die Nasenspitze des hochbeinigen, ganz kompletten Geschöpfes war so sonderbar vorgezogen, wie ich es nur von echten Prachtexemplaren des Louvre kannte. Offenbar war sie zum Durchziehen eines Goldschmuckes bestimmt gewesen, wie man solchen Bronzekatzen — den der Freudengöttin Bastet von Bubastis geheiligten Tieren — ja im Altertum auch gern goldene Ringe durch die Ohrenwand gezogen hat.

Verräterisch erwies sich zuerst das Innere des Hohlgusses.

Die Katze war in zwei Teilen gefertigt worden und zusammengefügt. Kopf, Brust und Vorderbeine waren in einem Stück gesondert gegossen, ebenso Leib und Hinterbeine.

Zugrunde lag fraglos ein antikes, wohlerhaltenes Stück, dessen Gußkern wie häufig durch Öffnung der Seite in der Blattgegend entfernt worden war, soweit er sich nicht vom offenen Unterteil her beseitigen ließ. Herausgenommen mußte er auf jeden Fall werden, da diese Großbronzen als Särge für Katzenmumien Verwendung fanden.

Diese Seitenöffnung, die man im Altertum durch Einsetzen von Wandteilen und Verpichen auszuflicken pflegte, war bei der Nachformung zugegossen und gleichmäßig überpatiniert worden, man sah jedoch unter der Lupe, daß das Modell hier eine Grube und etliche Narben aufgewiesen hatte. Der Oxydüberzug war — wohl durch Wechselwirkung von Essigsäure- und Salmiakdämpfen — geschickt gemacht, aber zu gleichmäßig und pulverig graugrün und ohne rechte Warzen- und Höckerbildung. Auch fehlten die gewöhnlichen blauen Oxydkristalle im ungereinigten Inneren und die harten roten Manteloxyde des Kupfers, die man so häufig an ägyptischen Bronzen bemerken kann.

Später gelang es mir, das Original des Stückes im Kairener Museum zu ermitteln. Sein Gipsabguß war käuflich zu haben und hatte der geschickten Metallnachformung gewiß zugrunde gelegen.

Die ägyptischen Gräber sind so reichlich mit Steingefäßen angefüllt, daß bei der allgemeinen Bevorzugung figürlicher Arbeiten nur schwer zu begreifen ist, wie sich die Fälschung von Alabastertöpfen rentieren kann. Sie werden aber in großer Zahl fabriziert — nicht nur in minderwertigem, galalithähnlichen Material, sondern auch in wirklichem Kalzit. Freilich spürt man bei ihrer Betrachtung nichts von der verständnisinnigen Liebe, mit der die alten Werkleute den Stein auswählten: das Material sieht grau und tot aus und entbehrt der feinfarbigen Horizontalbänderung, welche die echten alten Stücke so anziehend macht. Gefühls-

mäßig lehnt die Hand diese Produkte ab, es wäre aber nicht einfach, den Verdacht ausreichend zu begründen, zumal auch die typischen Kreisbohrerrillen im Inneren bei gut gearbeiteten Bechern und Krügen nicht fehlen. Ordinäre Machwerke dieser Sorte verraten sich durch Fraßspuren der Säure, mit der man die Töpfe aushöhlte.

Daß Feilspuren eine Steinplastik angeblich pharaonischer Zeit immer verdächtig machen, liegt auf der Hand: das vorgriechische alte Ägypten hat sich dieses Hilfsmittels meines Wissens nicht bedient. Neuerdings werden auch die kleinen Totenfigürchen, die man zur vertretungsweisen Ausführung der im Jenseits abzuleistenden Ackerarbeit den Verstorbenen mitgab, trotz der großen Zahl der immer wieder auf den Markt gelangenden antiken Stücke recht geschickt gefälscht. Freilich handelt es sich in der Regel um die seltener vorkommenden „Uschebtis" aus Holz oder Kalkstein. Fayence-Uschebtis herzustellen lohnt offenbar nicht; es gibt zu viele echte. Da zum richtigen Uschebti der obligate Zauberspruch gehört, dem der Name des Toten samt Amt und Titel beigefügt sein muß, so kommt der Fälscher nicht gut darum herum, sich als Schriftgelehrter zu bewähren — und hier scheitert er denn auch gewöhnlich, vorausgesetzt, daß sein Machwerk einem Hieroglyphenkenner zur Beurteilung vorgelegt wird.

Im Verlaufe des Besuches auf der Anhöhe von Dirâ Abu'n-Naga wurde mir bewußt, daß das eigentliche Interesse an der Beobachtung der Arbeitsmethoden dieser fleißigen Fabrikanten nicht der Entlarvung ihrer „Kniffe" — sie kannten eigentlich gar keine, von einem humorlosen Amulettfälscher abgesehen, der mit antiken Hohlformen operierte —, sondern dem Umstand zu gelten hatte, daß hier im Lichte des 20. Jahrhunderts das altägyptische Verhältnis zum Stein als Werkstoff lebendig fortdauerte.

Meine Fälscher sahen nicht nur aus wie Jünglinge und Männer des Neuen Reiches — sie waren ganz einfach noch solche.

Das Frühchristentum war recht außenhin an ihnen vorübergezogen und auch der Islam haftete nicht sonderlich fest. Am Feiertage des Ortsheiligen Jûsuf Abu l'Haggâg drüben im Luksortempel nehmen die Männer noch immer eine Barke auf die Schultern, und Geistlichkeit, Musiker, Soldaten, Tänzer und Sänger begleiten den Umzug nicht anders als zur Zeit des großen Himmelsherrn Amon. Bei Bestattungen in den Siedlungen zwischen Thebens Gräberhügeln erschallt das Sagarit, die hohe, schauerlich trillernde Totenklage der Frauen, nicht anders als zur Zeit der Thutmosiden...

Wir leben, glaube ich, zu sehr unter der Voraussetzung eines unablässigen, substanzändernden Wandels der Menschennatur.

Abendländische Großstädter müssen wohl solcher Auffassung sein.

Aber da ist das Land, und der Bauer, der ewige, vieltausendjährige — einerlei, ob rötlich oder gelb oder braun von Gesicht. Da ist die Melkzeit und die Futterzeit, das Umbrechen der Scholle, die zeitlose Gebärde des Säens und Erntens, der gute Schweiß und der Trunk im Sonnenglast.

Ach — glaubt denen nicht, die euch weismachen wollen, es gebe den modernen Menschen, und nur noch die Moderne habe Daseinsrecht...

Es gibt nur den ewigen Menschen mit seinen ewigen Anliegen: er atmet, schafft, zeugt und stirbt wie der Urmensch selber, und seine Kinder kommen nicht anders auf die Welt, als dies bei den Kindern jenes Steinschlägers der Fall gewesen ist, der auf den Höhen Thebens vor unfaßlichen Zeiten Faustkeile auf Vorrat zurechthieb. Mißtraut denen, die das Neue, Neueste preisen. Bildet euch nicht ein, der Mensch sei im Grunde ein anderer geworden, weil er unbemannte Flugzeuge in den Raum zu schicken und Atomkräfte nutzbar zu machen versteht. Unter uns, ringsum, lebt er noch, der mythische Mensch, der schweifende Jäger, der Viehhalter und Ackerbauer, der totale Mensch des Altertums, der fromme Mensch des Mittelalters. Er überdauert die Städte und ihre Moderne. Sie gehen dahin — wir wissen es —, ein kleiner Schorf auf dem großen Antlitz der Erde. Er bleibt: schweren, bedachten Schrittes zur rechten Zeit den Mist auf der Flur breitend, zur rechten Stunde das Vieh versorgend...

Mein Fälschervölkchen lebte noch dem Stein und seiner Gestaltung. Er lag ihm zur Hand wie jenen Alten, deren Gebeine rundum entweiht und verstreut unter den Strahlen des Rê im Nekropolensande vermorschten. Ihr Arbeitsgerät war der reine Behelf, und es gab keine Götter und Könige mehr, die ewige Befestigung im Bildwerk heischten. Nur noch Antiquare.

In ihnen aber dauerte die Antike und das uralte, das große Ägypten.

Zum Abschied wollten sie mir etwas Echtes, Altes verehren. Viel davon besaßen sie nicht, und meine stille Hoffnung, durch sie in die Geheimnisse des Felsenfriedhofes weiter eindringen und womöglich wichtige Objekte ans Licht ziehen zu können, konnten sie nicht erfüllen. Die Vergangenheit ihres Wohnbereiches beschäftigte sie nicht sonderlich. Sie lebten zeitlos der Forderung des Tages.

Zur Auswahl standen ein löwenfüßiges Bein von einem zerfallenen Holzstuhle der 18. Dynastie, ein paar arme, bedeutungslose Reliefbruchstücke, vier Ketten aus grünschimmernden, neu aufgefädelten Fayenceperlen und ein Splitter stucküberkleideten, flüchtig bemalten Holzes von einem Mumiensarge.

Den wählte ich schließlich — nicht ganz leichten Herzens.

Auf ihm ist Anubis dargestellt, eine aufgebahrte Mumie betreuend, der gute, verläßliche Beschützer der Totenstadt.

Manchmal nehme ich das kleine Bruchstück zur Hand, das in all seiner Anspruchslosigkeit von so sicherer Zuversicht spricht. Ja, ich würde es gern einmal in die ewige Wohnung mit hinübernehmen als Talisman und Unterpfand liebreicher Fürsorge.

Aber wir haben keine ewigen Wohnungen.

Nicht einmal die zeitlichen sind uns sicher.

PHARAONENGESICHTER

Rund fünfzig Jahre lang nach ihrer 1882 erfolgten Wiederauffindung durch die Wissenschaft hielten die Pharaonen der ägyptischen Weltmachtzeit im Altertümermuseum von Kairo Hof.

Die tüchtigen Berufsgrabräuber von Theben — seit dem 13. vorchristlichen Jahrhundert Generation auf Generation mit ihrem Gewerbe vertraut und somit von einer respektablen Tradition geleitet — hatten die Herrschermumien in ihrem Felsversteck bereits sechs Jahre früher entdeckt und auf das Geheimguthaben gelegentlich zurückgegriffen. Es ließ sich leicht ausmünzen, aber es rief schließlich, auf dem Markte die Kenner alarmierend, den Altertümerdienst auf den Plan.

Ohne ihren Spürsinn schliefen die großen Toten ihren tiefen Schlaf wohl immer noch unangetastet in der Obhut ihrer heimischen Bergwelt.

Die Geschichte des märchenhaften, die Welt lange in Atem haltenden Fundes ist zu bekannt, als daß es nötig wäre, sie hier noch einmal zu erzählen. Howard Carter hat sie im ersten Bande seines die spannendsten Kriminalromane an Spannungsgehalt übertreffenden Tutanchamon-Buches ausführlich zum besten gegeben. In einem abgelegenen, raublüsternen Sucherblicken sorglich verborgenen Behelfsgrabe, dort, wohin sie Priesterfürsorge bei dunkler Nacht und gewiß in Eile vor den immer wiederholten Ausplünderungen gerettet hatte, lagen in ihren Särgen, wie ein Tierrudel eng zusammengedrängt, die gewaltigsten Könige des Nilreiches, „Könige, deren Namen der ganzen Welt vertraut waren, aber die jemals zu Gesicht zu bekommen man selbst in den kühnsten Träumen nicht erwartet hätte". Einzelne hatten ihre Särge gewechselt, andere lagen paarweise oder gar zu dritt in ihren osirisgestaltigen Behältern. Es waren vielfach nicht mehr die ursprünglichen, die der Raubgier längst zum Opfer gefallen sein mochten, sondern schlichte Ersatzsärge aus der Zeit der letzten Umbettung, aber doch Königssärge mit dem heiligen Schmuck der Insignien. Manche der Mumien waren im Zuge der Überführung neu eingehüllt worden, und säuberliche Aufschriften in hieratischen Lettern gaben Auskunft über die verschiedenen Aufbewahrungsorte der Leichen bis zu ihrem Einzuge in die endgültige Zufluchtsstätte im Bergschweigen von Der el-bahari. Als die Museumsbarke nach nur achtundvierzigstündiger Ausräumungsarbeit mit ihrer Fracht toter Könige ihren Weg flußabwärts nahm, ereignete sich das unerwartete und wunderlich ergreifende Schauspiel, daß die Bewohner der ufernahen Dörfer wie bei einem Begräbnis ihre Flinten abfeuerten, während die Frauen in ihren schwarzen Gewändern strandentlang folgten, Staub über das zerraufte Haar streuend und allenthalben jene schrillbebenden Laute der Totenklage von sich

gebend, die sich zweifellos aus der Pharaonenzeit fortgeerbt hat. Mit dem Ereignis überkam sie das Bewußtsein einer stolzen Vergangenheit.

Es war für den Geschichtsempfänglichen ein großer, denkwürdiger Augenblick, wenn er im ersten Stockwerk des riesigen Altertümermuseums der ägyptischen Hauptstadt sich den enthüllten Hauptes in ihren Särgen Aufgebahrten gegenübersah.

Heute ruhen die Königsmumien in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten würdigen Mausoleum. Die Pietät ist zu loben, die sie Betrachtern entzog, welche für sie oft nicht viel mehr als flüchtige Neugier übrig hatten oder sie gar mit den gezeigten balsamierten und ausgestopften Tieren auf eine Stufe stellten. Gewiß war und ist ein Museum, ein dem Geiste und den Künsten geweihter Ort, keine rechte Stätte für sie. Und doch empfindet der wahre Freund altägyptischer Kultur im stillen manchmal etwas wie Bedauern darüber, nicht mehr vor sie treten zu können, um ihre Züge nach den Rätseln der Vergangenheit zu befragen.

Eine unschätzbare Vergleichsmöglichkeit ergab sich schon aus dem Nebeneinander der steinernen Herrscherbildnisse und ihrer wirklichen gekrönten Modelle.

Gewiß, Tod, Balsamierung, Schrumpfung der Gewebe und die mannigfachen Zugriffe der Zeit hatten nicht viel von der einstigen, lebenswarmen Erscheinung übrig gelassen. Viele Leichname erwiesen sich schon bei der Enthüllung als so in der Erhaltung gefährdet oder bereits zerfallen, daß man bei ihnen von einer musealen Aufstellung absah. Und auch bei den wohlerhaltenen Königsmumien bedurfte es für den Betrachter einer gewissen behutsamen Auseinandersetzung, bis der Blick über dem Befremdlichen und vielfach Bedrückenden das Wesentliche begriff.

Aber dann konnte es geschehen, daß wie beim Vorgange optischen Scharfeinstellens sich das einstige Lebensbild deutlicher und deutlicher heraushob und eine Identifizierung sich anbahnte, die ergriff und innerlich bewegte, als gediehe der Austausch zu einer Art persönlicher Bekanntschaft.

Und da zeigte sich dann, daß die vorzüglichsten der Steinbildwerke wirklichen Bildniswert besaßen und bei aller Stilisierung, aller Bindung an das Gesetz der Frontalität, mehr von der Natur des Dargestellten festgehalten haben, als man gemeinhin annehmen möchte.

Das älteste Königsantlitz, das man im hallenden Schweigen der hohen, umsichtig gegen Brandgefahr gesicherten Räume vor Augen hatte, umwoben noch Magie und Rätsel der Pyramidenzeit. Es gehörte dem allen Plünderern und Grabschändern zum Trotz in der Sargkammer seiner verfallenen Pyramide erhalten gebliebenen König Mernerê, dem Sohne Phiops' I., und damit einem Pharao der 6. Dynastie, unter der die Blüte des Alten Reiches sich mählich neigte, um in der Folge dann jäh und schrecklich zu entblättern. Die Überraschung war nicht gering gewesen, als der gelehrte Vertreter der ägyptischen Altertümerverwaltung die Mumie bei der Eröffnung des Bauwerkes noch an Ort und Stelle vorfand, konnte man doch nach den bis dahin in Gise und Sakkara gemachten Erfahrungen wirklich nicht erwarten, einen der Gottkönige jener frühen, schaffensmächtigen Zeit jemals

persönlich vor Augen zu bekommen. Bei der Überführung in das damalige Museum von Gise — sie erfolgte 1881 und geschah, wie Georg Ebers dies launig beschrieben hat, in einer offenen Droschke — begab sich das Mißgeschick, daß der erlauchte Leichnam just beim Passieren der großen Nilbrücke in mehrere Teile zerbrach. Dem Gesicht des vorzeitig und ohne Nachkommen Verstorbenen fehlt der Unterkiefer. Sonst ist es bis auf den flachgedrückten Nasenknorpel wohlerhalten: ein zartes, trotz kräftiger Backenknochen schmal wirkendes, ein wenig leidend aussehendes Antlitz mit hoher Stirn und wie schlummernd gesenkten Lidern über den kaum eingesunkenen Augen.

Die Reihe der im Versteck von Der el-bahari und im Grabe Amenophis' II. aufgefundenen Königsmumien des Neuen Reiches eröffnet eine geschichtlich besonders denkwürdige, deren Reste man nicht ohne lebendige Anteilnahme betrachten kann.

Es ist die Mumie des tapferen dritten Sekenjen-Rê-Tao, Kleinkönigs von Theben in der ausgehenden Hyksoszeit. Sie zeigt, daß der Fürst Meuchelmördern zum Opfer gefallen oder in offener Feldschlacht gegen die Bedrücker oder doch gegen diejenigen zugrunde gegangen sein muß, die sich als Kreaturen der fremden Vorherrscher gebrauchen ließen.

Er muß ein Mann voll Unabhängigkeitssinn und Stolz gewesen sein.

Und wie haben ihm die Waffen der Gegner mitgespielt!

Kaum vierzig Jahre ist er alt geworden. Drei schwere Wunden weist sein Haupt auf, jede von ihnen ausreichend, ihn zu fällen. Eine Streitaxt oder Keule hat links den Unterkiefer zerschmettert, und es ist anzunehmen, daß dies der erste Hieb gewesen ist, den er im Gefechte erlitten hat. Die kräftigen Zähne haben dabei die Zunge durchbissen. Zwei weitere tödliche Hiebe müssen unmittelbar gefolgt sein. Der eine durchschlug den Stirnknochen über dem rechten Auge, der andere spaltete die Hirnschale, so daß das Gehirn aus der furchtbaren Wunde quoll.

So sank er auf die Walstatt, der Entfesseler des befreienden Aufruhrs, und so muß er liegengeblieben sein, ohne daß die Gefolgsleute sich seiner annahmen, bis Schakale und Hyänen sich über ihn hermachten. Als man ihn endlich barg, war er bereits in Verwesung übergegangen. Ohne die rechte brauchgemäße Balsamierungsbehandlung ist er in aller Eile mit Binden und Leinentüchern umwickelt und dann in einem hölzernen, vergoldeten Sarge beigesetzt worden. Eine schlichte Ziegelpyramide wird am Hangsaume bei Dirâ Abu'n-Naga seine Grabstätte bezeichnet haben. Der große Behälter, der seine sterblichen Reste aufnahm, ist von strenger, massiger Form; sein Oberteil ist wie üblich als Königskopf gebildet, den eine besonders hohe und breite Haube umschließt.

Sekenjen-Rê-Tao war groß und schlank. Noch läßt sich erkennen, daß er eine gerade, an der Wurzel ziemlich breite Nase, kräftig vortretende Wangenknochen und einen schmallippigen, nicht großen Mund besaß, der leicht nach vorn geschoben war. Das Haupthaar ist verhältnismäßig dünn und von schwarzer Farbe. Backen- und Schnurrbart deuten sich durch schwache Stoppeln an. Sie bekunden, daß der König noch in der Frühe des Tages, der ihm den Tod brachte, wie gewöhnlich von seinem Hofbarbier rasiert worden ist.

Das Heldenende des starkherzigen Empörers ist im alten Ägypten nicht vergessen worden, wie uns Urkunden melden. Es hat das Fanal zum Befreiungskriege gebildet, der aus einem bis zur Pedanterie gewissenhaften Volke von Beamten und Bauern ein Volk ruhmstolzer Soldaten gemacht und die Botmäßigkeit fast der gesamten damals bekannten Welt in die Hände der Herrscher Thebens gelegt hat.

Deren mächtigster und fähigster ist dann Thutmosis III. gewesen. Unter den großen Gestalten des Alten Orients ist er, der klein und stämmig Gewachsene, eine der größten.

Es ist nicht möglich, das, was er zum Aufbau, zur Festigung und Sicherung des ägyptischen Imperiums in zweiunddreißig selbständigen Regierungsjahren, auf siebzehn insgesamt zwanzig Jahre währenden Feldzügen, geleistet hat, hier auch nur anzudeuten. Sein Realblick war so durchdringend wie sein Urteil, sein Offensivgeist so unwiderstehlich wie sein Organisationstalent. Man hat sein Genie mit dem Napoleons verglichen — mir scheint, es hat mehr mit dem größeren Cäsars gemein. *Ein* Hinweis auf sein Wirken besagt mehr als langes Ausführen von Einzelheiten: an den Wänden des Tempels zu Karnak hat er den Verlauf seiner Feldzüge in Annaleninschriften verewigen lassen, die — erstmalig für die Weltgeschichte — als kurze, knappe, völlig unpathetische Berichte mit unseren modernen Kriegstagebüchern durchaus vergleichbar und für die historische Forschung von geradezu unschätzbarem Werte sind.

Seine Mumie kam bei dem großen Funde in denkwürdigem Zustande an das Licht: ein formloses Leinenbündel, in der Herzgegend aufgewühlt, beraubt, in drei Stücke zerbrochen, von den im Altertum bergenden Priestern mit Hilfe von vier Steuerrudern geschient, von denen drei zwischen die Bandagen gesteckt waren, um den losen Körperteilen einen gewissen Halt zu bieten.

Der gewaltige Pharao, bei dessen Namen die Machthaber des Vorderen Orients zu schwören pflegten und dessen Thronnamen Mencheperrê man noch lange nach seinem Tode als Heilsbürgschaft in die Käfersteine und Amulette eingrub, erwies sich im Aussehen als ein echter Fellache, freilich im besten, im respektabelsten Sinne des Begriffes.

Sein Hinterschädel ist auffällig lang ausgezogen. Die niedrige Stirn wölbt sich über tiefliegenden, wissenden Augen, scharf treten die Wangenbeine hervor. Der Mund ist breit und voll, das ausgebildete Kinn spricht von ungewöhnlicher Tatkraft. Die große, kräftige, geschwungene Nase — von vielen herrlichen Bildnisskulpturen bekannt und auch der Königin Hatschepsut eigen — hat in ihrem unteren Teile dem Druck der pressenden Binden und den Zumutungen der Zeit leider nicht standgehalten. Der Kopf ist geschoren und glatt, das kahle, geschrumpfte, schmerzlich entstellte Überbleibsel eines unbestechlich weltkundigen alten Mannes ...

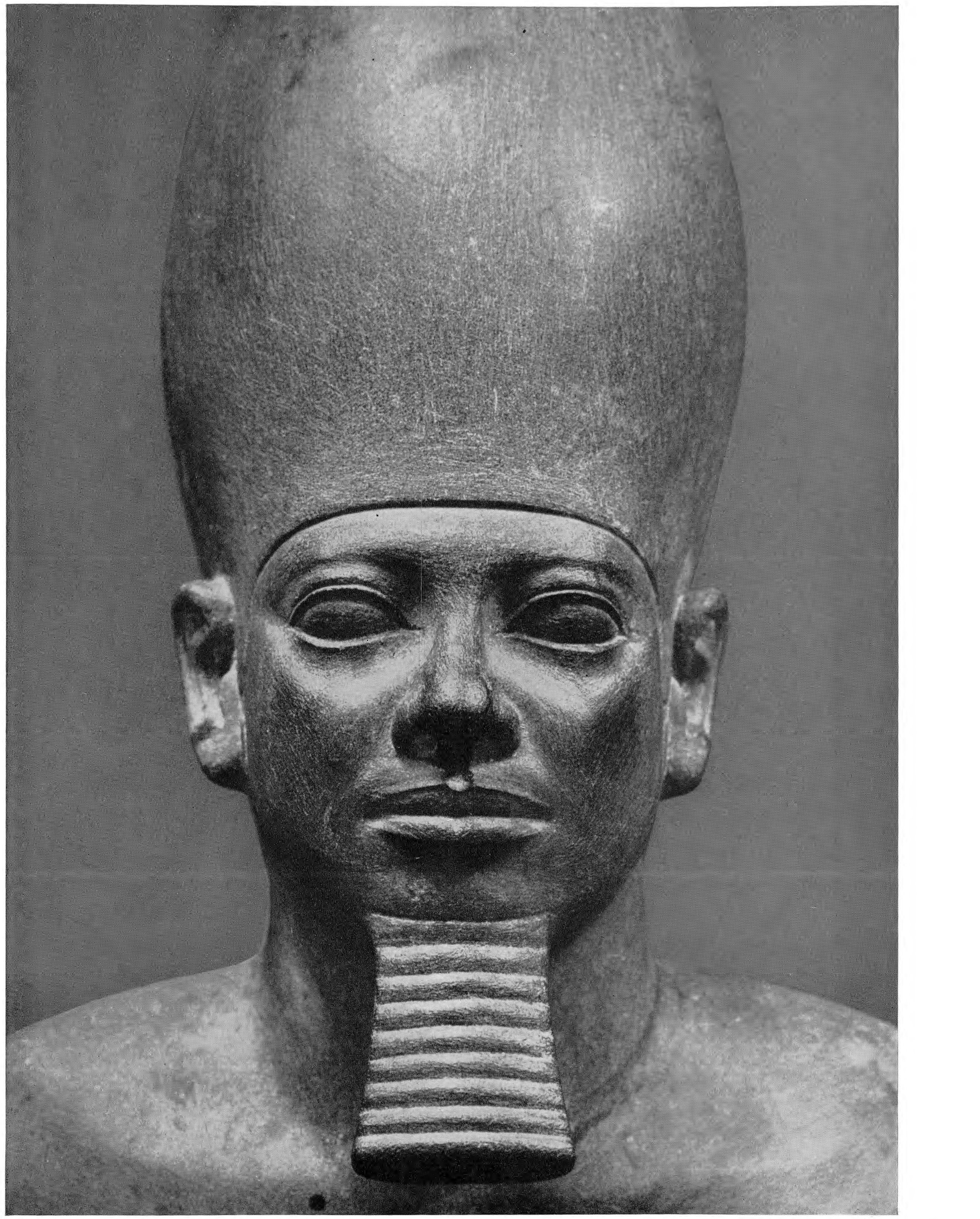
Aber was für ein Ausdruck in diesem Antlitz!

Keines der anderen Königsgesichter — und es schälten sich dazumal einzelne recht bedeutende aus den Mumienhüllen — hält neben ihm stand. Allein dies Gesicht ist wahrhaft unheimlich in seiner illusionslosen, des Aufwandes nicht bedürftigen Größe.

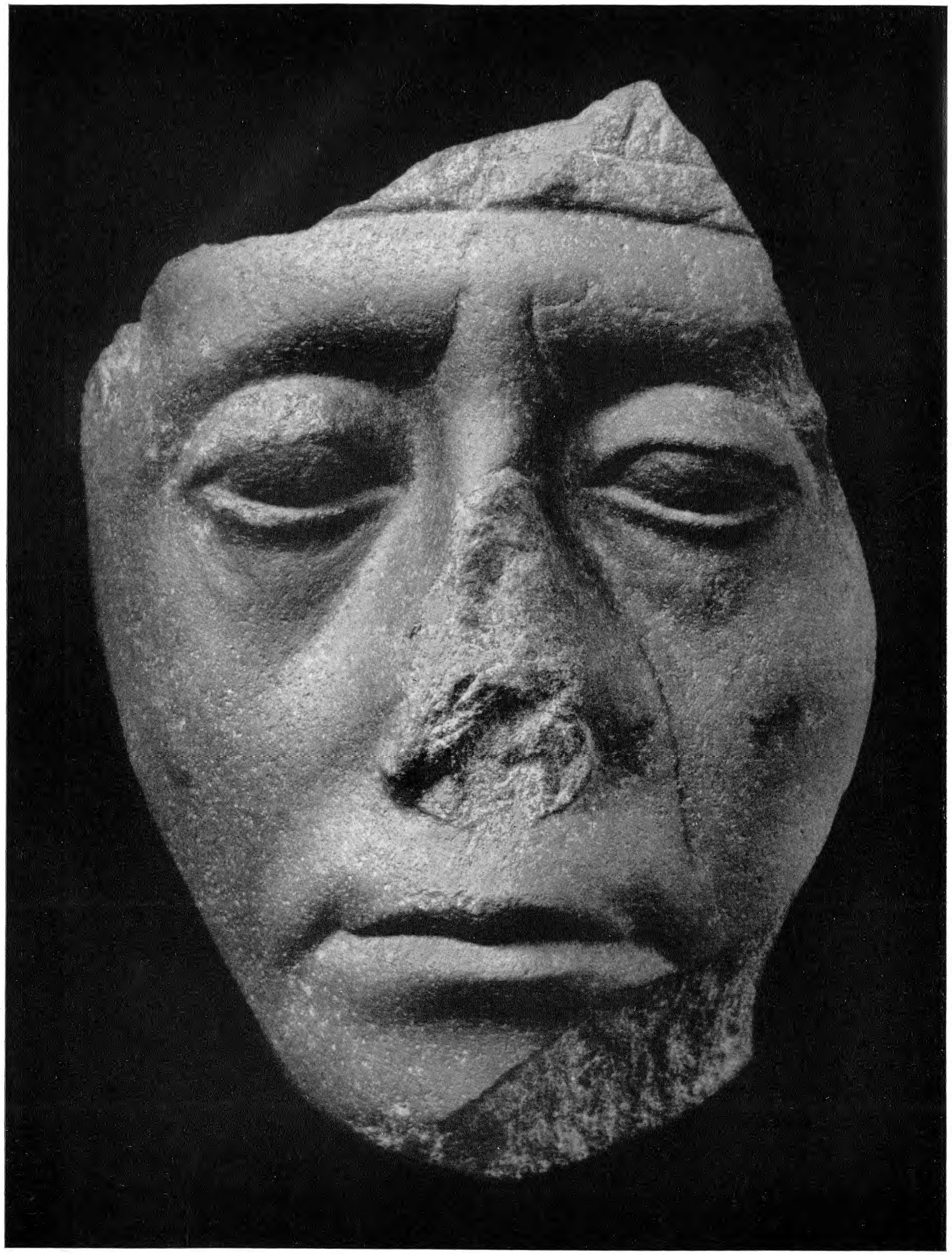
Es läßt sich nichts vormachen, noch heute nicht. Es fordert Rechenschaft und sieht nach dem Rechten — sieht und prüft auch mit geschlossenen Augen. Um den leicht geöffneten, dünnlippigen Mund, der einzelne Zähne sehen läßt, liegt es wie ein überlegen-sarkastisches Grinsen.

Obwohl auch die Statuen Thutmosis' III. mit gedrungenem Rumpfe und etwas kurzem, zwischen den Schultern nicht recht sich entfaltenden Halse gebildet sind, muß der König als Jüngling und in den frühen Mannesjahren eine elastische, gewinnende Erscheinung gewesen sein. Die berühmte Schieferstatue aus Karnak mit der hohen Krone des Südreiches zeigt ihn in Lebensgröße aufgerichtet und selbstbewußt schreitend als einen schönen, vornehmen Fürsten. Gerade diesem mit Recht vielbewunderten Meisterwerke sind auffällig realistische und gewiß lebenswahre Züge eigen: die kühngebogene, ganz individuell anmutende Nase, das völlig der Mumie entsprechende feste Kinn, die Tiefe und Gedrungenheit des Nackens, das wohlgeformte, für ägyptische Formtradition fast zu naturalistisch behandelte Ohr. Die Augen sind zwar konventioneller umschrieben und an den Außenwinkeln in breite Schminkbänder ausgezogen, sprechen aber nichtsdestoweniger von Beobachtungsschärfe und heiterer Klarsicht. Ein verbindliches Lächeln umspielt die Lippen, die noch in jugendlicher Frische zu blühen scheinen. Der Schritt hat etwas Federndes, als ginge es zu Fest und Tanz und nicht über die Symbole der unterworfenen Völker hin in eine der Schlachten, deren der zähe und unersättliche Kämpfer so viele bestand. Ein Zug geistvoller Belebtheit ist auch dem Gesicht jener anderen, unter den Knieen weggebrochenen, viel zu wenig abgebildeten Bildnisstatue des Königs im Kairener Museum eigen, die das Haupt von der gestreiften Haube umhüllt und mit dem breiten Ornatbarte ausgestattet zeigt. Wüßte man nicht durch den vorn am Gürtel eingegrabenen mächtigen Namen und durch den unverkennbaren Gesichtsaufbau, wen man vor sich hat, man würde an einen der Pflege der Künste und des Schrifttums zugetanen Friedensherrscher denken.

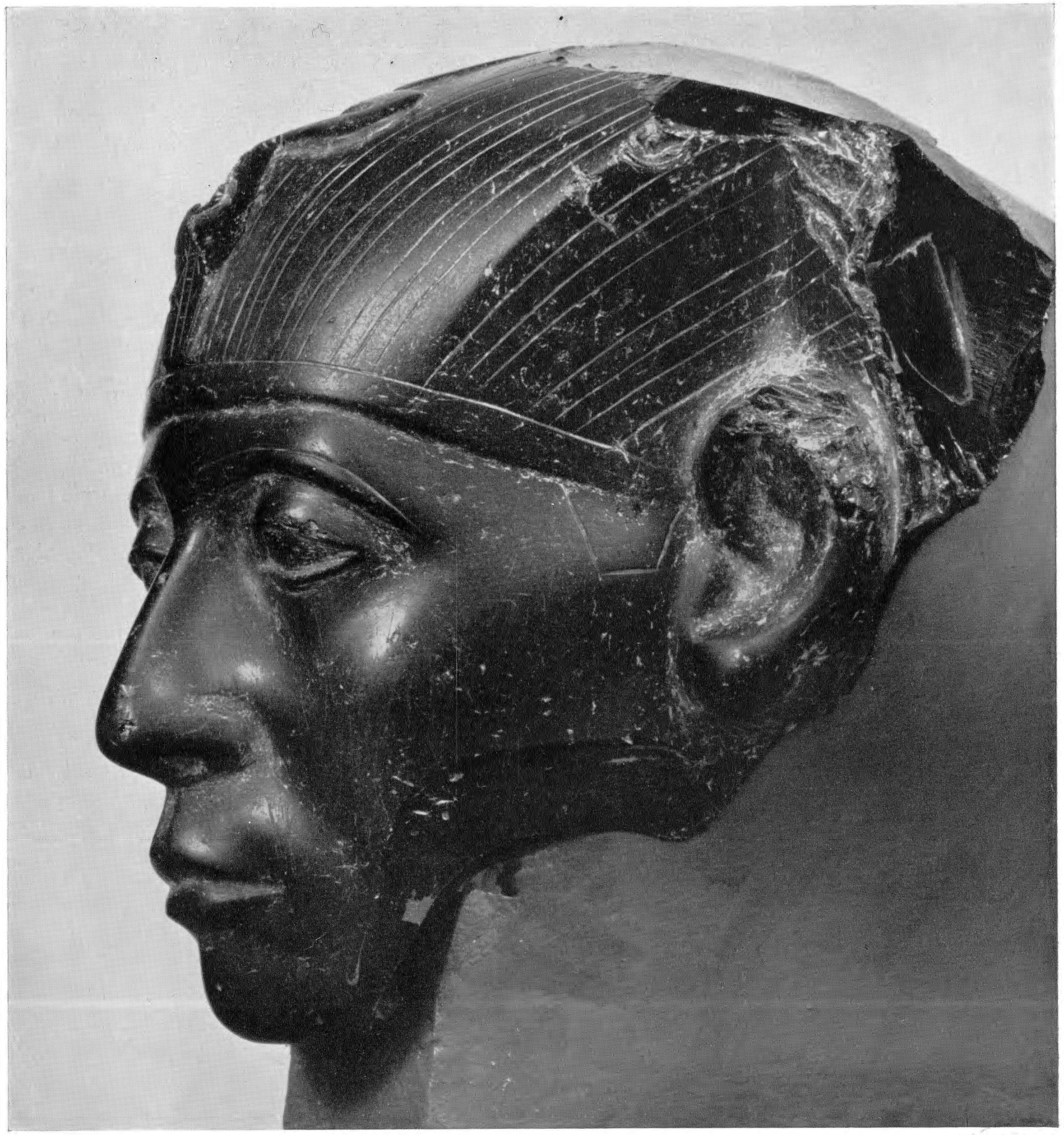
Von wunderbarer Feinheit des Zuschnittes ist das Profil des vierten Thutmosis, eines Enkels des großen Eroberers. Da wir keine ganz befriedigende Porträtstatue vor ihm besitzen, ist uns das Zeugnis seines Mumiengesichtes um so wertvoller. Er ist jung, noch vor dem dreißigsten Lebensjahre gestorben, ein schöngeistig und empfindsam wirkender, fürstlicher Mann, der noch im Tode das Kinn mit bezwingend aristokratischer Gebärde hebt. Scheitel und Hinterkopf sind noch vom vollen Schmuck des Haares bedeckt, das hier den Gesamteindruck einmal aufs wirksamste vervollständigt. Als Sohn des sporttüchtigen Kraftmenschen Amenophis II. muß er eher zart und labil gewesen sein, doch wissen wir, daß er sich rechtzeitig genug all jene soldatische und staatsmännische Härte auferlegte, die sein hohes Amt erforderte, als der Vater unerwartet und allzufrüh starb. Mit gesenkten



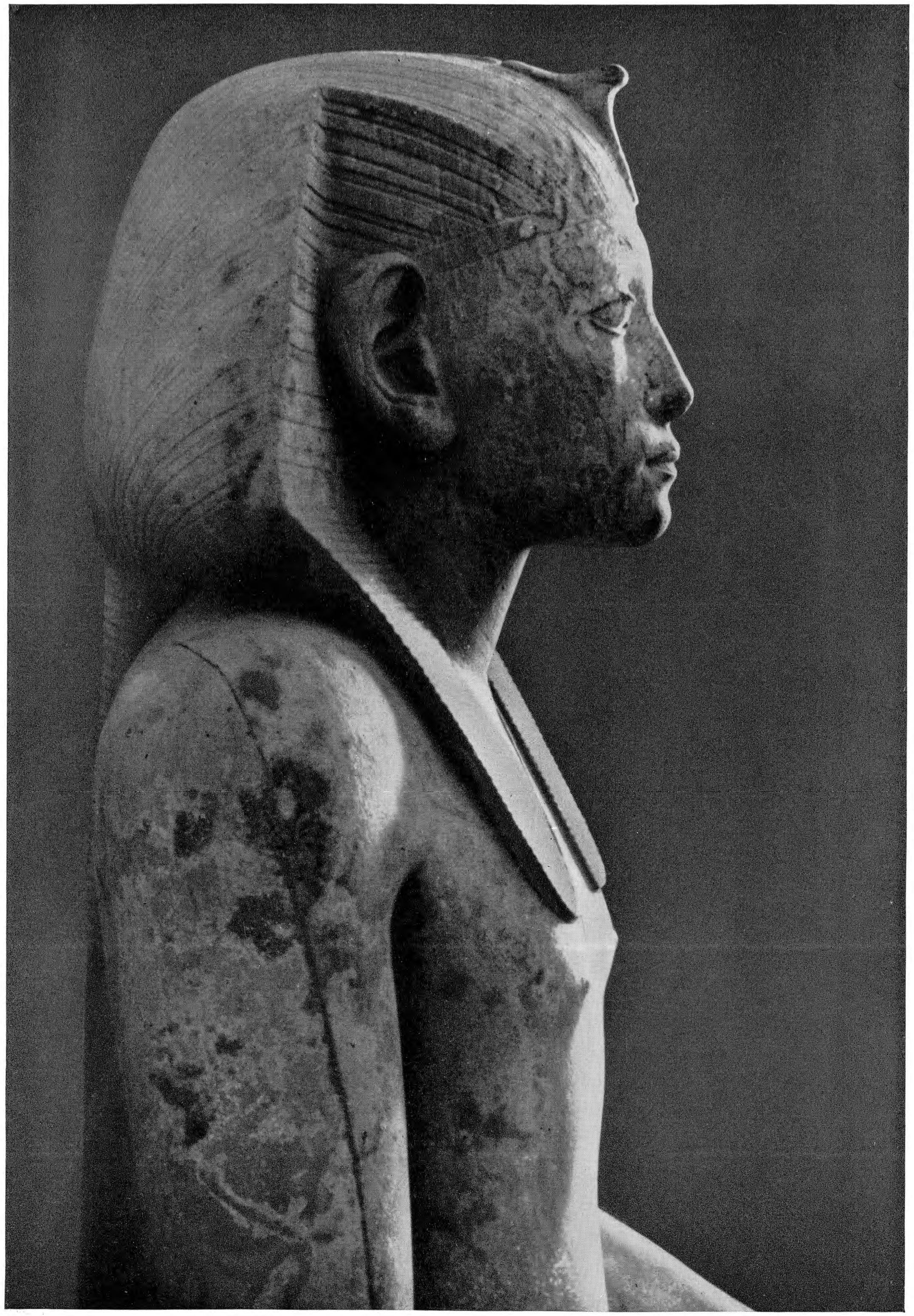
53 König Mykerinos (4. Dynastie) mit der Krone des Südreiches. Schieferbild aus dem unvollendet gebliebenen Talbau seines Pyramidentempels.



54 König Sesostris III. (12. Dynastie). Bruchstück von einer Sandsteinstatue.



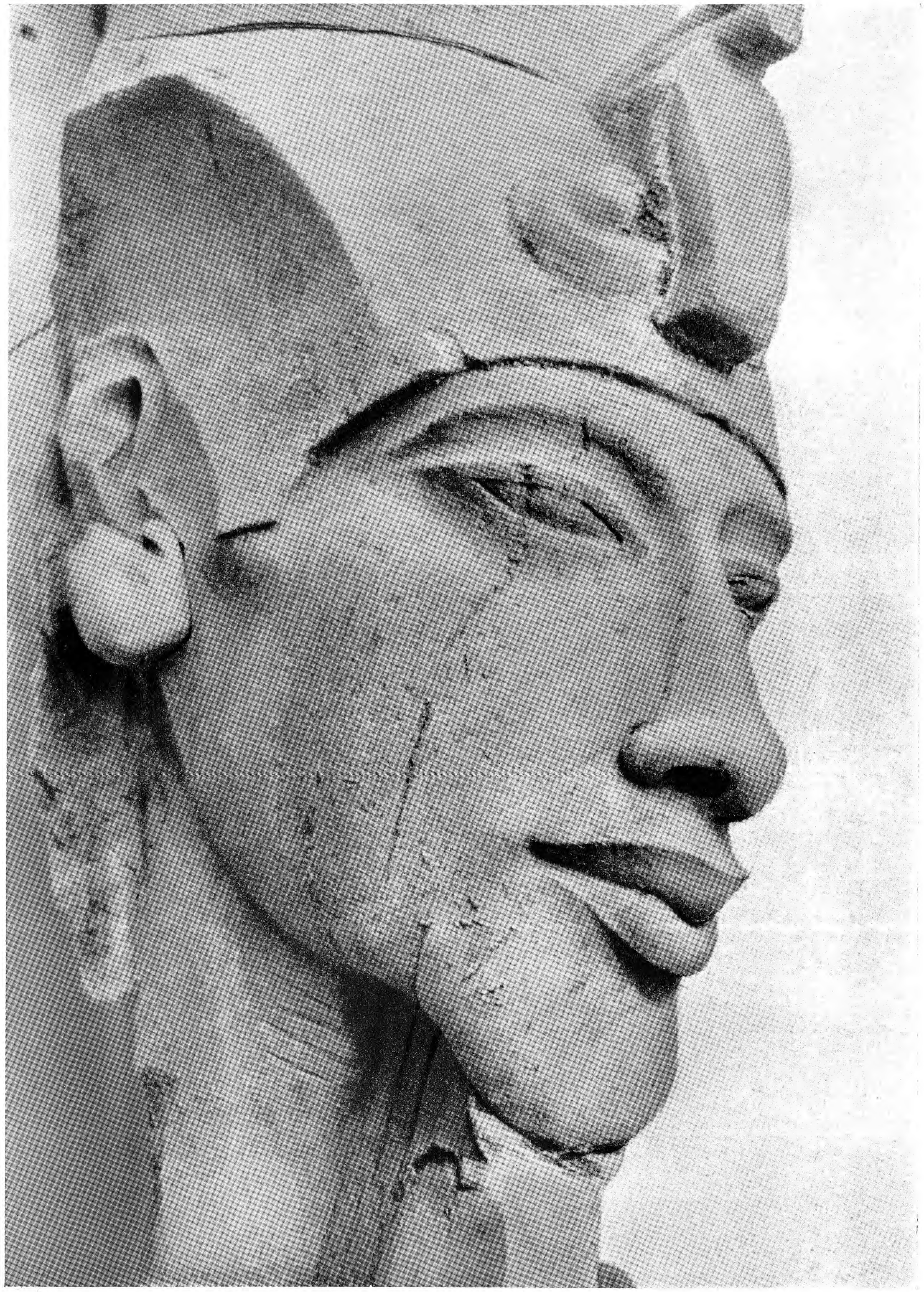
55 König Sesostris III. Künstlerisch wie technisch ist dies Fragment eines Obsidianbildwerkes eines der bedeutendsten Zeugnisse ägyptischer Bildnerfertigkeit.



56 König Amenemhêt III. (12. Dynastie). Aus dem völlig zerstörten Totentempel des Königs bei Hawara, dem berühmten „Labyrinth“ der antiken Reiseschriftsteller.



57 König Thutmosis III. Ein Hauptwerk der Bildniskunst des frühen Neuen Reiches (18. Dynastie). Aus dem Reichstempel von Karnak.



58 König Amenophis IV.-Echnaton (18. Dynastie).
Kopf einer Kolossalstatue aus dem Pfeilerhofe des Sonnenheiligtums, das der Reformator in Karnak vor Gründung seiner Residenz Achet-Aton (Amarna) aufführen ließ.



59 Oberteil des Goldsarges von König Tutanchamon (18. Dynastie) aus seinem thebanischen Grabe, — des kostbarsten Sarges, der je gefunden wurde. Er ist als Bildnis des zum Osiris verklärten Pharao gestaltet.



60 König Sethos I. (19. Dynastie) spendet einer Gottheit. Kalksteinrelief an einer Wand des Tempels von Abydos.



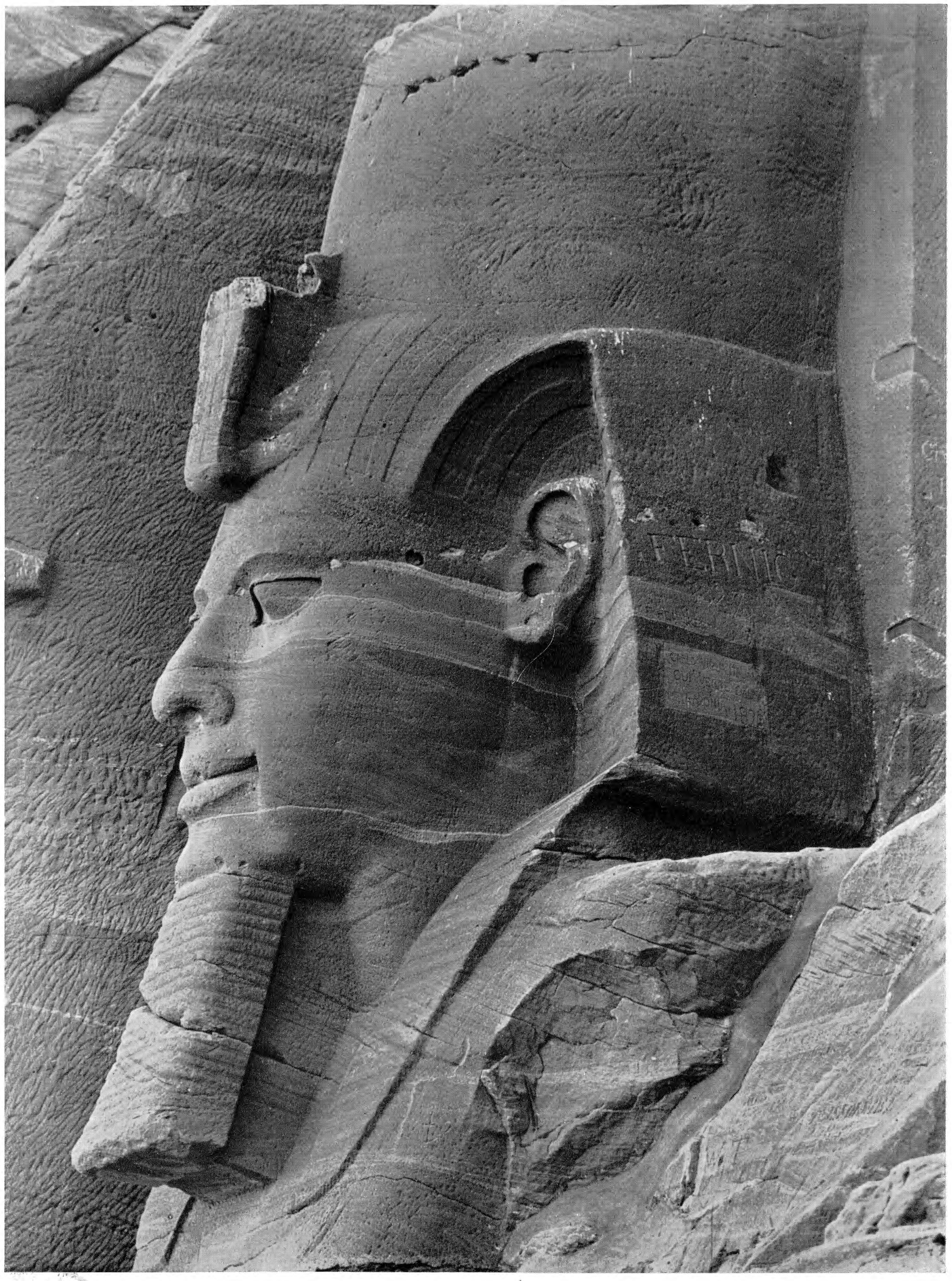
61 König Sethos I. Vorzeichnung zu einer nicht mehr zur Ausführung gelangten Reliefdarstellung auf einem Pfeiler im Grabe des Herrschers; ein in Handwerk und Stil gleich wundervolles Zeugnis des Zeitgeistes.



62 König Ramses II. Granitbild aus dem Tempel von Karnak.
Mit geradezu päpstlicher Hoheit und Güte blickt der große Ramses im Schmuck der blauen Krone, den Krummstab schulternd, auf die Untertanen herab, deren Leistungskraft er freilich aufs äußerste angespannt hat.



63 König Ramses II. Kopf des Granit-Sitzbildes der gegenüberstehenden Seite.



64 Ramses II. (19. Dynastie) im kolossalen Felsenbilde an der Fassade des ganz aus der Bergwand gehauenen großen Tempels von Abu Simbel (= „Vater der Kornähre“) in Nubien.

Lidern und entspanntem, friedlich-vornehmen Ausdruck scheint er zu schlummern, und es kostet keine Überwindung, ihn zu betrachten. Die Archäologen sollten in ihm ihren Patron verehren, denn er hat durch die schon erwähnte planmäßige Freilegung der großen Sphinx von Gise ein Beispiel gegeben, das — freilich auf andere als die von ihm beabsichtigte Weise — zu fruchten nicht aufgehört hat.

Besonderen Reiz bereitete es, Vergleiche zwischen dem Mumienprofil des großen ersten Sethos und seinen herrlichen Flachbildnissen anzustellen, an denen die Tempelmauern des wohlerhaltenen Heiligtums bei Abydos, die Quadern zu Kurna und die Wände seines tief ins Herz der thebanischen Bergwelt führenden Riesengrabes so überreich sind. Die Übereinstimmung ist frappant. In kaum einem anderen Falle läßt sich der offenbare Porträtcharakter derartiger Darstellungen so augenfällig nachweisen wie hier.

Freilich, die Erhaltung des königlichen Totengesichtes grenzt auch an das Wunderbare.

Es ist den Balsamierern gelungen, es bei aller Bewahrung seiner charakteristischen Züge zur Kunstform zu steigern — einer Kunstform, die geradezu vergessen läßt, daß man hier einen einst eingesalzenen und gedörrten Leichnam vor sich hat.

Der Tod scheint vom Geiste überwunden.

Die Erhabenheit des Gottköniggedankens, noch einmal gedacht und verwirklicht in einer schon überfeinerten, mählich aus den Fugen gehenden Gesellschaft und Zeit, hat das Herrscheranlitz zum plastischen Symbol erhöht.

Ja, — man sieht ihn priesterlich überlegen und zugleich voll urbaner, weltmännischer Sicherheit das Gottesbild salben, schminken, bekleiden und mit der hohen, altehrwürdigen Doppelkrone ausstatten wie an der unvergeßlichen weißen Wand zu Abydos. Man sieht ihn, den Sohn des Rê, im Begriff, denen Nahrung und Spende zu reichen, die in all ihrer Göttlichkeit ihm gleich sind an Würde und Majestät — den Unsterblichen, die ihn brüderlich umfassen, wie er sie kraft seines hohen Auftrags umfaßt. Atum und Ptah, Harachte und Nut, Osiris und Horos, Isis und Hathor dauern vor seinem geschlossenen Blick. Man brauchte nicht die Druckstellen an der salbölgeschwärzten Stirn und Schläfe zu gewahren, um zu wissen, daß dieses Haupt Diademe und Kronenhauben umschlossen, an denen sich drohend die Schutzschlange des Sonnengottes aufbäumte, Feuer und Verderben denen entgegenspeiend, die Schlimmes im Sinne trugen...

Alles, Auftrag und Erfüllung, ist allein in die Hoheit der Züge eingeschrieben.

Die Nase — mit ihrem edlen, leichten Knick den Bildhauerhänden wie eine Letter vertraut gewesen — ist fast formgetreu erhalten. Der Mund mit den herrisch geschürzten Lippen schweigt beredt. Auf der Unterstirn zwischen den Bogen der Brauen ballt es sich noch von Energie. Nur die Lider, die fast geschlossenen Lider, wissen von Müdigkeit, jener Müdigkeit, die allein der Starke kennt.

Denn er war stark vor den Göttern und Menschen, Seti Menmaatrê, der heldenhaft kühne Vater des gespenstisch greisen großen Ramses, der ihm gegenüber gebettet war. Kein stattlicherer Pharao hatte seit Menschengedenken auf dem

Throne des Horos gesessen. Er hatte die Chabiru beruhigt und Kanaan zurückgewonnen, es war ihm in jähem Ansturm gelungen, die Städte der altumkämpften Ebene Jesreel einzunehmen, das Jordantal im Osten zu überschreiten und eine Siegestafel im fernen Hauran zu errichten. An den Südhängen des Libanon hatten die Fürsten sich beeilt, ihm ihre Gefolgschaft anzubieten, ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß er nördlich bis nach Simyra vorgedrungen ist und von dem Fürsten Zyperns Vasallengeschenke empfangen hat wie die gewaltigen Kriegskönige der 18. Dynastie. Gleich in seinem ersten Regierungsjahre mit Heeresmacht von der Grenzfestung Zaru aufbrechend, hatte er zurückerobern können, was den unkriegerischen Händen des unseligen Echnaton entglitten war.

Uns gilt nicht geringer, daß er der Kunst des Neuen Reiches zu einer späten, sublimen Blüte verhalf, die bei aller schon akademisch bedachten Kalligraphie an Zartsinn und Vornehmheit ihresgleichen sucht.

Er hat sich damit verdient, als Kunstwerk zu dauern.

Im Tode ist er sein eigenes Denkmal geworden, fortdauernd wie der Ruhm seiner Dynastie, die sich gegen den zunehmenden Druck der Wandervölker des Nordens zu behaupten hatte und die Sonne der Weltmachtgeltung schon gegen Abend hin sich senken sah.

Wenn man von seinem Sarge an den des Sohnes trat, mußte das Auge sich erst damit abfinden, daß der uralte, als Neunzigjähriger gestorbene Ramses Miamun das Kind des stattlichen Mannes sein solle, den der Tod in den besten Jahren dahingerafft hatte und um dessen Stirn und Kinn es noch immer wie jugendliche Entschiedenheit und Tatkraft lag.

Ramses Miamun, der zweite, der große Ramses ...

Schöpfer einer Welt in Stein, Vater eines ganzen Volkes von Herrschern und Hohenpriestern — er, der die harte Prüfung der Schlacht bei Kadesch bestand und seinen Frieden mit dem Chetiterreiche schloß in einem Bündnisvertrage, der — das älteste schriftlich überlieferte Dokument dieser Art — die verworrenen Verhältnisse in Vorderasien auf lange Zeit hin regelte.

Als Geist und Charakter mag er dem großen Thutmosis nachgestanden haben. Er war gewiß eitel, ruhmbedürftig, von einer Geltungssucht, deren Schonungslosigkeit die noch schöpferischen Volkskräfte weit über Gebühr angespannt und endlich geradezu gebrochen hat. Wie eine tyrannische Geißel waltete sein Wille über der Welt am Nil; sein gigantischer Steinhunger ließ sich nicht befriedigen. Nicht genug, daß er wahre Berge versetzte, um aus ihnen Kolosse, Obelisken, Architrave und Säulentrommeln von unerhörter Größe meißeln zu lassen, er eignete sich auch die Riesenbilder der Vorfahren an und ließ sie tief und derb mit seinen Namen versehen. Nein, seine Größe hat nicht die nüchterne, wie selbstverständliche Schlichtheit des gewaltigeren Mannes, der seinen Wesir anwies, beim Rechtsprechen die Vertrauten des Pharao am wenigsten zu schonen.

Als Persönlichkeit hingegen hat er einen überwältigenden Eindruck hinterlassen. Wir begreifen es ohne Hinweis, wenn wir auf seine Züge blicken.

Hundertundfünfzig Jahre hindurch nach seinem Tode galt es für unmöglich, Pharao zu sein, ohne daß man zugleich ein Ramses war. So tief hatte sich der Stempel seiner Originalität dem Unterbewußtsein der Nation eingeprägt.

Und wie tragisch einzigartig war sein persönliches Schicksal.

Er, dem man nachgerechnet hat, daß er bei seinen zahlreichen Ehen insgesamt 79 Söhne und 59 Töchter gezeugt hat, war zu einem so langen Dasein verurteilt, daß er nicht nur sämtliche seiner älteren Kinder — von denen einzelne seine besondere Hoffnung waren — sondern schließlich sich selber überlebte. Als eine Ruine, des Geistes und der Sinne kaum noch mächtig, muß er schließlich dahingegangen sein.

Dennoch ist seinem ausgezehrten Antlitz mit der kahlen, fliehenden Stirn, der gekrümmten, einem Raubvogelschnabel ähnlichen Nase und dem herrischen Munde eine zwingende Hoheit eigen. Das rechte Auge ist zugekniffen, das linke leicht geöffnet — und dieser Blick, der kein Blick mehr ist, läßt nicht los. Noch immer ist in den gespannten Greisenzügen etwas von dem adligen Zauber zu spüren, der die besten seiner Bildnisse auszeichnet: Gesichter voll überlegener, weltbezwingender Anmut, still und gütig lächelnd, als blicke ein großer Kirchenfürst segenspendend auf eine friedliche Heerschar von Gläubigen herab.

Bei einer so außerordentlichen Erscheinung kann es nicht wundernehmen, daß sie auch als Leichnam ungewöhnlicheren und wechselvolleren Schicksalen ausgesetzt gewesen ist als die anderen auf uns gekommenen Pharaonen. Es hat sich mit dieser Mumie immer wieder etwas Besonderes ereignet.

Als die Beraubungen im Königsgräbertale immer dreister wurden und die geheiligten Leichen immer mehr und mehr in Gefahr gerieten, organisierten Plünderungen zum Opfer zu fallen, wurde sie zunächst in die besser zu überwachende Gruft Sethos' I. gebracht; Vater und Sohn fanden sich in den Gemächern der Unterwelt zusammen.

Aber alsbald muß auch das Sethosgrab erbrochen worden sein, und es gab offenbar keine Autorität, solche Unternehmungen zu verhindern.

Nun barg man den großen Ramses in dem Grabe der Königin Inihapu.

Wir wissen nicht, wie lange er dort Ruhe hatte.

Jedenfalls erwies es sich eines Tages als erforderlich, ihn gemeinsam mit anderen mühsam geretteten Mumien im Felsgrabe König Amenophis' I. zu bestatten.

Alle diese Quartierwechsel haben die mit den Bergungen und Überführungen betrauten Priester auf den einzelnen Mumienhüllen gewissenhaft notiert.

Unter Herihor, dem Priesterkönige, mit dem der Amons-Klerus nach Beiseiteschiebung des letzten, nicht untüchtigen Vertreters der Dynastie den Thron Ägyptens für sich in Beschlag nahm, ist dann — wir wissen nicht, was den Entschluß reifen ließ, können uns aber denken, daß völlige Hilflosigkeit gegenüber den Grabschändern ihn erzwang — die endgültige Regelung erfolgt.

Nicht weit ab von jenem imposanten Felskessel, in dem König Mentuhotep

und die geniale Königin Hatschepsut ihre Totentempel anlegen ließen, bohrte man an versteckter Stelle in das mürbe, minderwertige Gestein jenes Versteck, das hier schon mehrfach erwähnt worden ist: einen Schacht von 12 Metern Tiefe, an den sich ein Gang von 60 Metern Länge und eine flache, rohgehauene Kammer von rund 8 Metern anschlossen. Hier vereinigte man die so lange hin und her Geschleppten, eine erlauchte, das ancient regime des Neuen Reiches noch in Entwürdigung und Armut verkörpernde Gesellschaft, und hier haben sie bis zur erneuten Ruhestörung im Jahre 1875 Frieden gefunden.

Die Enthüllung der Ramsesmumie war begreiflicherweise ein Ereignis von besonderer Bedeutung.

Sie fand — wie dies in der Neuzeit üblich ist — vor einem illustren Kreise von Archäologen und Vertretern des staatlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens statt.

Als das verwitterte, von einem schier übermenschlichen Selbstbewußtsein gezeichnete Antlitz des Pharao sichtbar wurde, vor dem vielleicht Moses gestanden hat, war die Erregung so groß und die allgemeine Bewegung so lebhaft, daß der Leichnam fast umgestürzt worden wäre.

Hernach im Museum entwickelte sich eines Tages eine kribbelnde Fauna von Fliegenmaden in den storren Strähnen des Greisenhaares.

Der große Ramses mußte sich einer Badekur in Quecksilber unterziehen.

Und dann leistete er sich etwas ganz Besonderes.

Angesichts der entsetzten Museumsdiener hob er eines Tages gebieterisch den Unterarm ...

Das tyrannische Gespenst begann sich zu regen. Die Wärter suchten außer Fassung das Weite.

Sonnenstrahlen, die tagtäglich eine bestimmte Stelle am Ellenbogen des Königs erhitzt hatten, müssen dazu geführt haben, daß schließlich ein Gelenk aus der Pfanne sprang und eine Spannung des verdorrten Gewebes sich damit jäh löste.

Wie mag er heute aussehen, Ramses Miamun? Ist es ihm wohl bekommen, aufs neue umgebettet, in feierlichem und stillem Kondukt durch die nächtlichen Straßen von Kairo geführt zu werden? Wird er im Mausoleum von weiteren Störungen verschont bleiben? Oder schwindet er allmählich dahin, ein armer, zu lange schon dauernder Schatten einstiger Herrlichkeit?

So kennt ihn die Bibel:

„Darnach ging Mose und Aaron hinein und sprachen zu Pharao: So sagt der Herr, der Gott Israels: Laß mein Volk ziehen, daß mir's ein Fest halte in der Wüste.

Pharao antwortete: Wer ist der Herr, des Stimme ich hören müsse, und Israel ziehen lassen? Ich weiß nichts von dem Herrn, will auch Israel nicht ziehen lassen ...

Weiter sprach Pharao: Siehe, des Volks ist schon zu viel im Lande, und ihr wollt sie noch feiern heißen von ihrem Dienst ...

Man drücke die Leute mit Arbeit, daß sie zu schaffen haben, und sich nicht kehren an falsche Rede ...

Da zerstreute sich das Volk ins ganze Land Ägypten, daß es Stoppeln sammelte, damit sie Stroh hätten.

Und die Vögte trieben sie, und sprachen: Erfüllet euer Tagwerk, gleich als da ihr Stroh hattet ...

Pharao sprach: Ihr seid müßig, müßig seid ihr; darum sprecht ihr: Wir wollen hinziehen, und dem Herrn opfern ...

Und man setzte Fronvögte über sie, die sie mit schweren Diensten drücken sollten; denn man bauete dem Pharao die Städte Pithom und Raemses zu Vorratshäusern ...“

Also steht es geschrieben.

Kein Dragoman klopft jetzt mehr auf die Glasscheibe über seinem Antlitz, seine über die Galerie verstreute Touristenschar an diesem Hauptanziehungspunkte zu sammeln.

Pharao hat seine Ruhe.

Und doch sähe man gern noch einmal in der schon leeren Halle kurz vor Museumsschluß auf das herrische Antlitz, vor dem Moses und Aaron standen.

Eine kleine Zahl unvergeßlicher Pharaonengesichter aus Stein wird man nicht mit den entsprechenden Mumienzügen vergleichen können, was auch der nimmer ruhende Spaten des Ausgräbers noch zutage fördern mag. Sie sind durch Räuberungestüm, Zufall oder Haß davor bewahrt geblieben, in fremde Jahrtausende hinein zu dauern.

Nur im Bildwerke wirken sie fort.

Aber ihre Wirkung ist groß.

Da ist vor noch nicht langer Zeit in den Saal, der die Denkmäler des frühen Alten Reiches beherbergt, ein lebensgroßes Sitzbild aus bemaltem Kalkstein eingezogen, dessen unheimliche Verschlossenheit an Ausdrucksmacht fast alle anderen Königsbildnisse übertrifft. Es ist voll echter Magie, ja, es hat etwas geradezu Visionäres.

Bei seinem Anblick werden die uralten Pyramidensprüche laut und man fühlt sich in eine Sphäre einbezogen, in der andere Realitäten als die uns bestimmenden wirksam sind.

Es ist die Grabstatue König Djosers, unter dessen Regierung die ersten künstlerisch durchdachten großen Quaderbauten Ägyptens aufgeführt worden sind, und sie wurde in einer seinem gewaltigen Stufengrabmal nordöstlich vorgelagerten Kalksteinkammer gefunden.

Zwei in die massive Wand der Kammerfront gebohrte Löcher hatten dem steinernen Pharao die Verbindung mit der Außenwelt vermittelt. Durch sie hatte er mit nun längst von Plünderern ausgebrochenen glänzenden Quarzaugen prüfend auf den seiner Verewigung geweihten Tempelbezirk hinausgesehen — auf die

durch Steinverwendung unvergänglich gemachten Bauwerke seines Regierungssitzes, seinen am Himmel wie auf Erden untilgbar dauernden Herrschbereich.

Königskopftuch und Perücke sind von sonderbarer, so später bei Königsbildern nicht wiederkehrender Form. Im Verein mit dem überlangen künstlichen Zeremonialbarte verstärken sie den Eindruck des fremdartig Altertümlichen. Die Glieder sind kaum aus der pfeilerhaften Masse des Steins gelöst.

Das Antlitz aber ist Porträt, schon hier im Frühlicht der 3. Dynastie. Obgleich schwer verstümmelt, spricht es mit den tiefliegenden, leeren und doch dämonisch blickenden Augen, den vorstehenden Backenknochen und dem aufgeworfenen Lippenpaar der vorspringenden Kieferpartie von starker, gesammelter Persönlichkeit. Unter diesem schier sagenhaften Herrscher wirkte als oberster Staatsbeamter der große Imhotep, Baumeister, Arzt, Richter und Verwaltungsleiter in einem, und dazu vielleicht Schöpfer des Kalenders, nach dem wir im Grunde uns heute noch richten. Auch als Schutzpatron der Schreiber wurde er durch die Folgezeit hin allgemein verehrt, und die Ägypter der Ptolemäerzeit haben in ihm geradezu einen Gott gesehen.

Mit der unzugänglichen Herbheit seiner Gesichtszüge verglichen, wirken die des Königs Chephren nahezu aufgeschlossen. Sein Dioritbild gehört nicht minder, aber auf andere Weise, zu den großen Persönlichkeitserlebnissen, die ein Gang durch die Denkmälersammlung von Kairo vermittelt. Leicht überlebensgroß und bezwingend durch die überlegene Meisterung des herrlichen harten Werkstoffes, ist es durch die einmalige Formidee des Falkengottes geadelt, der von der Rücklehne her die Schwingen um das Hinterhaupt des thronenden Herrschers breitet. Pyramide und Tempel lassen bei aller Gewalt der Eindrücke, die sie bieten, nicht ahnen, daß Skulpturen solchen Ranges einst den Zusammenklang vervollständigt haben, Skulpturen, die auf den ersten Blick davon überzeugen, daß der Begriff des Klassischen sich nicht auf die hellenische und hellenistisch-römische Kunstsphäre beschränkt.

Denn was kann gültiger sein als diese plastische Ausprägung der Majestät? Welches Herrscherbild anderer Kulturen und Zeitalter kann sich an schlichter Größe der Gesinnung, an Überzeugungskraft mit diesem messen?

Ohne sonderlichen Aufwand sitzt ein wohlgewachsener, im Rumpf vielleicht ein wenig gedrungener Mann auf einem würfeligen, vorn rechts und links durch zwei hochbeinige Löwenvorderteile unauffällig verzierten Block. Er ist lediglich mit einem gefältelten Schurz bekleidet und trägt jenes ingeniös erdachte, nun zum fortab üblichen Schnitt ausgereifte Kopftuch, das alle Gesichter, die es umrahmt, zu Verwandten der Sphinx macht.

Aber es handelt sich hier nicht wie dort um eine ungeheure Durchwirkung von Menschgott, Tierwesen und Architektur.

Es ist ein in aller Erhabenheit menschliches Gesicht voller Klugheit und Gesundheit, dessen Blick sich da wach auf ein Ziel in unbestimmter Ferne richtet. Das Gesicht eines sendungsbewußten, gebieterischen Menschenbruders, aber doch eines

Bruders. Feine individuelle Kennzeichen sind in sein entspanntes Gleichmaß gemischt: eine leichte Krümmung des Nasenrückens, ein nur andeutendes Absetzen der fülligen Wange gegen die Oberlippe hin. Sie reichen eben aus, der Klassik dieses Formenrhythmus etwas von persönlicher Farbe zu verleihen. Nicht mehr. Alles Altertümliche ist gewichen. Ohne Verstecktheit, ohne Gewalttätigkeit, voll gelösten Maßes dauert der König.

Und dann tritt man vor die Bildnisse Sesostris' III. und seines Sohnes, des dritten Amenemhêt, und es bahnt sich eine weitere, wiederum gänzlich anders geartete Bekanntschaft an. Eine Bekanntschaft, die sich hernach in der Erinnerung noch vertieft.

Man erfährt persönliches Schicksal, eingebettet in die Schichten einer neuen Staatwerdung, geschichtsbestimmt und doch ganz auf die einsame Kraft der Selbstverantwortung gestellt.

Die Tapferkeit der illusionslosen Seele spiegelt sich in Gesichtern ohne Selbsttäuschung, willensstarken, zielbewußten und doch gleichsam erloschenen Gesichtern, die nichts mehr zu erhoffen, nur noch auf einen verschwebenden Klang zu horchen scheinen.

Wo sind auf Erden ergreifendere Züge gestaltet worden? Wir kennen diese Männer und kennen ihr mühsames, Überwindung forderndes Werk. Die Texte und Urkunden jener Tage erweisen, daß unsere gefühlsmäßige Deutung nicht irrt. Sesostris III., ein Krieger und Organisator wie nach ihm der dritte Thutmosis, der ihn zum Landesgotte Nubiens erhob, hatte schwerer als an der Sicherung der Südgrenze an der Entmachtung der einheimischen, auf alte Vorrechte pochenden und dem Königshause in vielem verbundenen Gaufürstengeschlechter zu tun. Er mag durch die Dynamik der staatsnotwendigen Entwicklung oft genug gezwungen worden sein, sich gegen die Stimme in der eigenen Brust zu kehren. Davon spricht der müde Gram, der sich in den Gesichtern seiner großen und kleinen Statuen der granitenen Soldatenhärte gesellt. Amenemhêt III. fand offenbar die Lage des aus tiefem Verfall zurückgewonnenen Staates gesichert und geklärt, als er die Regierung übernahm. Und doch kann auch er, der weise, milde, segensreiche Friedenswerke Betreibende, seines Wirkens nicht froh geworden sein. Ein feierlich-resignierter Verzicht drückt sich in den wunderbar abgeklärten Gesichtszügen seiner Bildnisse aus. Er fühlte wohl, daß er einem abendlichen Hause angehörte und daß die Sterne des an tiefen und gewaltigen Leistungen reichen Mittleren Reiches, das seine Vorväter dem Chaos abgerungen hatten, im Sinken begriffen waren.

Das letzte der in der langen Statuenfolge wirklich aufrührenden und packenden Königsgesichter ist das Echnatons.

Aus der Persönlichkeit bricht der geistige Revolutionär, der Häretiker, hervor, der sich selber das Gottesbild schaffen muß, um anbeten zu können.

Ungeheuerlich in seiner fanatischen Selbstgenügsamkeit, ein groteskes Orna-

ment priesterköniglicher Autarkie, schwebt dieser Kopf über dem stengeldünnen Halse der Pfeilerfiguren des Sonnenheiligtums von Karnak.

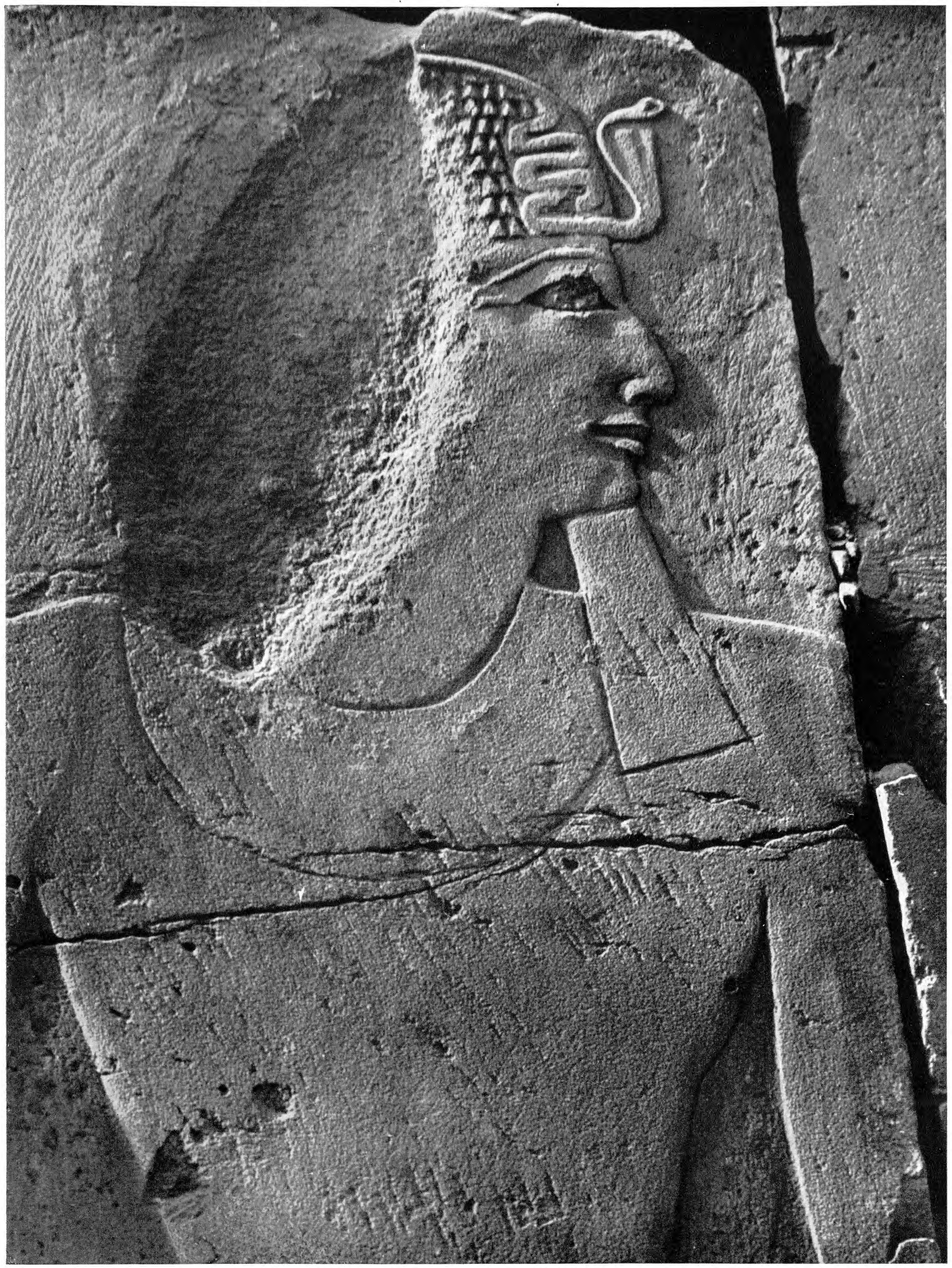
Förmlich eine Verhöhnung von Tradition und Sitte, gewiß. Aber auch eine zum Letzten entschlossene, des Abgrundes an Gefahren nicht achtende Selbstbefreiungstat des Menschengeistes, der seitdem ein Wühler geblieben ist, noch in Unseligkeit und Ächtung sich selber treu. Untertan nur den eigenen Gesetzen.

Es ist mit guten geschichtlichen Gründen gerade von fachägyptologischer Seite immer wieder versucht worden, die Rolle Echnatons zu bagatellisieren. Sein Versagen gegenüber den staatspolitischen Realitäten ist nicht zu bezweifeln. Aber es ist demgegenüber doch bemerkenswert und nicht ohne Gewicht, daß das abendländische Empfinden noch des zwanzigsten Jahrhunderts sich mit seinem Wirken und Werk lebendiger identifiziert als mit dem der anderen Pharaonen.

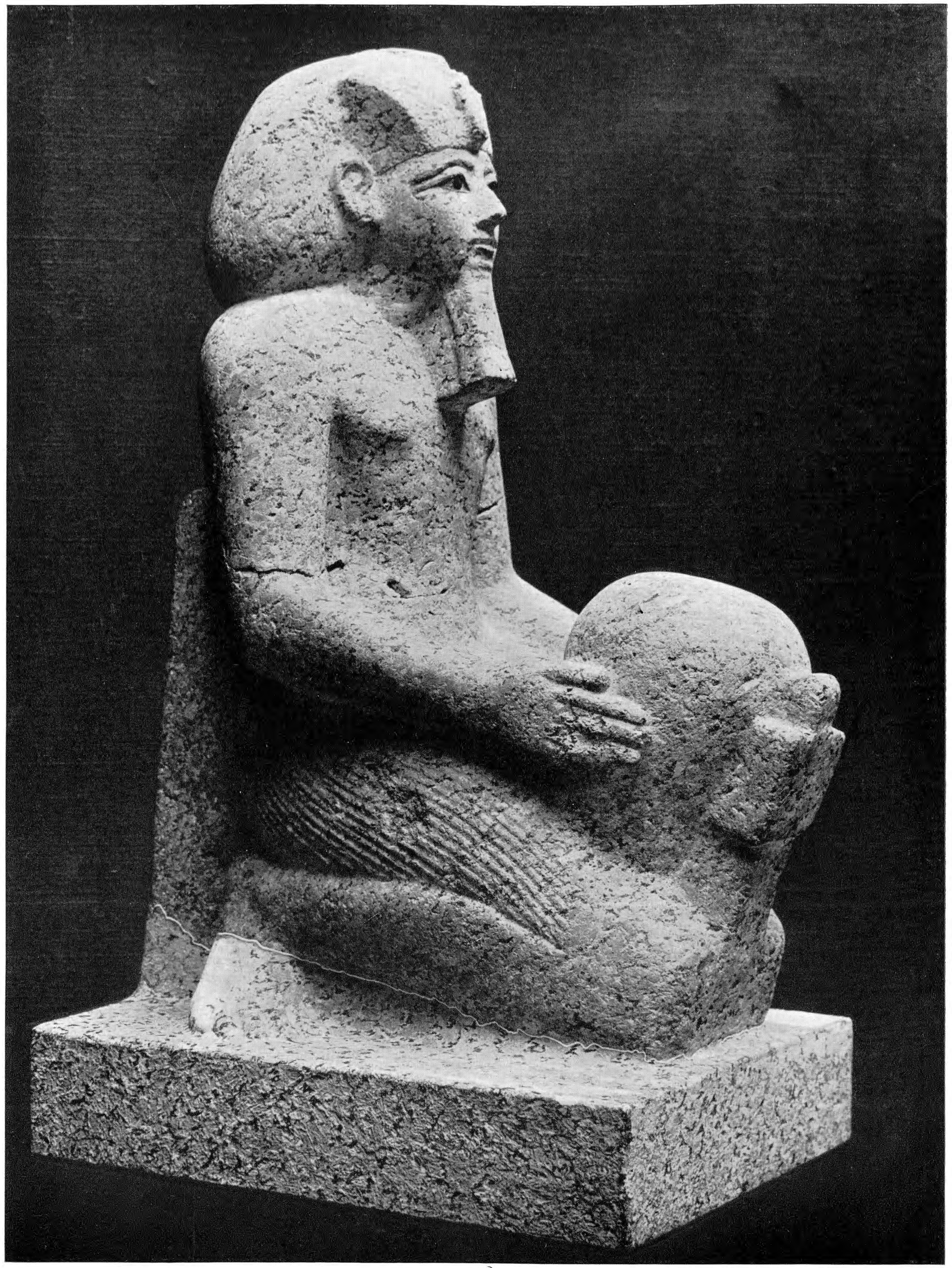
Es ist wirklich eine Zeitwende, die er — getrieben und treibend — bewirkt hat.

Mit dem Wegzuge seines Hofes hat Theben weltpolitisch ausgespielt.

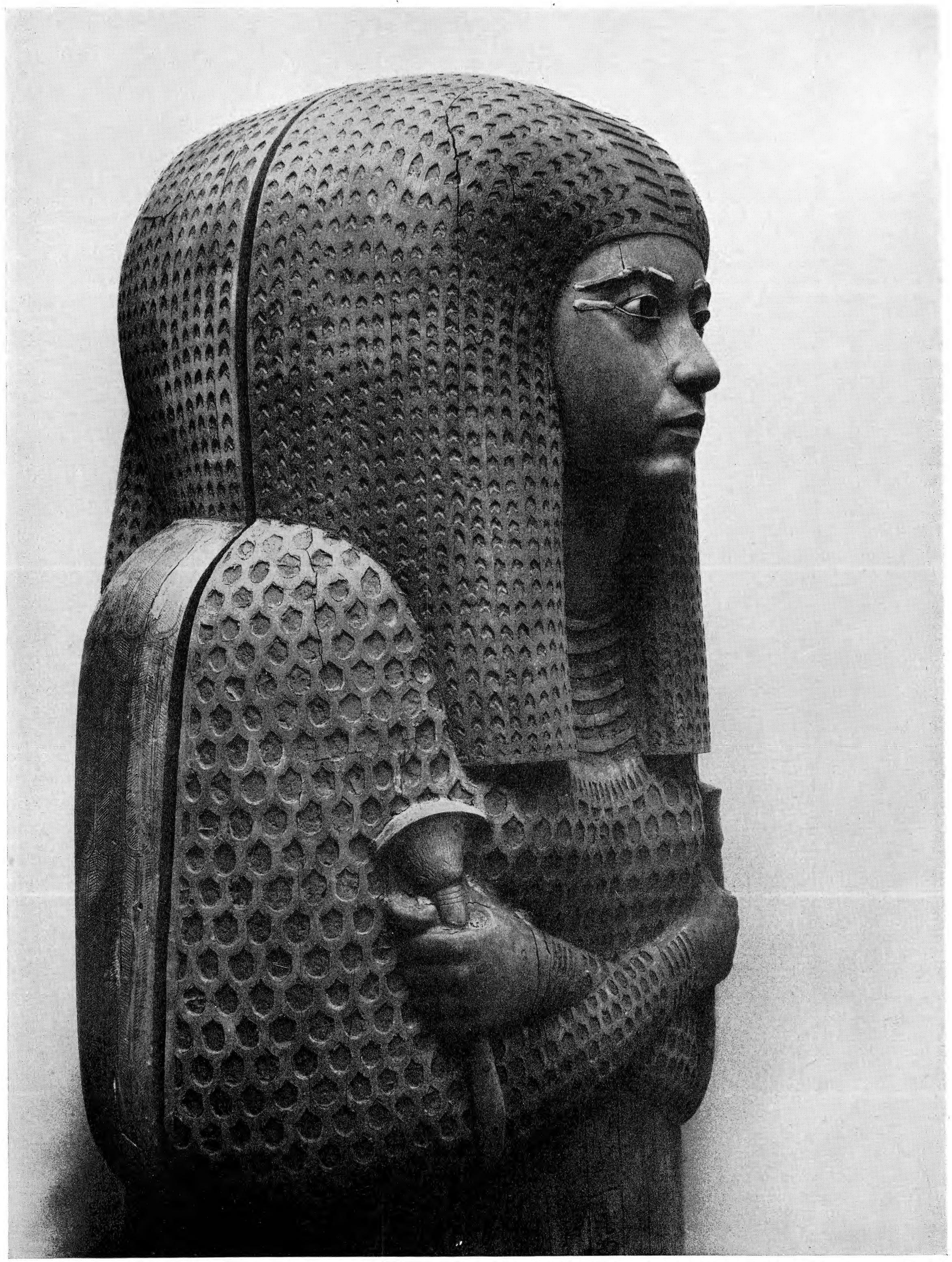
Wohl sah die „hunderttorige“ Südhauptstadt unter Tutanchamon, Eje, Haremhab und manchem der nachfolgenden Pharaonen wieder Königsglanz. Aber die Geschicke des Nilreiches wurden in der Folge mehr und mehr in Memphis und jenen Residenzen entschieden, welche die Herrscher Ägyptens unter dem Druck der Verhältnisse im Deltagebiete nahe der Mittelmeerküste errichteten.



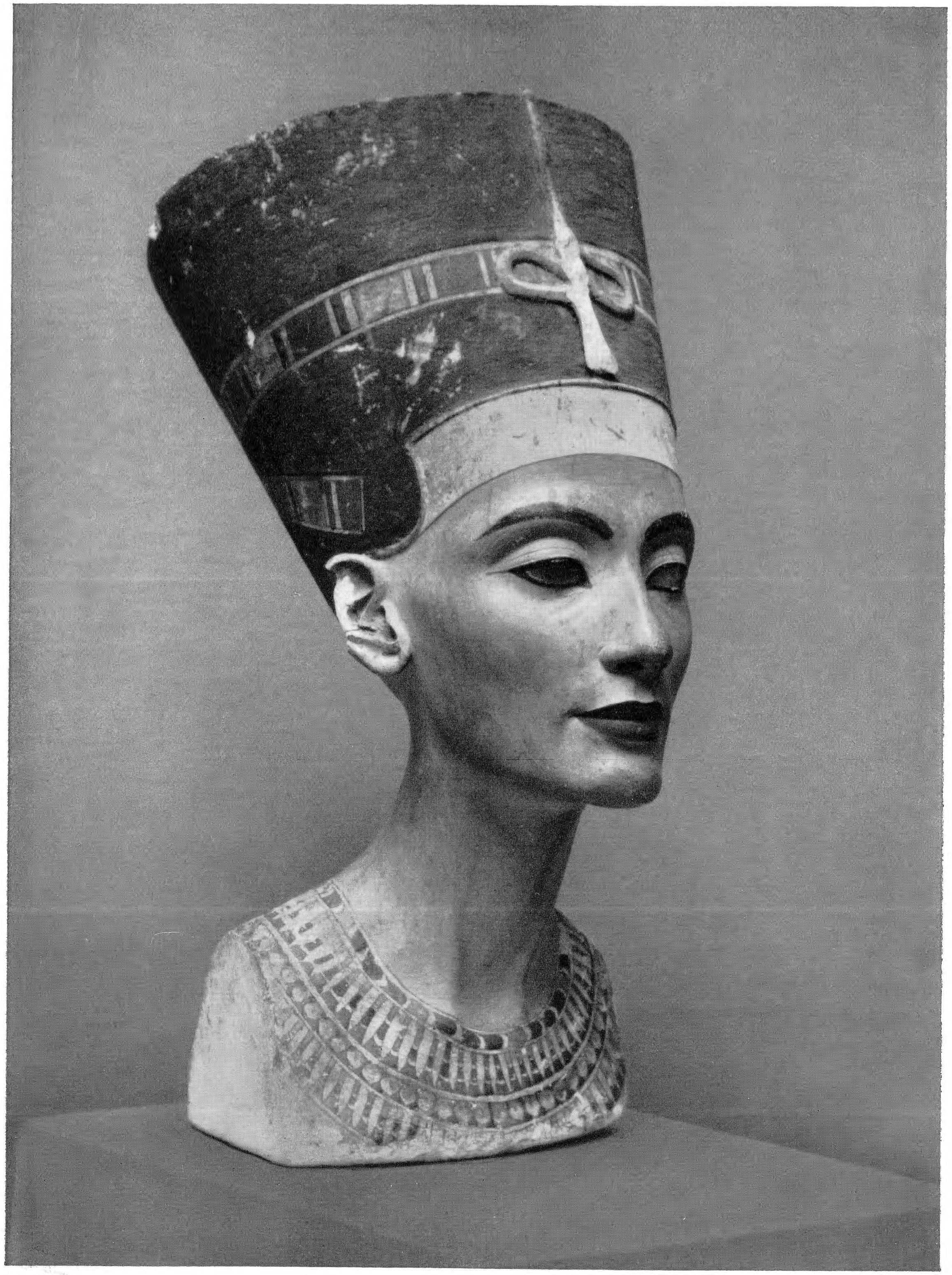
65 Königin Hatschepsut (18. Dynastie).
Nur wenige Bildnisse der berühmten, eigenwilligen Herrscherin haben wie dieses, an einer Wand in Karnak erhaltene, den von ihrem Nachfolger Thutmosis III. entfachten Bildersturm überdauert.



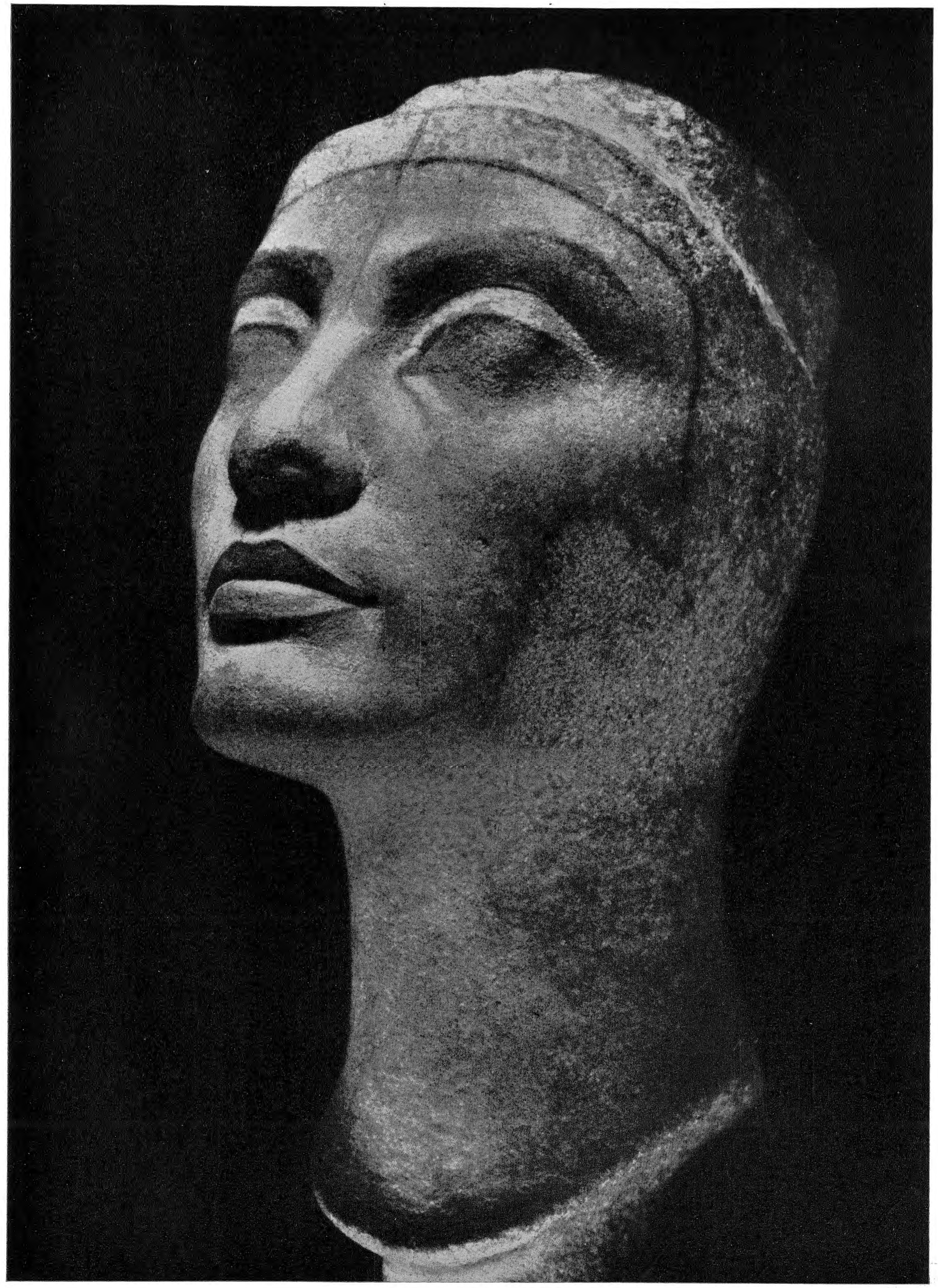
66 Königin Hatschepsut bringt knieend ein Weihgefäß dar.
Granitbildwerk von ihrem Terrassenheiligtum in Theben.



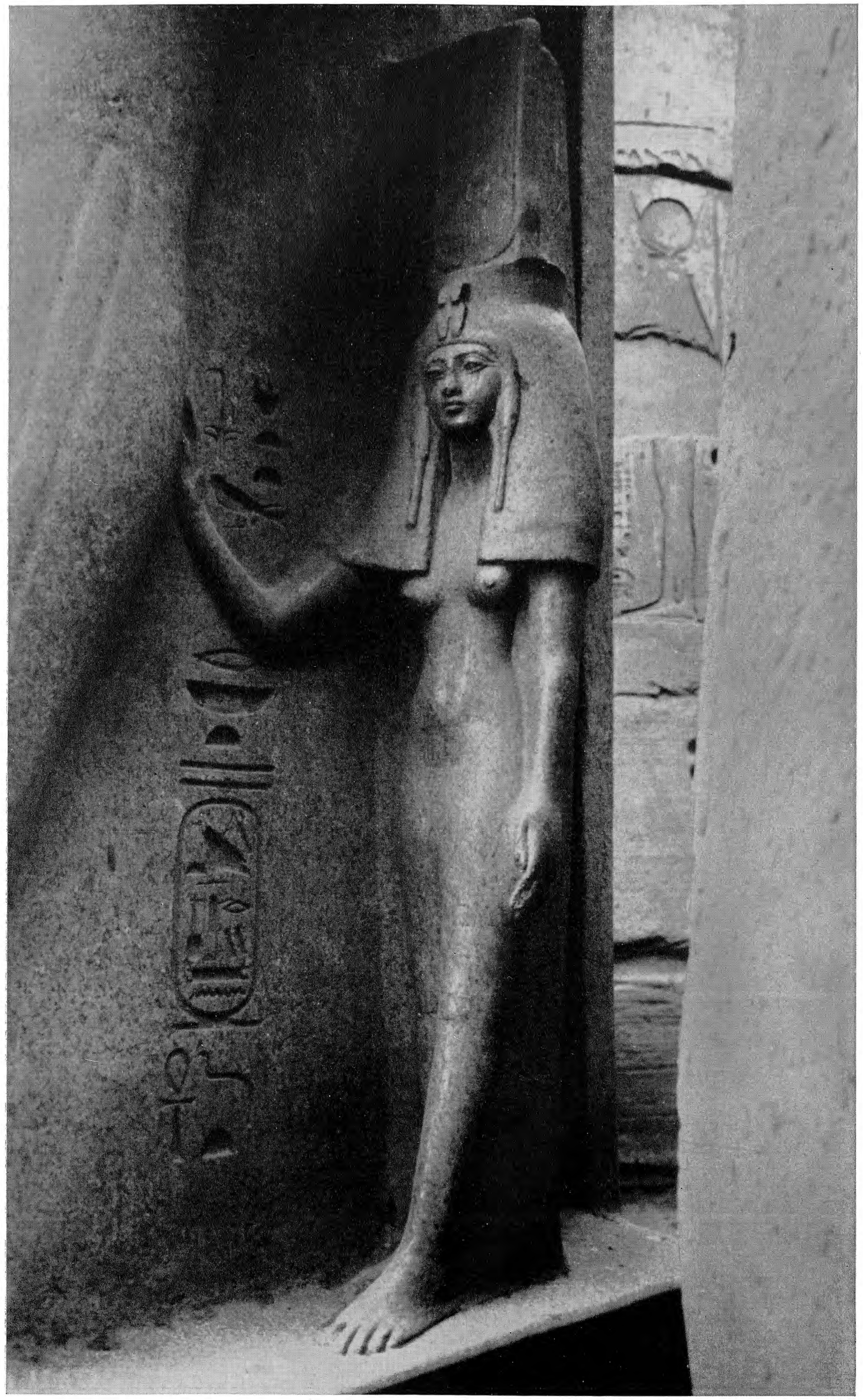
67 Eines der feinsten Frauenbilder des frühen Neuen Reiches ist mit dem riesigen Zedernholzsarge der Königin Merit-Amon, der Tochter Thutmosis' III. und Gattin Amenophis' II., von amerikanischen Ausgräbern in der thebanischen Nekropole an das Licht gebracht worden.



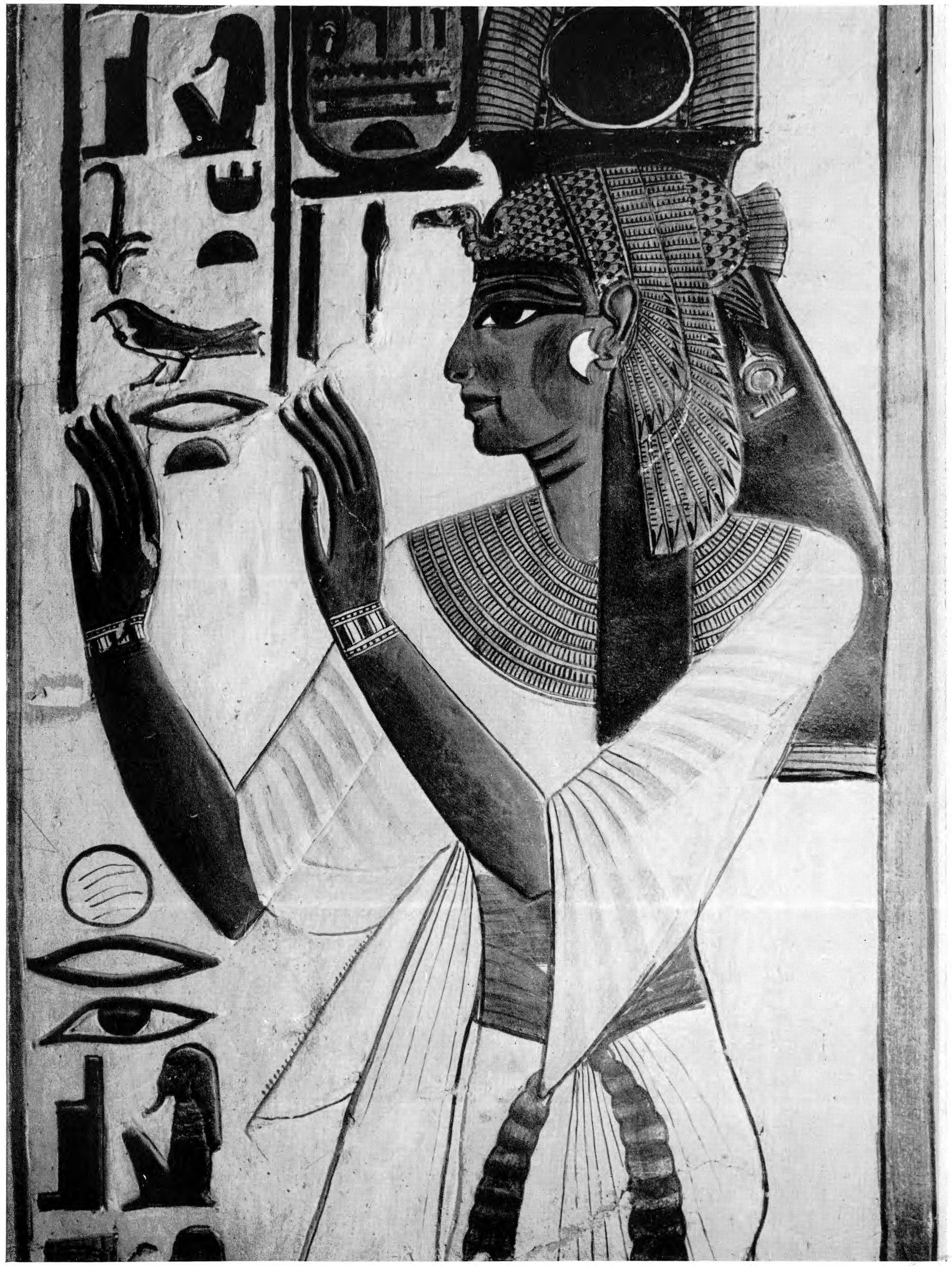
68 Die bemalte Modellbüste der Königin Nofretete (18. Dynastie) aus der Werkstatt des Hofbildhauers Thutmosis in Achet-Aton (Amarna) hat sich die Neigung der Weltöffentlichkeit erworben.



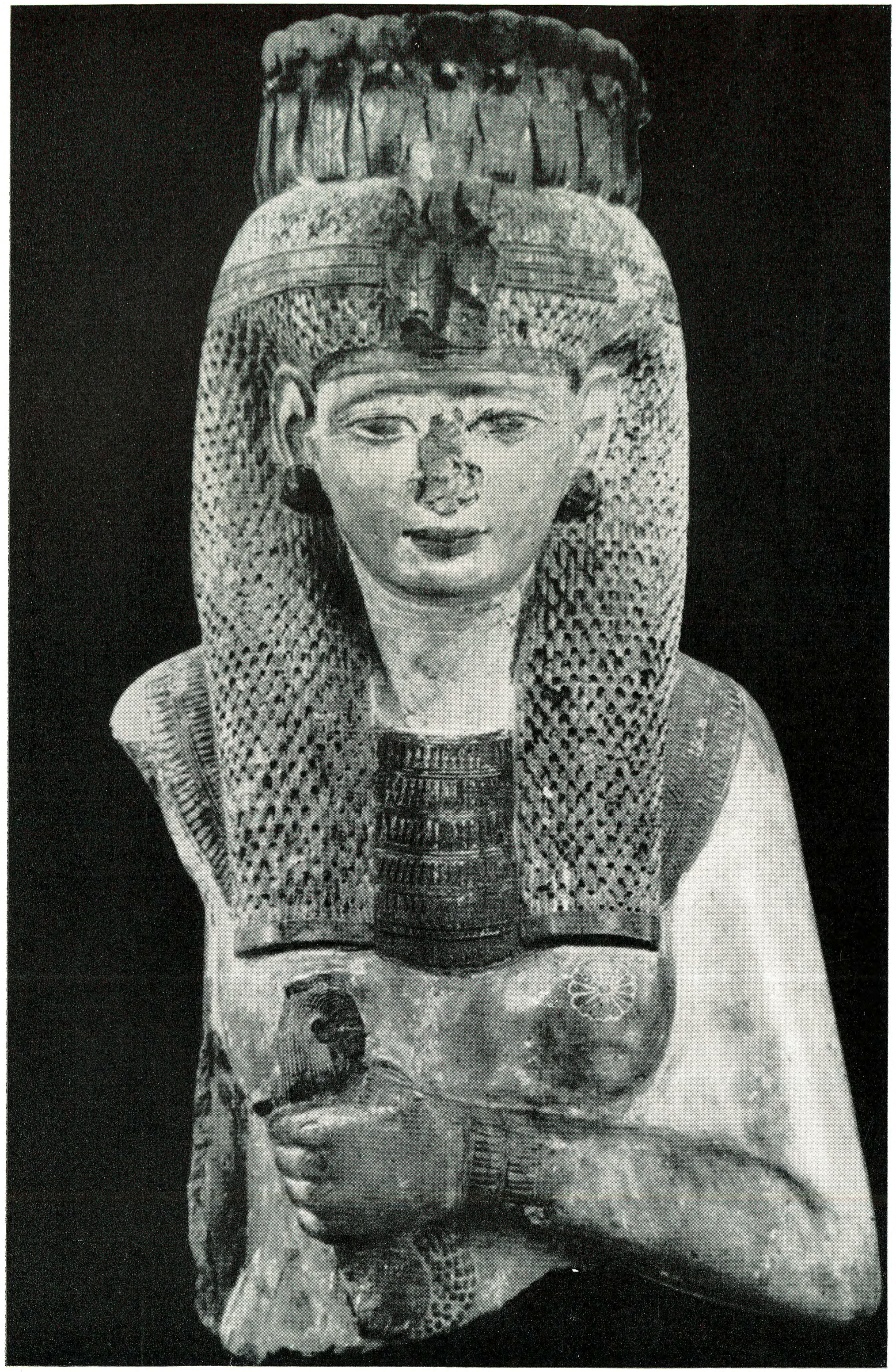
69 An Hoheit und Ausdruckskraft steht die von englischen Forschern gefundene, in das Museum von Kairo gelangte unfertige Büste der Königin Nofretete dem berühmten Berliner Bildwerk nicht nach.



70 Voll stiller Zärtlichkeit legt Königin Nefertari die Hand an die gestraffte Wade eines Riesenstandbildes ihres Gatten Ramses II. Mit Granitskulpturen von so guter Arbeit war der Hof des Tempels von Luksor durch seinen Erweiterer ausgestattet.



71 Königin Nefertari (19. Dynastie) im Gebet. Wandmalerei auf flachem Stuckrelief in ihrem Grabe in Theben.



72 Dieses reizvolle, im Ramesseum gefundene Bildwerk aus festem Kalkstein stellt wohl eine der Töchter des großen Ramses dar. Sie hält ein Attribut der Liebesgöttin Hathor an der Brust.

DIE GROSSEN KÖNIGINNEN

Anderthalb Jahrhunderte ägyptologischer Forschung haben uns mit den Namen vieler ägyptischer Königinnen bekannt gemacht, aber nur wenige sind aus dem Dunkel der Vergangenheit so weit in das geschichtliche Licht getreten, daß wir mit ihnen einen persönlichen Begriff verbinden.

Die meisten dieser „großen Königsfrauen" oder Nebengemahlinnen, irgendwo inschriftlich bezeugt oder in einer Papyrusurkunde erwähnt, werden auch dann nicht viel mehr als eine farblose Vorstellung bleiben, wenn sie uns in Bildnisstatuen vor Augen kommen sollten, wie wir deren bereits eine ganze Reihe besitzen. Die Mütter zweier der mächtigsten und berühmtesten Pharaonen — Sesostris' III. und Thutmosis' III. — können wir in sorgfältig gearbeiteten, auf ihre Weise vorzüglichen Abbildern betrachten, aber wenn wir nach Naturanlage und Lebenslauf der Königin Nofret oder der Königin Isis fragen, wird uns keine Antwort, und von ihrem eigentlichen Wesen sagt die letztlich repräsentativ gemeinte Skulptur allzuwenig aus. Wir wissen von einer sagenhaften Herrscherin Nit-aqer — ein Name, aus dem die Griechen Nitokris gemacht haben — und von einer Königin Sebeknefru-Rê, die als Tochter Amenemhêts' III. und Nachfolgerin ihres Bruders Amenemhêt IV. vier Jahre lang, und zwar von 1792 bis 1788 v. Chr., den Horosthron innehatte. Sie bildet den Beschluß der hochbedeutenden 12. Dynastie, und sie interessiert uns nicht nur als autonome Herrscherin, sondern auch als Tochter eines überragenden Vaters. Das Bruchstück einer Schieferstatuette in Berlin und das Köpfchen einer winzigen Dioritsphinx in der Bibliothèque Nationale zu Paris bewahren uns vermutlich etwas von ihren Zügen, aber wes Geistes Kind sie war und was sie in der kurzen Zeit ihrer Regierung zu leisten vermochte, das werden wir wohl niemals erfahren.

Einzelne Königinnen sind uns nicht nur durch die historische Bedeutung ihrer Gatten oder Söhne, sondern auch durch spannende Fundumstände von besonderem Interesse, wie zum Beispiel Königin Achhotep, die Mutter der Hyksosbesieger Jachmose und Kemose, Jachmes-Nofretere, die zusammen mit ihrem Sohne Amenophis' I. später geradezu als eine Heilige und Schutzherrin der tebanischen Totenstadt angerufen worden ist, und Königin Hetep-heres, deren denkwürdige Zweitbestattungsgeschichte weiter unten erzählt werden soll. Vor allem aber gilt unsere Wißbegier jenen Herrscherinnen, die sich als starke, selbständige Naturen in einem längeren Alleinregiment bewährt und für das Staatswohl auf ihre Weise Großes geleistet haben.

Von den Frauen des Pharao gilt nur eine als eigentliche, offizielle Gemahlin, als

wirkliche Königin. Sie entstammt selber königlichem Geschlechte oder doch dem höchsten Adel, wenn sie nicht etwa gar als Tochter des verstorbenen Königs die Schwester ihres Gemahls ist.

Zu allen Zeiten kommt ihr eine besondere Titulatur zu, die ihren bestimmenden Hofrang zum Ausdruck bringt. Im Alten Reiche der Pyramidenerbauer ist sie diejenige,

„die den Horos und Set schaut,
groß an Anmut,
groß an Gnade . . .,
die Freundin des Horos,
die Frau des Königs, die von ihm geliebte".

Die Titulatur der Hauptkönigin des Neuen Reiches lautet:

„die Gottesgemahlin,
die Mutter des Gottes,
die große Königsfrau,
die Herrin der beiden Länder".

Dem Pharao, ihrem Gemahl, ist sie auch darin gleichgestellt, daß ihr Name in jene langrunde Umrahmung eingefaßt wird, die wir Kartusche zu nennen gewöhnt sind.

Wie es in den Palastgemächern der „großen Königsfrauen" in Wirklichkeit zuging, davon schweigen leider die Quellen. Wir können sie uns an Ausstattung und Bequemlichkeit dem verwöhntesten Geschmacke genügend vorstellen, wir können uns denken, daß es in ihnen an Anregung und Unterhaltung nicht gefehlt hat, aber keine Kunde gibt nähere Auskunft. An auszeichnendem Lob der Herrinnen fehlt es nicht, ja, das Preisen der Vorzüge hochgestellter Frauen hat sich im alten Ägypten zu einer eigenen Kunst des Rühmens entwickelt. Schon an die hochoffizielle Titelfolge knüpft sich der stereotype Wunsch, daß die Herrscherin „leben, blühen und jung bleiben möge immer und ewiglich". Sie ist die Herrin „reich an Liebreiz" und „groß an Anmut", der man „alles, was sie sagt, tut". Sie hat „Lippen, die süß reden", sie „spricht kein Wort zuviel". Mutemweje, die Gattin König Thutmosis' IV. und Mutter des prachtliebenden dritten Amenophis, „beglückt mit ihrer Stimme ihren Gott"; von der schönen Königin Nofretete versichern Inschriften: „Man jauchzt, wenn man ihre Stimme vernimmt." Eine äthiopische Königstochter wird von ihrem Vater auf einem der Göttin Mut von Karnak geweihten Denkstein in einer Weise gerühmt, die berückend an die Schilderungen im Hohenliede Salomonis erinnert:

„Die Süße, süß an Liebe, die Priesterin der Hathor Mut-er-dâs;
die Süße, süß an Liebe, sagt König Mencheperrê,
die Süße, süß an Liebe, sagen die Männer,
Gebieterin der Liebe! sagen die Frauen.
Die Königstochter, süß an Liebe,
sie ist die schönste der Frauen —
eine Jungfrau, dergleichen man niemals sah:
Schwärzer ist ihr Haar als die Nacht,
als Weintrauben und Feigen.
Ihre Zähne sind schöner gereiht als . . . kerne,
als die Kerben eines Feuersteinmessers;
ihre Brüste stehen fest auf ihrem Leib . . ."

Nefertari-mi-en-Mut, die Gattin des großen zweiten Ramses, erscheint bei jenem rauschenden Feste, an dem Amon sein Frauenhaus — den Tempel von Luksor — besuchte, als:

„die Fürstin, reich an Lob, Herrin des Liebreizes,
süß an Liebe, Gebieterin der beiden Länder,
schön an Händen, die Sistren tragen,
die ihren Vater Amon beglückt.

Die sehr Geliebte mit der Krone,
Sängerin mit schönem Antlitz, herrlich mit den Federn,
Größte des Frauenhauses der Herren des Palastes,
über deren Aussprüche man hochbefriedigt ist.

Alles, was sie sagt, wird ihr gemacht,
alles Schöne ganz nach ihrem Wunsche.
Alle ihre Worte bringen Zufriedenheit auf die Gesichter;
man lebt davon, ihre Stimme zu hören . . ."

So schallen Ruhm und Preis der königlichen Frauen Ägyptens zu uns her durch die Jahrhunderte und Jahrtausende, und die Bilder an Tempelmauern und Grabwänden illustrieren aufs glaubhafteste die überschwänglich feiernden Worte der Dichtungen.

Das private Leben der großen Fürstinnen jedoch bliebe uns so gut wie gänzlich verschleiert, wenn nicht aus dem Bereiche der Amarna-Werkstätten da und dort eine reizvolle Bilddarstellung andeutend Kunde gäbe.

Viele Königinnen haben auch nach dem Ableben ihres Gatten am Hofe noch eine bedeutende Rolle gespielt. Als „königliche Mutter" besaßen sie in der Regel eigenen, beträchtlichen Grundbesitz mit besonderer Verwaltung. Waren die Erbtöchter oder Kronprinzen beim Tode des Königs noch klein, so griffen sie überbrückend wohl auch in die Abwickelung der Staatsgeschäfte ein, wie wir das insbesondere von Teje, der Mutter Echnatons, wissen. Einzelne Königinnen wie die Stammütter der 18. Dynastie haben auf Grund solcher Verdienste später geradezu göttliche Verehrung erfahren.

Es gehört zum Bilde altorientalischen Herrschertums, daß der König Ägyptens zu allen Zeiten neben der großen königlichen Gemahlin und etwaigen anderen bevorzugten Gattinnen einen Harem besaß, dessen Insassinnen für Freude und

Entspannung des Pharao zu sorgen hatten und der Aufsicht einer dazu bestellten Oberin unterstanden.

Auch der eigenwillige Reformator Echnaton, den viele sich nur in Einehe denken können und dessen Königsgelöbnis lautete: „So wahr mein Herz über die hohe Königsfrau Nofretete und ihre Kinder glücklich ist", hat darin keine Ausnahme gemacht. Grabwände des Wüstenfriedhofes seiner Residenz zeigen sein Frauenhaus und dessen Bewohnerinnen. Sie strählen einander das Haar, proben Tanzschritte oder musizieren; mancherlei Vorräte und Gegenstände sind in den einzelnen Kammern aufgehäuft. Musikalische Unterhaltung ihres Gebieters scheint zu den Hauptobliegenheiten dieser „Abgeschlossenen" gehört zu haben. Türhüter sorgen an den Eingängen dafür, daß Unberufene das Haremsgebäude nicht betreten, sie haben wohl auch dafür einzustehen, daß die Favoritinnen keinen unnützen Verkehr mit der Außenwelt unterhalten. Die Verwaltung des Frauenhauses war höheren Beamten übertragen, die Titel wie: „Vorsteher der königlichen Haremsgemächer", „Schreiber des Harems" oder „Stellvertreter des Harems" führten. Das Vertrauensamt der Oberaufsicht versahen Männer hohen Standes. Aus dem Mittleren Reiche haben wir eine Grabinschrift, in der ein Fürst des Hasengaues bekundet, „als Vorsteher des königlichen Frauenhauses und derjenige, welcher die Nebenfrauen einschließt, (seinem Könige) den Harem vorgeführt und dem Tanzen zugeschaut zu haben".

Ganz ausnahmsweise hat Ramses III., der reiche Rhampsinitos der Griechen, uns einen Blick in die Unterhaltungsfreuden der Haremsgemächer tun lassen. In den Turmgemächern des sogenannten „Hohen Tores", das wohl als Beispiel asiatischer Wehrbauweise seinem heute unter dem Namen Medinet Habu bekannten großen Tempel auf dem thebanischen Westufer vorgelagert ist, hat er sich im vertrauten Umgange mit seinen Favoritinnen abbilden lassen. Sowohl der Pharao als auch die beteiligten Frauen sind bis auf Kopfputz, Sandalen und Halsketten unbekleidet. Die schlanken, zierlichen Geschöpfe betätigen sich — vor ihrem im Schmuck der blauen Krone thronenden Herrn stehend — als Partnerinnen beim Brettspiel und halten ihm duftende Blüten an die Nase. In einem Falle faßt er sein anmutiges Gegenüber liebkosend unter das Kinn. Man kann das Idyll dieses zwanglosen Verkehrs nicht betrachten, ohne zugleich daran zu denken, daß gerade dieser Herrscher einer Haremsintrige zum Opfer gefallen ist, ja daß sogar die mit der Untersuchung und Ahndung beauftragten hohen Beamten sich nicht gescheut haben, mit den zu verurteilenden Verworfenen „ein Bierhaus" — also ein geheimes Gelage — zu veranstalten, was ihnen hernach freilich schlecht bekommen ist.

Es liegt auf der Hand, daß die Haremsinsassinnen nach ihren weiblichen Vorzügen ausgesucht wurden, wobei die Herkunft so wenig eine Rolle spielte, daß nicht nur Priester- und Beamtentöchter geringeren Standes, sondern auch Mädchen aus dem Volke zu hoher Gunst aufsteigen und mit den ehrenvollsten Auszeichnungen bedacht werden konnten. Wandbilder solcher königlichen Favoritinnen belehren uns, daß sie reichen Prinzessinnenkopfputz tragen und selbst die heilige

Schutzschlange des Pharaonentums für sich in Anspruch nehmen durften. Nach Erman haben einzelne dieser Damen recht hochklingende Namen erhalten wie „Schöne Herrscherin", „Beherrscherin des Deltas", „Herrin der beiden Länder" oder gar „Beherrscherin des ganzen Landes".

Als Beweis besonderer Königsgnade hat es immer gegolten, wenn der Pharao bewährte Freunde mit solchen Schönen aus seinem Frauenhause beschenkte. Wir wissen nicht, wie lange die erwählten Frauen im königlichen Harem Aufnahme und Versorgung fanden. Fest steht, daß einzelne uns namentlich bekannte nach dem Tode ihres Gebieters von dessen Nachfolger ins eigene Frauenhaus übernommen worden sind und dort hohes Ansehen genossen haben.

Natürlich sind neben einheimischen Mädchen und Frauen auch solche fremdländischer Herkunft in die Haremsgemächer der Pharaonen gelangt. Im Neuen Reiche waren politische Heiraten bei Hofe gang und gäbe. Manche asiatische Fürstentochter ist mit reicher Brautausstattung und einem stattlichen Gefolge von Dienerinnen zum Niltale gezogen, um dem Sohne der Sonne in aller Form und zum Nutzen der auswärtigen Beziehungen anvermählt zu werden.

Gewiß geschah dies nicht immer leichten Herzens . . .

Nach kurzen Tagen des Glanzes und der festlichen Überraschungen verschwanden sie hinter unzugänglichen Mauern. Das Buch der Geschichte weiß nichts mehr von ihnen zu vermelden. Gewiß ist nur, daß ihnen zuletzt ein Grab irgendwo im westlichen Theben zuteil wurde — eine Bestattung auf fremde Weise und mit fremdartigen Riten und Lauten, gewiß, daß ihnen im Schweigen ihrer Felsgruft eine Dauer beschieden sein würde, vor der sie sich insgeheim oft genug gefürchtet haben werden.

Daß den Beherrschern des Nilreiches unter diesen Verhältnissen in der Regel ein reicher Nachkommensegen beschieden sein mußte, ist klar. Eifersüchteleien, Kabalen und Nachfolgestreitigkeiten war damit Tür und Tor geöffnet. Immer wieder lesen wir in den Papyrusurkunden von Verhören, geheimen Gerichtsverhandlungen und freiwillig am eigenen Leibe vollzogenen oder gesetzlich vollstreckten Urteilen. Es spricht für die hohe Rechtsauffassung des altägyptischen Königtums, daß der Pharao in derlei Fällen nicht in das Verfahren eingriff, sondern zur Prüfung und Urteilsfindung unparteiische, nur durch ihre Vertrauenswürdigkeit und menschliche Einsicht qualifizierte Männer einsetzte. Manch namenlos bestatteter Prinz, dessen verzerrter Leichnam als Todesursache Vergiftung erkennen läßt, mag mit Unterstützung einer Haremsgruppe zu unvorsichtig nach bestimmendem Einfluß gestrebt, ja voreilig nach der Krone gegriffen haben und der Justiz zum Opfer gefallen sein. Die Geschichte der Erb- und Dynastienfolge an orientalischen Höfen ist mit Tränen und Blut geschrieben.

Für den Unterhalt der zahlreichen Prinzen waren schon in alter Zeit besondere Domänen bestimmt. Die Königssöhne hatten sich aber zugleich von jeher staatswichtiger Arbeit zu unterziehen, sei es, daß sie sich wichtigen Verwaltungsgeschäften widmeten, oder aber, daß sie als Oberpriester, Oberrichter oder Heerführer

fungierten. Die Söhne Ramses' II. nahmen als Generäle in langen Reihen an den Schlachten ihres Vaters und an der Erstürmung feindlicher Stadtbefestigungen teil, wenn wir den Bilderfolgen auf den großen Torbauten der Zeit trauen dürfen.

Von den Königinnen der großen Pyramidenerbauer der 4. Dynastie wüßten wir allzuwenig, wenn uns ein höchst überraschender Fund nicht die Gemahlin des baugewaltigen Snofru und Mutter des Cheops auf unerwartete Weise hätte zum Begriff werden lassen.

Den Friedhof westlich der Cheopspyramide, welche als höchste der berühmten Dreiergruppe das Wüstenplateau bei Gise überragt, füllen in der Hauptsache die stattlichen Mastabagräber der hohen Staatsbeamten.

Auf der Ostseite des Riesenbauwerkes legten großzügige amerikanische, von G. Reisner für die Harvard-Universität Boston unternommene Ausgrabungen eine Anzahl monumentaler Anlagen frei, welche sich als Gräber der nächsten Angehörigen des Herrscherhauses herausstellten. Die durch die regelmäßige Anlage der rechteckigen Graboberbauten sich ergebenden Straßen waren mit Kalksteinplatten gepflastert. In ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit scheuten die Ausgräber die Arbeit nicht, dieses Pflaster zu heben. Unter ihm stießen sie im Februar 1925 auf eine Gipsschicht, die offenbar einen Verschluß verdecken sollte.

Wirklich zeigte sich unter ihr alsbald eine sorgfältig gemauerte Steinpackung, nach deren Entfernung eine in die Felstiefe führende Stufenreihe ans Licht kam. Sie mündete in einen lotrecht in das Gestein getriebenen Schacht, der mit Steinbrocken und Schutt ausgefüllt war. Seine Entleerung bedeutete eine harte Geduldsprobe, denn erst in einer Tiefe von 25 Meter stand man am Zugang zur eigentlichen Grabkammer, deren Inhalt zunächst einen verwirrenden Eindruck machte.

In einer Ecke des verhältnismäßig kleinen Raumes stand ein mächtiger kistenförmiger Alabastersarg. Auf seinem Deckel und dem Fußboden daneben breitete sich ein trümmerhaftes Durcheinander von Holzteilen, Goldbeschlägen, Kupfergeräten, Tonscherben und anderen Resten im Scheine des hinabreflektierten Sonnenlichtes aus.

Die von Reisner erst im folgenden Januar vorgenommene, höchst gründlich vorbereitete Untersuchung ergab verblüffende Feststellungen. Die anscheinend regellos verstreuten Gegenstände und Bruchstücke waren nicht von fühlloser Plündererhand in diesen Zustand versetzt worden, sondern lagen so, wie sie im Laufe der Jahrtausende allmählich zusammengefallen waren. Die Gruft war ungestört geblieben. Das bot die Möglichkeit, die einzelnen Teile so zusammenzufinden, daß man unter Ersatz des stark geschrumpften und mitgenommenen Holzes zu einer treuen Wiederherstellung der beigegebenen Gegenstände schreiten konnte — eine Arbeit, die freilich höchsten Scharfsinn und eine nur dem Facharchäologen vorstellbare Gewissenhaftigkeit und Selbstüberwindung erforderte. Sie zog sich über viele Monate hin und wird immer eine der Ruhmesleistungen der ägyptologischen Forschung bilden. Um dem Laien eine Vorstellung von ihrer

Bewältigung zu geben, sei nebenher erwähnt, daß in 305 Arbeitstagen 1701 Blätter mit Zeichnungen bedeckt und über 1000 photographische Aufnahmen angefertigt worden sind.

Im Verlaufe der Untersuchung ergab sich einwandfrei, daß das Grab für die Königin Hetep-heres, Gemahlin des Snofru und Mutter des als König auf diesen folgenden Cheops, angelegt worden ist. Die große Geduldsarbeit ließ die ersten Palastmobiliarstücke der 4. Dynastie wiedererstehen, und sie sind in ihrer schlichten, gediegenen Vornehmheit und ihrem sparsamen Prunk eindrucksvoll genug: ein formvollendeter Tragsessel, ein Armstuhl, ein Bett und ein Kasten, der silberne Fußringe enthielt, dazu das Gerüst eines leichten Baldachins — vieles mit goldenen Schriftzeichen und anderen Beschlägen ausgestattet.

Wichtige Aufschlüsse mußte das Öffnen des Sarkophages bringen. Nach Ausräumung der Sargkammer fand der feierliche Akt am 3. März 1927 vor einer versammelten erlesenen Gesellschaft statt. Unter atemlosem Schweigen hob sich der Deckel . . .

Der Sarg war vollkommen leer.

Wer vermag dieses Rätsel zu erklären?

Es bleibt nur eine einleuchtende Annahme. Die Königin ist zu Lebzeiten ihres Gemahls Snofru gestorben und zunächst bei dessen Grabmahl auf dem Totenfelde von Dahschur — einige Wegstunden südlich von Gise — bestattet worden. Als beider Sohn Cheops daran ging, den Königsfriedhof nach Gise zu verlegen, wurde die andere Stätte in Beaufsichtigung und Pflege offenbar vernachlässigt und damit prompt — eine Beute der Grabplünderer. Eines Tages konnte man nicht umhin, den Pharao davon zu verständigen, daß auch der Grabfrieden seiner Mutter gestört worden sei. Daraufhin scheint er ihre Überführung in das bei seiner eigenen Pyramide angelegte Grabversteck angeordnet zu haben. Dort erfolgte nun die zweite Beisetzung, aber . . .

Man wagte offenbar nicht, dem mächtigen Herrscher die ganze Wahrheit mitzuteilen. Der Leichnam seiner Mutter war aus dem Erstgrabe nicht nur herausgerissen, sondern auch verschleppt oder gar zerstört worden.

So setzte man in aller Stille einen leeren Sarkophag bei und stattete die neue Kammer mit den ursprünglichen Beigaben aus, soweit sie nicht bereits eine Beute der Räuber geworden waren. Nie sollte der Herrscher den vollen Sachverhalt erfahren . . .

Das Schachtgrab bei Gise wurde damit in Wahrheit zum Kenotaph.

Fast fünftausend Jahre später war es der Wissenschaft beschieden, diesen Tatbestand zu klären.

Die Spatenforschung hat im Verlaufe unseres Jahrhunderts auch das letzte Kapitel in dem großen, leidenschaftlich erregenden Lebensroman der Königin Hatschepsut zu bereichern vermocht, von der wir bereits genug Sicheres wissen, um damit ein dickleibiges Buch zu füllen.

Die anziehende und hochbegabe Herrscherin — hineingeboren in die Spannungen der beginnenden Weltmachtzeit und in die schweren Familienwirren der frühen 18. Dynastie — war bekanntlich als einziges überlebendes legitimes Kind Thutmosis' I. und der Jachmes die vom Vater aufs zärtlichste geliebte und verwöhnte Erbtochter. Als solche früh zur Mitregentschaft herangezogen, wurde sie mit ihrem Halbbruder Thutmosis II. — einem Sohnes ihres Vaters von einer Nebenfrau Mut-nofret — verheiratet, aber dieser scheint kränklich gewesen zu sein und starb früh. Als Prinzgemahl hinterließ er seinerseits einen mit einer Nebenfrau gezeugten Sohn Thutmosis — den nachmaligen gewaltigen Thutmosis III. Diesen jungen, tatendurstigen Realisten hatte Hatschepsut fortab als immer aktiveren Machtrivalen zur Seite. Nicht als Bruder, wie bisher allgemein angenommen worden ist. Wie Edgertons Untersuchungen dies jetzt klar erwiesen haben, gehörte er bereits der nachfolgenden Generation an, und dies hat den Machtkampf der beiden starken Naturen noch schonungsloser gemacht.

Die kluge Erbkönigin voller Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitsbedürfnis nahm als Alleinherrscherin alle Vorrechte des Pharao für sich in Anspruch. Als Mann mit Krone, Insignien und Ornatbart stellen die Statuen und Reliefbilder sie dar, ihre Titulatur entspricht der für regierende Könige üblichen. Nur den Bestandteil „Starker Stier" hat sie aus begreiflichen Gründen weggelassen. Wenige Darstellungen bringen ihr Geschlecht andeutend zum Ausdruck; zu den besten, bildnishaftesten gehört das lebensgroße Sitzbild aus Kalkstein, das ihren Totentempel schmückte und heute im Metropolitan Museum of Art zu New York aufgestellt ist: eine mädchenhaft ranke Gestalt mit knospenden Brüsten und eigenwilligem, energischen Gesichtchen unter der Pharaonenhaube. Schon ihr Vater ließ alle amtlichen Register ziehen, um dem Volke ihre göttliche Berufung ins Herz zu prägen. Amon selber, der Götterkönig von Theben, hatte sich, vom Weisheitsgotte Thot geführt, ihrer Mutter genähert, um sie, die Göttliche, zu zeugen. Die Beitexte zu den Bildern von der göttlichen Geburt der Prinzessin Hatschepsut an den Tempelwänden zu Der el-bahari schildern beredt den Vorgang:

„Es kam dieser herrliche Gott,
Amon selber, Herr der Throne der beiden Länder,
nachdem er die Gestalt ihres Gatten angenommen hatte.
Sie fanden sie in der Schönheit ihres Palastes ruhn.

Sie erwachte vom Dufte des Gottes
und lachte vor seiner Majestät.
Er trat eilends zu ihr und entbrannte für sie;
er verlor an sie sein Herz.

Sie konnte ihn schauen
in der Gestalt eines Gottes,
nachdem er ihr nahegekommen war.
Sie jauchzte, seine Schönheit zu sehen.

Seine Liebe drang in ihre Glieder.
Der Palast war überflutet
vom Wohlgeruche des Gottes;
alle seine Düfte waren von Punt, dem Weihrauchlande.

Die Majestät dieses Gottes
tat an ihr alles, was er wünschte.
Sie erfreute ihn mit sich
und küßte ihn."

Aus solcher Verbindung mußte eine auch im Aussehen Begnadete hervorgehen. Die Prinzessin wuchs nach Versicherung der Inschriften auf:

„größer als irgend etwas, schöner anzusehen als irgend etwas ... Ihre Majestät wuchs auf zu einem schönen Mädchen, frisch in ihrer Jugend ...

Die Majestät ihres Vaters sah sie anblickend, wie gottähnlich ihre Gestalt ist und wie hervorragend ihr Geist. Seine Majestät sagte zu ihr: ‚Komm, du Ruhmvolle, die ich in meine Arme genommen habe, damit du die Verwaltung im Palaste siehst, damit du einen ruhmreichen Platz einnimmst, dessen du wert bist, damit du dein edles Amt antreten kannst, ausgezeichnet in deinem Zauber, mächtig in deiner Kraft, damit du Macht ausüben mögest über die beiden Länder, damit du die Aufrührer ergreifen mögest, damit du herrlich im Palaste erscheinen mögest — deine Stirn geschmückt mit dem Doppelreife, damit du glücklich sein mögest als meine mir geborene Erbin, o Tochter der weißen Krone, geliebt von der Göttin Uto ...'"

Wie grenzenlos müssen Stolz und Herrschgefühl in einer Königstochter sich unter Voraussetzungen solcher Art entfalten. Die Maßstäbe unserer säkularisierten Lebenssphäre reichen nicht hin, es sich vorzustellen. In jener Fabelwelt des Kultus, der Kunstwunder, des Überschwangs der Schönheitsverehrung dauerte das Märchen als ein alltäglich Gegenwärtiges ...

Es ist bekannt genug, was sich unter der Regierung dieser königlichen Frau zugetragen und was sie bewirkt hat: die berühmte Flottenexpedition an die Gestade des Weihrauchlandes Punt, das wir uns an der Somaliküste gelegen denken, die Errichtung des heute von amerikanischen Gelehrten freigelegten und genau untersuchten, mit großem Aufwand an Arbeit und Kosten wiederhergestellten wundervollen Terrassentempels von Der el-bahari. Kriege hat Hatschepsut nicht geführt. Die militärische Leistung ihrer Vorfahren hielt die Lage in den asiatischen Provinzen und Vasallenstaaten wohl noch in der Schwebe. Aber es war ein gewagtes Unterfangen, in souveräner Heiterkeit den Künsten des Friedens zu leben und dem Reichsgotte Amon „ein Punt in seinem thebanischen Garten zu bereiten, wie er es befohlen hatte — groß genug, daß er sich darin ergehen kann ...", da doch die Kräfte einer neuen Weltordnung bereits entbunden waren und mit der ganzen Dynamik geschichtlicher Entwicklung nach Gestaltung drängten.

Wie die meisten autokratischen Großherrscherinnen der Weltgeschichte schenkte

diese erstaunliche Frau ihr Vertrauen einem Günstling — ihr Vertrauen und wohl auch ihr Herz. Es war ein Mann ohne besondere Herkunft, der jüngere Bruder ihres Erziehers, Senmut oder Senenmut, den sie nicht nur zum Leiter ihrer Bauten und ersten Minister machte, sondern dem sie auch die Erziehung ihrer einzigen Tochter Nefrurê anvertraute. Als Erbauer ihres Totenheiligtums in dem grandiosen Felshalbrund westlich von Theben hat er sich Unsterblichkeit verdient. Hat er sich auch Hoffnung gemacht, zum Prinzgemahl aufzusteigen, ja, den Thron des Horos besteigen zu können? Es will so scheinen.

Mit kaum noch unterdrücktem Groll sah der in den Schatten gedrängte, durch die Pflichten niederen Tempeldienstes in Schach gehaltene Thutmosis die von der Legitimistenpartei genährte Günstlingswirtschaft am Hofe der ägyptischen Katharina. Lange und gewiß unter Anwendung aller Mittel geführt, wogte der zähe Selbstverwirklichungskampf zwischen den beiden starken, eigenwilligen Naturen hin und her.

Dann barst die unheimliche Situation in einem elementaren Losbruch des niedergehaltenen Löwen. Seine furchtbaren Pranken schlugen zu.

Die Spuren der Katastrophe, der die Königin, ihr Anhang, Senmut mit seiner ganzen Familie samt dem Gesinde und dem Hausgetier und auch die unschuldige Tochter der Hatschepsut zum Opfer gefallen sind, stehen noch heute dem Ägyptenreisenden vor Augen. Allenthalben sind die Bildnisse und Denkmäler der Herrscherin in methodischer Zerstörungsarbeit ausgehackt, ausgemeißelt, ausgekratzt. Ihre Obelisken in Karnak wurden durch hohe Umbauung den Blicken entzogen. In die Räume ihres herrlichen Tempels sind die Vernichtungsmale tief und entstellend eingegraben, ihr Gedächtnis sollte ausgerodet und für alle Zeiten getilgt bleiben. Wie ein Zyklon muß der Haßausbruch über die in Furcht erstarrende Residenz dahingegangen sein.

Im Winter 1927/28 stieß im Verfolg der methodischen Ausgrabungen, welche das New Yorker Metropolitan Museum in größtem Stile und unter Aufbietung aller modernen Hilfsmittel auf dem thebanischen Westufer im Bereiche von Der el-bahari Jahr für Jahr vornehmen ließ, der Expeditionsleiter und verdiente Ägyptologe Winlock auf einen Steinbruch, der mit Bruchstücken von Statuen der Königin Hatschepsut gefüllt war, herrlichen Fragmenten aus Rosengranit und Kalkstein. Der entfesselte Thutmosis hatte sie, die einst den monumentalen Schmuck des Totentempels der Herrscherin gebildet hatten, durch die Wechseleinwirkung von Feuer und Wasser systematisch zersprengen und dann hierher wegräumen lassen. Die mühsame Wiederzusammensetzung, durch einen glücklichen Tausch mit der Berliner Sammlung noch erfolgreicher gestaltet, erbrachte eine beträchtliche Zahl eindrucksvoller Statuen der Verfemten: Stand- und Sitzbilder, Skulpturen, welche die Königin knieend im Begriff zeigen, ein Spendengefäß darzubringen, und Sphinxe aus Rosengranit von herrlicher Arbeit, voll von Spannkraft und Hoheit.

Aber noch ein weiteres Ergebnis erbrachten diese Untersuchungen, die übrigens

auch die Leichname der damals beseitigten Familienangehörigen und des Dienstpersonals des Senmut ans Tageslicht förderten.

Und dieses Ergebnis hat etwas menschlich recht Ergreifendes . . .

Unter dem Totentempel der Königin kam ein zweites, ein Geheimgrab des Mannes ihres Vertrauens und ihrer Neigung zutage.

Es war längst aufgefallen, daß er sein Bild an heiliger Stelle hatte anbringen dürfen, wo man das eines Privatmannes nicht erwarten sollte: in einer Götterkapelle des Heiligtums von Der el-bahari betet er für seine Herrin. Auch in der bekannten Bilderfolge der Puntfahrt ist er nicht übergangen.

Nun zeigte sich, daß er es hatte wagen dürfen, in jenem Prachtbau, der für das Seelenheil seiner Königin bestimmt war, auch für sein eigenes Sorge zu tragen. Seine unvergängliche Wesenskraft mit der ihrigen vereinend, gedachte er Anteil an allen Gebeten und Opfergaben zu nehmen, die der verewigten Königin gespendet wurden. Hatte er dabei ihr Einverständnis? Sicherlich.

Es ist nicht dahin gekommen.

Der Zorn des großen Thutmosis hat es nicht zur Fertigstellung der durch einen langen, geheimen Gang erreichbaren Gruft gelangen lassen.

Seine Särge sind zerschlagen, seine Leiche wurde wohl überhaupt nicht in ordnungsgemäßer Mumifizierung bestattet.

Hatschepsut hatte sich in der Bergwelt der Königsgräbertäler zwei Gräber anlegen lassen. Das eine wurde 1916 von Howard Carter auf dem Boden einer natürlichen, vom Wasser gebildeten Felsspalte entdeckt, nachdem es einheimische Raubgräber aufgespürt hatten. 43 Meter unterhalb des Gipfelrückens und 73 Meter über der Talsohle in halber Wandhöhe angelegt, war es für Späheraugen so gut wie unauffindbar. Vom Eingang aus lief in einer Länge von rund 18 Metern ein schuttangefüllter Gang seitlich im Felsen entlang, der im rechten Winkel endete; von dort führte ein kurzer, steil abwärts gerichteter Schacht in eine ungefähr sechs Quadratmeter große Kammer hinunter. Sie enthielt einen unvollendeten großen Sarg aus kristallinischem Sandstein, dessen Inschriften besagten, daß er für die Königin Hatschepsut — der Name bedeutet übrigens „Spitze der Edelfrauen", ihm gesellte sich bei der Krönung der Thronname Makerê, den man „Wahrhaftigkeit ist die Wesenskraft des Sonnengottes" übersetzen kann — bestimmt gewesen ist. Offenbar hatte sie dieses versteckte Grab bereits als Gemahlin Thutmosis' II. für sich anlegen lassen. Später, als sie die volle Herrschaft allein ausübte, ließ sie sich wie alle anderen Pharaonen seit dem ersten Thutmosis ein Grab drunten im Talschluß auf dem Königsfriedhofe — übrigens in genauer Achsenverlängerung des Zugangsweges zu ihrem Terrassenheiligtum jenseits der Gebirgswand — herrichten. Aber auch der in ihm befindliche Steinsarg der mächtigen Frau ist von Carter leer gefunden worden.

Wo blieb ihre Mumie?

Ein Kästchen, das ihre einbalsamierte Leber enthielt, ist in ihrem Totentempel zutage gekommen. Vielleicht befindet sie sich unter jenen namenlos auf uns ge-

kommenen königlichen Frauen, die in den unruhigen Zeitläuften der 21. Dynastie zu ihrem Schutze in eine Kammer des Grabes Amenophis' II. gebracht und dort eingemauert worden sind. Möglicherweise ist ihr Leichnam aber auch der Rache des großen Königs und Kämpfers zum Opfer gefallen, der jetzt nach ihrer Beseitigung jene Siegeszüge antreten konnte, welche Theben den Glanz der Weltherrschaft einbrachten.

Was über Königin Teje, die kluge und gewiß auch resolute Mutter Echnatons, und die zum Liebling der Weltöffentlichkeit gewordene schöne Königin Nofretete sich aus den Quellen Sicheres ermitteln läßt, habe ich in meinem von der Leserschaft so freundlich aufgenommenen, im gleichen Verlage erschienenen Buche „König Echnaton und die Amarnazeit" zusammenzufassen gesucht.

Wüßten wir mehr von Teje, es würde das Bild der bedeutenden, in den vollen Erntesegen des ägyptischen Kulturmittags hineingeborenen Hauptgemahlin Amenophis' III. noch fesselnder erscheinen lassen. Ohne sonderlich angesehener Herkunft zu sein, hat sie nicht nur den bestimmenden Platz an der Seite des Gatten zu behaupten verstanden, sondern sich auch den Respekt der Großkönige Vorderasiens zu erwerben gewußt und in Familienangelegenheiten wie in Staatsdingen gewiß ein scharfes Urteil zur Geltung gebracht. Wir ließen uns gerne darüber unterrichten, welche Stellung sie der gewaltsam durchgeführten Glaubensreform ihres eifernden Sohnes gegenüber innerlich eingenommen hat. Ihr vielbehandelter Besuch in dessen selbstgeschaffener Residenz Achet-Aton (Amarna) besagt in dieser Beziehung nichts Endgültiges, und ob sie, wie Scharff meint, „eine glühende Verehrerin der neuen Lehre ihres Sohnes" gewesen ist, steht dahin. Dieser Besuch kann sehr wohl aus der mütterlichen Absicht heraus erfolgt sein, die prekäre Situation Echnatons, der offenbar vor seinen eigenen Untertanen nicht sicher war und sich mit einer fremdstämmigen Söldnerschar umgeben mußte, durch ein In-die-Waagschale-Werfen ihrer Autorität zu stützen. Wie sehr sie gewohnt war, auch in der Ehe als selbständige, ihrem Gefühl unbedenklich folgende Natur hervorzutreten, und wie unbefangen das königliche Familienleben schon im Elternhause Echnatons zum Gegenstand öffentlicher Anteilnahme gemacht worden ist, läßt ein Denkstein erkennen, den Teje ihrem Gatten nach dessen Hinscheiden gewidmet hat. König und Königin sind auf ihm einander umschlingend abgebildet, und die Gattin bezeichnet die ungewöhnliche Tafel ausdrücklich als „ihr Denkmal, das sie ihrem geliebten Bruder angefertigt habe". Die Bezeichnungen Bruder und Schwester sind bekanntlich im alten Ägypten gern von Liebenden angewandt worden und dürfen nicht ohne weiteres als Bekundungen des Verwandtschaftsgrades aufgefaßt werden.

Wenn wir den Darstellungen auf gleichzeitigen Altartafeln und Denksteinen trauen wollen, hat Nofretete ein inniges Familienleben geführt. Aber es sollte nicht übersehen werden, daß es sich bei diesem Hervorkehren familiären Glückes um eine von oben diktierte neue Konvention handelt, die rasch zur Schablone



Farbtafel IV. Zwei Prinzessinnen. — Wandmalerei aus dem Palaste König Echnatons bei El-Amarna. 18. Dynastie.

führte. Über Wesen und Charaktereigenschaften der Lebensgefährtin des merkwürdigen Reformators können wir uns auf Grund ihrer Bildnisse nur eigene Gedanken machen. Der Mutterschmerz, ein Kind zu verlieren, ist ihr nicht erspart geblieben, und die Konsequenz, mit der Echnaton seine Prinzipien im realen Leben durchzusetzen trachtete, mag ihr manche schwere Stunde bereitet haben. Wenn sie selber — und nicht ihre mit Tutanchamon verheiratete Tochter — es gewesen ist, die nach dem Tode des Gatten den Chetiterkönig um Entsendung eines Prinzen gebeten hat, den sie zum Gemahl nehmen könne, so spricht diese Handlungsweise nicht nur für eine eigenwillige und selbständige Naturanlage, sonden auch dafür, daß sie wirklich — wie mehrfach vermutet — keine gebürtige Ägypterin gewesen ist. Zum Problem der deformiert wirkenden Hinterschädel ihrer Töchter liegt jetzt der Hinweis vor, daß im zweiten vorchristlichen Jahrtausend auf Zypern künstliche Schädelformung im Kindesalter Brauch gewesen zu sein scheint. Aber man darf es mit Scharff wohl als zu kühn bezeichnen, aus diesem Indizium weittragende Schlüsse auf die Herkunft der Königin ziehen zu wollen.

Durch damenhaften Liebreiz und eine besondere Anmut bestechen die Darstellungen der Lieblingsfrau und großen Königsgemahlin Ramses' II., Nefertari. Ob sie — die „Naptera" der Keilschrifttexte — an kolossalen Sitzbildern ihres Gatten zärtlich dessen Wade anfaßt, ob sie hoheitsvoll an Tempelmauern erscheint oder in den höchst dekorativ ausgemalten Kammern ihres Grabes zu den Göttern betet, immer ist ihr eine urbane Noblesse eigen, die dem Betrachter Anteilnahme abzwingt. Die Kunst der Zeit unterstreicht die Vorzüge ihrer Erscheinung durch die Angabe leichter Rötung der Wangen. Ihr Gewand mit den lang herabfallenden, kleidsamen Schärpenbändern ist von besonders gefälligem Schnitt. Wie verschiedene Herrscherinnen des Neuen Reiches ist sie in öffentlichen Angelegenheiten mehrfach hervorgetreten: beim Friedensschluß mit dem Chetiterreiche hat sie mit dessen Königin freundschaftliche Briefe gewechselt. Nach ihrem Tode hat der große Ramses — und zwar in seinem 34. Regierungsjahre — eine Tochter des Chetiterkönigs Chattuschil zur Frau genommen und sogar zu seiner Hauptgemahlin gemacht, wobei sie den ägyptischen Namen Maatnefrurê erhielt.

Die letzte und zugleich berühmteste Königin Altägyptens, Kleopatra, die wir uns gern als braunhäutige Orientalin vorstellen und die ihr großer Verherrlicher im Schauspiel als „Ägypterin", ja als „Zigeunerin" bezeichnen läßt, war eine Makedonin. Die aparte Krümmung der Nase, die allen ihren Bildnissen eigen ist, dürfte von seleukidischer Blutmischung herrühren und nach Syrien weisen. Als Griechin und damit Europäerin steht sie außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung.

Und doch, — wohl nur unter ägyptischer Sonne und vom Strande des Nils her konnten ihre weiblichen Vorzüge und jene Liebeskraft, die sie so überlegen, so königlich bewußt in den Dienst einer großen Staatspolitik gestellt hat, zu einem so unauslöschlichen Phänomen der Weltgeschichte werden.

Wir besitzen von der außerordentlichen Frau, die einen Cäsar, einen Antonius an sich zu fesseln wußte, kein Porträt, das ihren weltbezwingenden Reiz auch nur ahnen ließe.

Shakespeare hat ihn glaubhaft zu machen gewußt:

„Sie welkt nicht an der Zeit, noch stiehlt Gewohnheit
den unerschöpften Reiz ihr . . . Andere Weiber
ersättigen die Triebe, die sie stillen:
sie macht nur durstiger, je mehr sie gibt —
das Niedere noch, das Allgemeine, steht
ihr so, daß selbst der Priester am Altare
sie segnet, wenn sie buhlt . . ."

Klingt das nicht so, als sei einer jener altägyptischen Sänger, die den Liebreiz ihrer Königinnen so beredt zu feiern wußten, im Rühmen über sich selbst noch hinausgewachsen?

BRIEFE, DIE JAHRTAUSENDE ÜBERDAUERTEN

Wem es um Erkenntnis der innersten menschlichen Eigenschaften zu tun ist, für den gibt es kaum eine ergiebigere Fundgrube als den aufrichtigen, spontan hingeschriebenen Brief. Er mag an den Verwandten, den Freund oder den Gleichstrebenden gerichtet sein, er mag dem geliebten Wesen oder einem völlig fremden gelten: wenn Persönlichkeit sich in ihm stark und überzeugend ausspricht oder gar echte Leidenschaft schöpferisch aus seinen Sätzen strahlt, wird er so unmittelbar zum Zeugnis der Seele und des Geistes, wie nur wenige andere Bekundungen der Menschennatur. Der Empfängliche wird von der Ursprünglichkeit seiner Aussage so sehr gefesselt, daß er die Lektüre eines bedeutenden Briefwechsels jeder anderen vorzuziehen geneigt ist: hier klopft das Herz in echten, zwingenden Schlägen, hier spricht das Gemüt mit aller Vehemenz des Gefühls, hier äußert sich die Meinung ohne jene Beschränkung, welche die Spielregeln des geselligen Lebens sonst erfordern.

Je großartiger die Naturanlage dessen beschaffen ist, der sich zur Mitteilung des Briefes bedient, um so reiner tritt sie in der Regel aus dessen Zeilen hervor. Gerade der gewachsene Charakter wird sich im Briefe mit besonderer Vorliebe zum Ausdruck bringen. Indem er sich selber zu verdeutlichen sucht, wird er zugleich zwangsläufig Wesen und Anliegen seiner Zeit offenbaren: was große Gesinnung aus innerem Zwange heraus äußert, bleibt niemals auf die Sphäre des rein Privaten beschränkt. Mag sie auch von Alltäglichem handeln und das Jetzt und Hier zum Ausgang haben: steht der rechte Geist hinter der Aussage, so wird sie doch ins Allgemeine übergreifen, unsere Vorstellungen erweitern, ja unsere Ahnung vom Walten einer hohen Gesetzlichkeit im Ablauf des Schicksals wie im engen Raume der Menschenbrust befestigen.

Es ist immer ein rühmliches Zeichen für den inneren Zustand einer Zeit, wenn sie echter Briefe fähig ist.

Denn nicht jeder Brief ist in unserem Sinne echt zu nennen. Die behördliche oder geschäftliche Mitteilung ist ein Schriftstück, kein Brief im eigentlichen Wortbegriff, und ebenso Zettel und Billett, wenn sie nichts als einen nüchternen sachlichen Hinweis oder einen vom bloßen Brauch diktierten Wunsch und Gruß enthalten. Zum Abfassen eines wirklichen, nicht nur den Empfänger angehenden Briefes gehört ein gewisser innerer Reichtum, gehört Produktivität.

Indessen können auch Geschäftsbrief und Amtsschreiben von überpersönlicher Wichtigkeit sein, wenn sie unsere Kenntnis von den Lebensverhältnissen längst vergangener Zeiten erweitern. Auch das unbeschwingte, von platt egoistischem

Interesse diktierte Schreiben besitzt Bedeutung, sofern es uns das geschichtliche Bild fremder, im Schutt der Jahrhunderte versunkener Kulturen erhellt — Kulturen, die uns angehen, weil die unsere auf ihrem Vermächtnis fußt.

Von Briefen der einen wie der anderen Art soll im folgenden die Rede sein — menschlichen Dokumenten, die in dem großen Abraum antiker Städte, in Palastruinen, Grüften oder in immer wiederholten Abschriften ganze Zeitalter überdauert haben und nun in einer veränderten Welt noch immer eindringlich zu uns sprechen. Ihr Thema ist der ewige Mensch, der sich in seiner inneren Struktur — seiner Enge und Weite, Stärke und Schwachheit — allem äußeren Wandel zum Trotz so erstaunlich gleich geblieben ist, daß wir unsere Wünsche und Eigenschaften in diesen Niederschriften längst verstäubter Hände aufs treueste widergespiegelt finden.

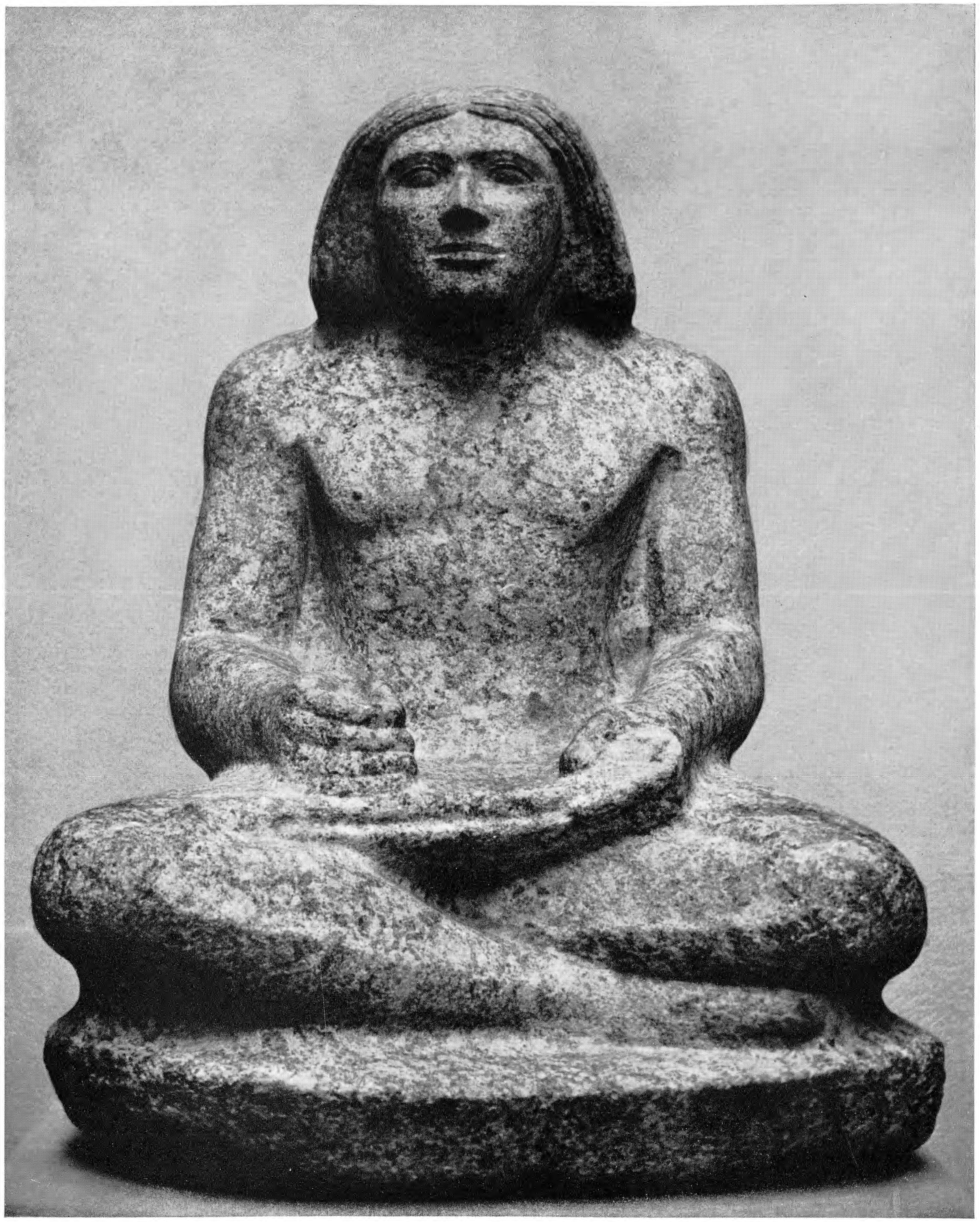
Der ägyptische Sand, in dem nichts vergeht, hat uns antike Briefe mannigfacher Art in Fülle bewahrt. Wie er die flüchtige Notiz des Aufsehers oder Werkführers auf der Tonscherbe oder dem Kalksteinsplitter konservierte, wie er die Schusterrechnung, das Speicherinventar oder jene Berliner Holztafel dauern ließ, auf der ein Schulbube mehrmals den vom gestrengen Lehrer vorgeschriebenen Satz wiederholen mußte: „Sei fleißig, sonst wird dir das Fell gegerbt!“, so hat er uns mit Urkunden des täglichen Lebens pharaonischer, griechischer und römischer Zeit beschenkt, die uns oft höchst fesselnd mit fremdem Schicksal, mit den privatesten Angelegenheiten von Menschen vertraut machen, die sich vor Jahrtausenden sorgten und mühten.

Es sind in der Mehrheit recht einfache Menschen gewesen, die sich da zu Verwandten oder Bekannten, zu Vorgesetzten oder Untergebenen geäußert haben, und ihre Anliegen sind gewöhnlich auf das Materielle beschränkt. Nur höchst selten geht beim Entziffern der Glanz höherer geistiger Regsamkeit auf. Aber auch die rührende Anfrage einer besorgten Mutter, eines pflichtbewußten Vaters aus den unteren Volksschichten — ungelenk auf die Rückseite eines schon gebrauchten Papyrusblattes gemalt — kann von kulturgeschichtlichem Interesse sein. Unsere in den neuzeitlichen Briefen so treulich gespiegelte seelische Differenziertheit, unser bis zum schmerzlichen Selbstgenuß gesteigertes Beschäftigtsein mit inneren Vorgängen hat in den überkommenen Briefen des Altertums kaum Beispiele, es sei denn, sie rührten von ganz außerordentlichen Naturen her. Es ist alles von der reinen, wachen Anschauung bestimmt und aufs Dingliche gerichtet. Selbst Liebende verlassen die reale Ebene selten, wenn sie einander schreiben. Man lebt noch total und bedarf nicht der Sublimierung durch das ersatzbietende, ausmalende Wort. Es geht um Fische, Früchte, Gewürz, um Kleidung und Lastvieh, um die rechte Unterbringung großer Herren und die Vermeidung beruflicher Schwierigkeiten. Das hindert nicht, daß derlei Schreiben von ergötzlicher Aktualität sein können — noch für uns Spätgeborene!

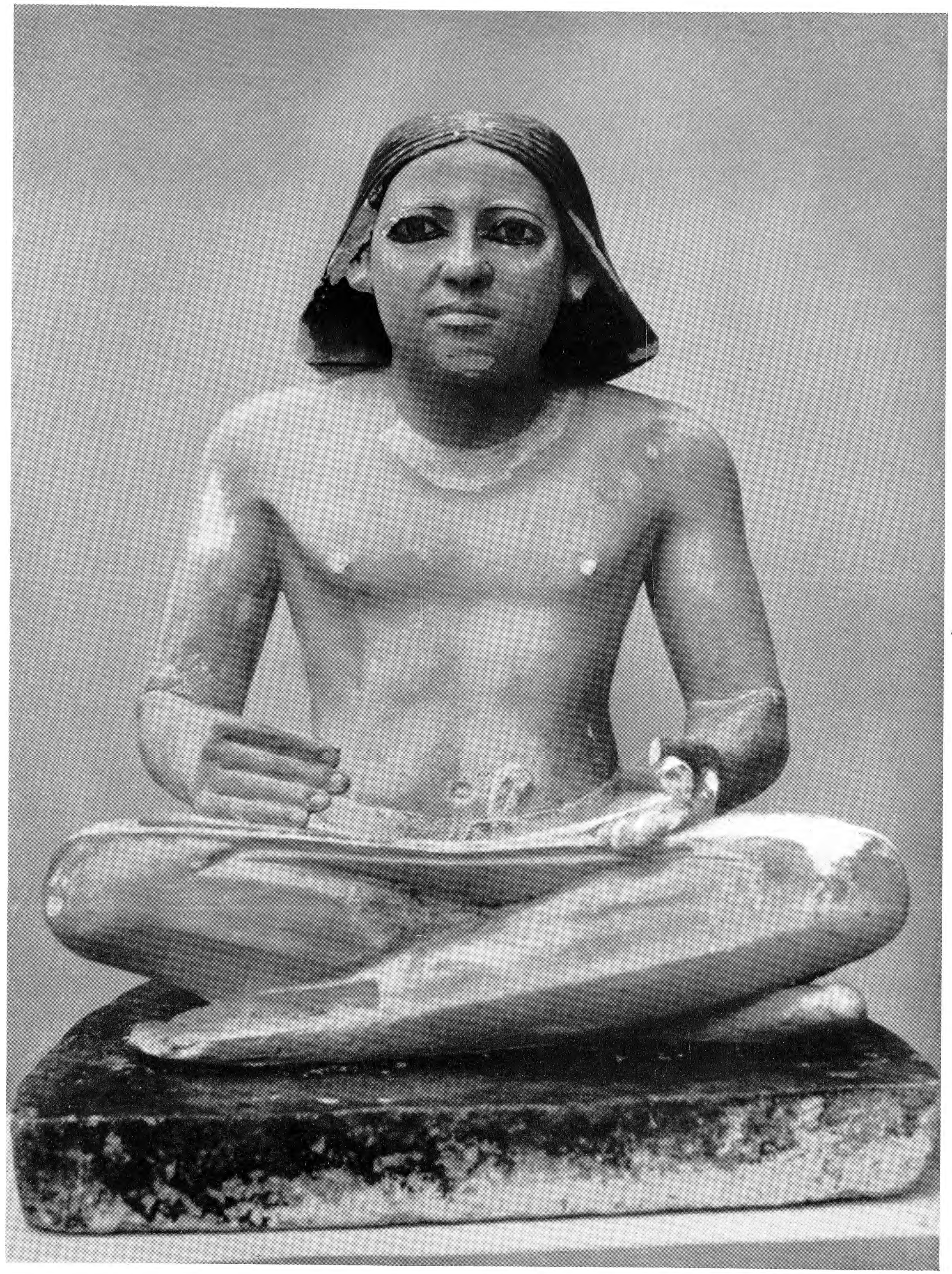
Wie wunderlich hat der Zufall gewaltet, welcher der Altertumsforschung mit dem Staatsarchiv der Pharaonenresidenz Amarna den diplomatischen Briefwechsel König Amenophis' III. und seines Sohnes Echnaton mit den vorderasiatischen Fürst-



73 Als Schreibkundigei hat sich der Hofmann Hesirê (3. Dynastie) auf den herrlich geschnitzten Holztafeln, welche in Nischen seines Grabes eingepaßt waren, mit dem über die Schulter gehängten Schreibzeug darstellen lassen.



74 Ein frühes Beispiel des „Schreibertypus", in dem sich der Stolz des gebildeten Ägypters über die Beherrschung der Schreibkunst ausprägt: Granitbild des Dersenedj aus Gise (4. Dynastie).



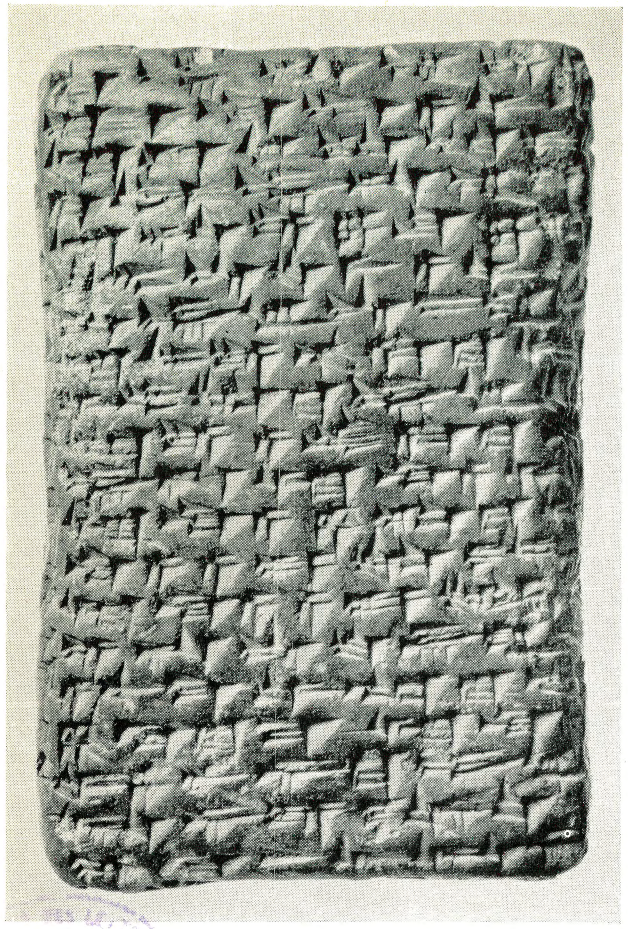
75 In sprechender Charakteristik hat der gewandte Meißel des Künstlers der 5. Dynastie diesen schreibbereiten, gescheiten und gewiß strengen Beamten festgehalten.



76 Ein Universalgelehrter und Weiser, in dem man Jahrtausende später einen Gott sah: Imhotep, der große Wesir, Arzt und Baumeister des Königs Djoser (3. Dynastie), zu dessen Ehren die Schreiber Ägyptens vor Beginn jeder Niederschrift ein wenig Tinte verspritzten. Vielleicht ist er auch der Schöpfer des im wesentlichen noch heute gültigen Kalenders. Bronzestatuette der Spätzeit.



77 Der Amonpriester Ramses-nacht mit dem Pavian-gestaltigen Schreibergott Thot (20. Dynastie).



Nebenstehend oben: Tontafelbrief (VAT 335) in akkadischer Sprache, gerichtet von dem Stammesfürsten Labaia an König Echnaton. Natürliche Größe.

Die Übersetzung lautet:

Zu dem Könige, meinem Herrn und meiner Sonne (sprach) also Labaja, dein Diener und der Staub, worauf du trittst:
Zu den Füßen des Königs, meines Herrn und meiner Sonne, fiel ich sieben Mal, sieben Mal nieder.
Ich habe gehört die Worte, die der König mir geschrieben hat — und wer bin ich, daß der König sein Land verlieren sollte meinetwegen?
Siehe, ich bin ein treuer Diener des Königs, und nicht habe ich gefrevelt, und nicht habe ich gesündigt, und nicht verweigere ich meine Tribute, und nicht verweigere ich das Verlangen meines Vorstehers.
Siehe, man verleumdet mich, hat schlecht gehandelt, und nicht hat der König, mein Herr, (mir) zukommen lassen (Kenntnis von) meinem Frevel.
Ferner: (dies) ist mein Frevel, daß ich eingetreten bin in Gazri und gesagt habe: „Vollständig hat der König genommen alles, was mir gehört; aber alles, was Milkilu gehört, wo ist das? Ich kenne die Tat Milkilus gegen mich.“
Ferner: über Dumuia hat der König geschrieben. Nicht weiß ich, daß Dumuia mit den Sa-Gaz-Leuten gegangen ist. Ich habe ihn doch wirklich gegeben in die Hand Adda(i)as.
Ferner: für den Fall, daß nach meiner Frau geschrieben hätte der König, dann würde ich sie verweigern. Für den Fall, daß an mich geschrieben hätte der König: „Setze einen Dolch von Bronze in dein Herz und stirb!“, dann würde ich nicht ausführen den Befehl des Königs.



Nebenstehend unten: Brieftafel in der Sprache von Arzawa, einem unabhängigen, im südlichen Kleinasien gelegenen Königreich, mit chetitischer Sprache.

78 Zwei der vielen berühmten „Amarna-Tafeln“ aus dem Palastarchiv von Amarna, deren Entzifferung Licht über die Welt der orientalischen Politik und Hofdiplomatie des 14. vorchristlichen Jahrhunderts breitete.

lichkeiten des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, mit den Herrschern Babels, Assurs, Mitanis und des Chattireiches in die Hände spielte!

Einheimische Raubgräber gerieten innerhalb der sandverwehten Palastruinen über die zahlreichen kleinen Täfelchen aus hartgebranntem Ton, in welche in akkadischer Keilschrift die Korrespondenz der Könige des Alten Orients und zahlreicher Vasallen mit den Söhnen der Sonne eingegraben war. Ein von einem fanatischen Fellachenweibe aus Fremdenhaß als Wurfgeschoß gebrauchter Tontafelbrief wies dem gelehrten Sachkenner den Zugang zu dem denkwürdigen Funde, der wie mit einem Schlage Licht auf die Rätselwelt vorbiblischer Vergangenheit warf.

Gestehen wir es uns: Gesinnung und Geschäftsgeist sind nicht gerade beschwingend, die sich in den Schreiben der asiatischen Machthaber bekunden, und nur die entwaffnende Naivität der vorgebrachten Betteleien nimmt ein wenig für die Absender ein. Mehrfach geht es um Eheschließungen, mit denen der Pharao die Politik der orientalischen Höfe für die ägyptische Sache günstig stimmen will, ohne doch zugleich seinerseits einer Verheiratung ägyptischer Prinzessinnen nach auswärts zuzustimmen, daneben immer wieder um Gold und andere geschätzte Stoffe. Eine Fülle höflicher Floskeln und übertrieben freundschaftlicher Versicherungen dient zur Verschleierung der eigentlichen Beweggründe. Aber sie können nicht über das eigentliche Anliegen täuschen, und da und dort scheuen sich die hohen Herrschaften nicht, unverhüllt zu feilschen.

So schreibt Burnaburiasch von Babylon einmal an Amenophis III.:

„Man hat mir gesagt, daß im Lande meines Bruders alles vorhanden sei und er habe nichts nötig, ebenso wie ja auch in meinem Lande alles vorhanden ist, und ich nichts nötig habe. Trotzdem schicke ich dir vier Minen Lasurstein und fünf Gespanne Pferde. Mehr zu schicken ist jetzt nicht rätlich, denn die Witterung ist zu heiß. Bei günstigem Wetter werde ich durch einen zweiten Boten andere Geschenke schicken, und auch der König möge nur schreiben, was er seinerseits wünscht . . .“

Im Anschluß an diese Ankündigung jedoch rückt Burnaburiasch mit seinem eigenen Verlangen heraus, und es zeigt sich, daß es auf einen Tausch hinauslaufen soll, bei dem er günstiger abzuschneiden hofft. Zur Erfüllung eigener Verpflichtungen braucht er schleunigst „viel gutes Gold“. Aber er will sich vor Übervorteilung und Enttäuschung rechtzeitig sichern, und so fügt er hinzu:

„Das Gold, das mir mein Bruder schicken wird (!), wolle mein Bruder keinem seiner Beamten überlassen, sondern mit eigenen Augen wolle mein Bruder es sehen, versiegeln und auf den Weg bringen lassen. Denn das Gold, das mein Bruder mir früher geschickt hat, wo mein Bruder nicht selbst zugesehen hat, sondern ein Beamter meines Bruders hat es gesiegelt und verschickt, das war minderwertig! Als man es in den Schmelzofen tat, war es nicht vollgewichtig . . .“

Derselbe Babylonier beklagt sich recht unwirsch bei Echnaton, als er bei einer Erkrankung kein teilnehmendes Schreiben vom ägyptischen Hofe erhält. Er stellt sich, als empfände er das Ausbleiben einer Erkundigung als einen ausgesprochenen

Taktfehler. Der Wortlaut ist für das Verständnis der Hofetikette aufschlußreich:

„Seit der Zeit, wo der Bote meines Bruders zu mir kam, war mein Befinden nicht gut, und aus diesem Grunde hat auch sein Abgesandter nie vor mir Speise gegessen und Wein getrunken. Das alles wird dir dein Bote bestätigen.

Als nun mein Befinden nicht gut war und mein Bruder mich nicht tröstete, da wurde ich von Zorn erfüllt gegen meinen Bruder und sagte: ‚Sollte mein Bruder nicht gehört haben, daß ich krank bin? Warum wohl hat er mich nicht getröstet?‘

Der Bote meines Bruders aber sprach daraufhin: ‚Der Weg ist nicht nahe (d. h. nicht kurz nach Ägypten), und wenn dein Bruder es gehört hätte, so hätte er dir auch einen Gruß geschickt ... Daß du krank bist, sollte dein Bruder gehört haben und nicht seinen Boten schicken?!‘ “

In diesem Zusammenhang bestätigt auch der eigene Kurier des Königs, daß Ägypten sehr weit von Babylon entfernt sei, und das besänftigt Burnaburiasch ein wenig. Aber er kann es sich doch nicht versagen, auch Nofretete sein Mißfallen spüren zu lassen und bekundet, er habe von den mitgehenden Gaben nur einen kleinen Teil für die Königin bestimmt, weil sie es unterlassen habe, sich gebührend nach seinem Befinden zu erkundigen.

Der König von Mitani-Naharina, das als Pufferstaat am oberen Euphrat eine wichtige Rolle in der ägyptischen Außenpolitik spielte und seit Thutmosis IV. durch Verschwägerung an die Interessen des Pharaonenhofes gebunden war, verfaßte nach dem Tode Amenophis' III. an den noch kindlichen Thronfolger Amenophis IV.-Echnaton ein wahrhaft verwandtschaftlich gehaltenes Kondolenzschreiben:

„Als man mir sagte, daß mein Bruder Nimmurîja (= Nemarê, Amenophis III.) gestorben sei, weinte ich an jenem Tage Tag und Nacht; ich saß da und aß und trank nicht und war betrübt. Ich sagte: ‚Wenn ich doch gestorben wäre, und mein lieber Bruder lebte noch! Wie würden wir uns lieben!‘ Als ich dann aber vernahm, daß Napchururîja (= Neferchepeturê, Amenophis IV.), der große Sohn des Nimmurîja von der Teje, seiner großen Gemahlin, die Herrschaft angetreten habe, da sagte ich: ‚Nimmurîja ist nicht gestorben, wenn Napchururîja, sein großer Sohn von der Teje, seiner großen Gattin, an seiner Stelle regiert. Der wird kein Wort von seiner Stelle verrücken gegen früher. Nein‘, sprach ich in meinem Herzen, ‚Napchururîja ist mein Bruder; wie wir uns liebten — ich und sein Vater —, das weiß er, denn Teje, seine Mutter, welche die große Gattin Nimmurîjas, die Geliebte, war, lebt und wird ihrem Sohne erzählen, wie ich und ihr Gatte befreundet gewesen sind.‘ “

Überaus amüsant zu lesen ist ein Schreiben des Babylonierkönigs, in dem er ohne Umschweife auf das Thema der Heirat einer seiner Töchter mit dem Pharao losgeht, aber zugleich sein Befremden darüber ausdrückt, daß ihm eine ägyptische Prinzessin als Gegengabe versagt bleibt:

„Was anlangt das Mädchen, meine Tochter, die du — wie du schreibst — heiraten willst, so ist sie herangewachsen und mannbar; schicke her, daß man sie hole! Als ich daraufhin jedoch an dich schrieb, um deine Tochter zu heiraten, bekam ich zur Antwort: ‚Von alters her ist eine ägyptische Prinzessin niemandem gegeben worden.‘

Warum sprichst du so? Du bist doch König und kannst handeln, wie du willst! Wenn du sie gibst, wer kann etwas dagegen sagen? Im übrigen: es gibt ja genug erwachsene Töchter und schöne Weiber in Ägypten. Sende mir doch ein schönes Mädchen nach deinem Gefallen! Wer wird dann sagen können, sie sei keine Prinzessin?!“

Auf diese höchst unbefangene Erörterung der Heiratsabsichten folgt die unvermeidliche Bitte um viel und lauteres Gold, in dessen Gewinnung Ägypten damals eine Art Monopolstellung eingenommen haben muß.

Zu den in psychologischer Hinsicht aufschlußreichsten Briefdokumenten des Neuen Reiches gehört ein Schreiben privatester Natur, das ein offenbar von Unheil verfolgter ägyptischer Witwer um 1300 im Grabe seiner Frau in der Überzeugung deponiert hat, ihr Geist wolle ihm aus irgendwelchen Gründen schaden. Er hat die hölzerne Figur einer Dienerin wie eine Botin in die Gruft gestellt und an ihr die kleine Papyrusrolle befestigt, auf der seine Klage niedergeschrieben ist. Bestrebt, die Abgeschiedene zu beschwichtigen, droht er ihr doch auch zugleich. Das Schriftstück erlaubt einen tiefen Blick in das Herz des beunruhigten Verfassers:

„An den trefflichen Geist Anch-iri!

Was hast du Übles gegen mich unternommen, daß ich in den schlimmen Zustand geraten bin, in dem ich mich befinde? Was habe ich gegen dich getan, daß du die Hand auf mich legst, da ich doch nichts Böses gegen dich verübte? Seit ich dein Gatte wurde bis zum heutigen Tage — was habe ich gegen dich getan, das ich zu verbergen hätte? Ach, nachdem du so handeltest, werde ich dich verklagen. Was habe ich gegen dich getan? Ich werde gegen dich Klage vorbringen vor den Göttern des Westens (d. h. des Totenreiches), und man wird dich und mich auf Grund des Schreibens, das ich verfaßt habe, richten. Was tat ich gegen dich? Ich nahm dich zur Frau, als ich ein junger Mensch war, und du warst stets bei mir, als ich die großen Ämter beim Pharao — er lebe, sei heil und gesund! — ausübte. Ich habe dich nicht verstoßen und ließ dein Herz nicht unwillig werden. Alles, was ich erwarb und was mir zukam, — nahm ich es nicht um deinetwillen, weil ich sagte: ich handle nach deinem Wunsch? Sieh, und nun läßt du mein Herz nicht ruhig werden ... So muß ich wohl oder übel mit dir prozessieren, damit man Unrecht und Recht erkennt. Sieh, als ich Offiziere des Heeres des Pharao — er lebe, sei heil und gesund! — und seiner Reiterei ausbildete, kamen sie, um sich vor dir auf den Boden zu werfen, und brachten vielerlei schöne Geschenke, um sie vor dir niederzulegen! Ich verbarg nichts vor dir während deiner Lebenstage. Du hast nie gefunden, daß ich dich betrog in der Weise eines Bauern, indem ich in ein anderes Haus eintrat ... Und wenn ich nicht ausgehen konnte in meiner gewohnten Weise, so habe ich doch alles — wie einer wie ich es tut, wenn er zu Hause ist — beschafft: dein Öl, dein Brot und deine Kleider ... Ich habe dich nicht betrogen. Aber du erkennst das Gute nicht an, das ich dir getan habe. So schreibe ich, um dich das, was du anrichtest, wissen zu

lassen. Als du krank wurdest an dem Leiden, das dich befiel, da schickte ich den Oberarzt, und er bereitete Heilmittel für dich, behandelte dich und tat alles, von dem du sagtest: Tu es!

Und als ich dem Pharao — er lebe, sei heil und gesund! — folgte, da er nach Süden zog, und du in den Zustand gerietest, der über dich kam (also starbst), habe ich acht Monate verbracht, ohne recht zu essen und zu trinken. Als ich hernach in Memphis Urlaub erlangt hatte, weinte ich mit den Nachbarn vor deinem Hause sehr. Ich gab Kleider aus feinem Leinen, dazu Stoffe, um dich einzubalsamieren; ich ließ viele Stoffe weben und übersah nichts Gutes, so daß es dir nicht zuteil wurde.

Sieh, ich habe nun danach drei Jahre allein gelebt und nicht wieder geheiratet, obwohl ein Mann wie ich keineswegs so zu handeln brauchte. So habe ich es um deinetwillen gehalten. Aber sieh, du kannst Gutes nicht vom Schlechten unterscheiden. So wird man zwischen dir und mir richten.

Und sieh: die Frauen im Hause — ich habe mich keiner einzigen von ihnen genähert . . ."

In einem jüngst von S. Schott mitgeteilten Privatbrief aus derselben Zeit ist ein unverkennbares Liebesgeständnis mit eingeflochten, obwohl es dem Absender im Grunde um ganz etwas anderes geht:

„Der Schreiber Mehi grüßt den Schreiber Eje, den Jüngeren, mit Leben, Glück und Gesundheit, mit Lobpreisung Amon Rês, des Götterkönigs!

Ferner: Wie ist dein Zustand? Wie geht es dir? Wie ist dein Befinden? Bist du in Ordnung? Ich bin nämlich in Ordnung. Ich sage zu Amon, Ptah, Rê-Harachte und zu allen Göttern vom Hause des Thot: Mögest du gesund sein! Mögest du leben! Mögest du in der Gunst Ptahs, deines guten Herrn, stehen! Mögest du tätig sein, möge es gelingen, mögest du wegen allem, was du tust, gelobt werden.

Etwas anderes: Bitte, nimm dich Herrn Merimes' an. Sieh, ich habe Merimes zum Fürsten gesandt, damit er die beiden Schiffe sucht, die ihm der Pharao — Leben, Heil und Gesundheit! — gegeben hat. Laß sie ihn überall suchen! Und nimm dich des Merimes an, während er dort bei dir ist, damit ihm nicht das passiert, was du mir antatest, als ich dort in Memphis war und als du die Hälfte der Verpflegung nahmst, um sie zu versilbern.

Etwas anderes:

Die Sängerin des Amon Iset-Nofret („Schöne Isis") sagt: Wie geht es dir? Wie sehr sehne ich mich danach, dich zu sehen. Meine Augen sind so groß wie Memphis, weil ich danach hungere, dich zu sehen! Und ich sage hier Thot und allen Göttern vom Hause des Thot: Mögest du gesund sein! Mögest du leben! Mögest du wegen dem, was du tust, gelobt werden.

Etwas anderes: Bitte, nimm dich des Merimes an. Du hast den Auftrag gehört, über den dir der Oberst (der Absender) geschrieben hat. Und schreibe ihm über dich und schreibe mir alles über deine Gesundheit. Bleib schön gesund!

Etwas anderes vom Schreiber Mehi: Bitte, laß mir Merimes' Papyrusrolle und

etwas sehr gute Tinte (mit-)bringen. Laß nicht schlechte gebracht werden. Und schreibe mir alles über deine Gesundheit. Bleib schön gesund!"

In den Grundzügen ist der Briefstil des Neuen Reiches und der ägyptischen Spätzeit dem der ptolemäischen Zeit und der römischen Kaiserzeit recht verwandt. Nur daß in dem Jahrtausend zwischen der Inbesitznahme Ägyptens durch Alexander den Großen und dem Siege des Islam in den Tausenden von Urkunden und Briefen, die der Abraum der alten Stätten hergegeben hat, die griechische Sprache durchaus an die Stelle der eigentlich einheimischen tritt. Es ist nicht die gehobene Sprache der klassischen hellenischen Literatur, sondern eine von den Erfordernissen des praktischen Daseins bestimmte gemeingriechische Umgangssprache, eine Sprache des Lebens und nicht des Schrifttums, auch wenn sie schließlich in die populären Bücher eindringt. Diese „Koinê" wird uns gerade durch die griechisch abgefaßten Urkunden und Briefe aus der ägyptischen Welt besonders nahegebracht, können wir doch ihre Entwicklung und ihre allmähliche Wandlung hier besser als anderswo verfolgen.

Die in diesem langen Zeitraume im Nillande geschriebenen und uns durch Zufall erhalten gebliebenen Briefe — Briefe von Königen, mächtigen und kleinen Beamten, von Militärs, Priestern, Handelsleuten, Handwerkern und Bauern — geben einen lebendigen Begriff von dem Völker- und Rassengemisch, das dazumal das Paris des hellenistischen Altertums, die Weltstadt Alexandreia, und die Provinzstädte insbesondere Unter- und Mittelägyptens füllte. In ihnen kommt der gebietende Makedone wie der hellenische Mann, der Römer und der Italiker wie der Jude neben dem Gräko-Ägypter zu Worte, dem Vertreter jener breiten und immer breiter werdenden Schicht, die jetzt einer Mischreligion huldigt und sich nicht mehr als eigengesetzliches, bestimmtes Volkstum empfindet.

Den Anfang macht bei diesen Briefen fast ausnahmslos der Name des Absenders, es folgt der des Empfängers, darauf der Wunsch: Freude!, dem üblichen griechischen Gruße „Freue dich!" gemäß. Wie bei den schon mitgeteilten pharaonenzeitlichen Proben schließt sich die Erkundigung nach dem Wohlbefinden des Adressaten an; sie wird späterhin durch einen entsprechenden Wunsch oder ein Gebet abgelöst. Den Beschluß bilden Grüße und eine stereotype Formel, welche der Gesundheit oder dem Glücke des Empfängers gilt. Zuletzt kommt das Datum: erst das Regierungsjahr des Königs oder des Kaisers, dann der Monat.

Zur Umrechnung der ägyptischen Daten auf unsere Monatstage sei hier eine Tabelle eingefügt:

Ägypt. Monatsbezeichnung:	Heutzutage:	Äpypt. Monatsbezeichnung:	Heutzutage:
Thot	= 29. August/27. September	Pharmuthi	= 27. März/25. April
Phaôphi	= 28. September/27. Oktober	Pachôn	= 26. April/25. Mai
Hathyr	= 28. Oktober/26. November	Payni	= 26. Mai/24. Juni
Choiak	= 27. November/26. Dezember	Epiph	= 25. Juni/24. Juli
Tybi	= 27. Dezember/25. Januar	Mesorê	= 25. Juli/23. August
Mechir	= 26. Januar/24. Februar	5 Zusatztage (Epagomenen)	= 24. August/28. August
Phamenoth	= 25. Februar/26. März		

Die Beförderung der Briefe besorgten in der Regel Gelegenheitsboten. Verwandte, Freunde, Bekannte oder deren Diener nahmen die gefalteten, außen mit einer manchmal recht unbestimmt gehaltenen, in einzelnen Fällen sogar nur einen Spitznamen angebenden Adresse versehenen Papyrusblättchen auf ihre Reise mit und bestellten sie nach gegebener Möglichkeit — gewiß nicht immer auf dem schnellsten Wege. Oft wird der gefällige Bote ganze Bündel von Briefen bei sich geführt und die Antworten gleich zurückbefördert haben. Der amtliche Briefverkehr verfügte natürlich über eigene Boten, welche Befehle oder Anordnungen den Empfängern unverzüglich auszuliefern hatten.

An die Spitze der nun folgenden Auswahlreihe kennzeichnender Briefe hellenistischer und römischer Zeit sei ein Schreiben des Königs Ptolemaios Philadelphos an einen hohen Verwaltungsbeamten namens Antiochos gerückt, der ganz das Gepräge originaler Diktion trägt. Man sieht den Herrscher — es ist der um Kulturförderung besonders bemühte bedeutende Sohn und Nachfolger des Dynastiegründers — geradezu in der Hofkanzlei hin- und hergehend die Sätze zu Papier geben. Das Dokument hat auch für unsere Zeit Aktualität, es mag um 250 v. Chr. abgefaßt sein:

„König Ptolemaios dem Antiochos Freude.

In bezug auf die Quartieranweisung für die Soldaten hören wir, daß vielfach Gewalt vorkomme, da sie die Unterkünfte von den Verwaltern nicht annehmen, sondern selbst in die Häuser eindringen, die Leute hinauswerfen und sich mit Gewalt darin Wohnung schaffen.

Ordne daher an, daß dies in Zukunft nicht geschehen soll, sondern womöglich sollen sie selbst die Behausung herrichten; wenn sie aber wirklich von den Verwaltern Quartiere bekommen müssen, sollen diese ihnen nur die notwendigen geben. Und wenn sie die Quartiere verlassen, sollen sie die Quartiere herstellen und freigeben und nicht verschließen, bis sie zurückkehren, wie es jetzt vorkommen soll: daß sie beim Abmarsch sie vermieten, die Zimmer versiegeln und sich aus dem Staube machen. Vor allem sorge für (die griechische Siedelung) Arsinoë bei Apollinopolis, damit, wenn Soldaten kommen, niemand sich einquartiere, sondern sie sich in Apollinopolis aufhalten.

Brauchen sie aber etwas bei ihrem Verweilen in Arsinoë, so sollen sie sich Häuschen aufbauen, wie auch die früheren Ankömmlinge getan haben. Bleib gesund."

Mit vielen Eingaben hat von Memphis aus ein Mann, der wie die Makedonenkönige dieser Epoche Ptolemaios hieß, die Sache der Töchter eines Freundes, der griechischer Militärkolonist war, vertreten. Der Vater der beiden Mädchen, der eine Ägypterin namens Nephoris geehelicht und seinen Kindern ägyptische Namen — Thaues und Taûs — gegeben hatte, war, von dem Liebhaber der Frau bedroht, in den Nil gesprungen und nicht lange danach gestorben. Von der pflichtvergessenen und offenbar ränkevollen Mutter um ihr Erbteil gebracht, hatten die Mädchen Schutz und Unterhalt im Sarapistempel von Memphis bei dem erwähnten Kameraden ihres toten Vaters gesucht und dort die untergeordnete geistliche Funktion der sogenannten „Zwillinge" erhalten, deren Dienst hauptsächlich den gestorbenen Apisstieren galt. Aber auch dorthin wurden sie von Scheelsucht und Niedertracht verfolgt. Ihnen zuliebe und in ihrem Namen hat ihr Mentor das folgende Gesuch direkt an seinen königlichen Namensvetter gerichtet, der von 181 bis 146 Beherrscher Ägyptens war. Von besonderem Interesse ist die an den Schluß gerückte Bezeichnung des damals bei der Erledigung solcher Eingaben üblichen Instanzenweges:

„Dem Könige Ptolemaios und der Königin Kleopatra, seiner Schwester, den Mutterliebenden Göttern (!), Freude.

Thaues und Taûs, die Zwillinge, die im großen Sarapeion bei Memphis dem Osorapis (d. h. dem zum Osiris gewordenen toten Apisstiere) dienen und Weihegüsse darbringen für euch und euere Kinder.

Da wir vielfach Unrecht leiden von Nephoris und ihrem Sohne Pachrates, haben wir unsere Zuflucht zu euch genommen, um Recht zu erlangen. Die genannte Nephoris nämlich lebte mit einem gewissen Philippos aus Memphis zusammen und arbeitete darauf hin, der genannte Philippos sollte ihn (den Vater) in den ungeordneten Zeitläuften umbringen, indem er sich neben die Tür seines Hauses setzte, das am Flusse auf dem Ägyptermarkte lag. Als aber unser Vater herauskam und etwas merkte, tauchte er in den Fluß, rettete sich mit Mühe auf eine Insel und wurde in ein Schiff aufgenommen. Am Ort wagte er nicht mehr zu landen, sondern begab sich in den Gau von Herakleopolis; da wir aber nicht bei ihm waren, starb er vor Kummer.

Seine Brüder fuhren hinauf, sie brachten ihn in die Totenstadt von Memphis, aber Nephoris hat bis jetzt keine Anstalten gemacht, ihn zu bestatten. Seine Habe aber, die ins Königsgut eingezogen wurde, die löste Nephoris aus, indem sie die Hälfte des uns und ihr gemeinsam gehörenden Hauses für sieben Kupfertalente verkaufte, und bekam einen Besitz im Werte von 60 Kupfertalenten, und sie nimmt an Mietsgeldern monatlich 1400 Kupferdrachmen ein. Damit hatte sie noch nicht genug, sondern warf uns hinaus, so daß wir fast Hungers gestorben wären. Da dachten wir an einen gewissen Ptolemaios . . ., einen Freund unseres Vaters, gingen zu ihm hinauf ins Sarapeion und haben nun hier unseren Unterhalt. Als aber die Trauer um den Apis kam, führte man uns hinab, um über den Gott zu trauern. Nun hatten Freunde der Mutter uns beredet, ihren Sohn zu uns zu nehmen zu Dienstleistungen. Als das geschehen war, belauerte er uns nach einiger Zeit, nahm die Zahlungsanweisung, die uns die Beamten an den Ölverwalter geschrieben hatten wegen des Quantums, das uns von euch gegeben werden sollte, ließ sich dieses heimlich geben, raubte uns dazu, was wir gerade an Kupfermünzen und sonst hatten, und kehrte zu seiner Mutter zurück, so daß wir nicht einmal das Notwendigste haben.

Wir bitten euch nun, unsere Eingabe an Dionysios, den Strategen, im Range

der ‚Freunde' (des Königs), zu senden, damit er dem Verwalter Apollonios und dem Gegenschreiber Dorion schriftlich befehle, weder das uns zukommende Öl und Kiki (eine andere Ölsorte) noch sonst etwas von dem Unsrigen ihr auszufolgern, und damit er sie zwinge, wenn sie unser Vatersgut widerrechtlich behält, es herauszugeben, auf daß uns um euretwillen geholfen werde. Seid glücklich."

Einen bemerkenswerten Einblick in die sittlichen Auffassungen der Zeit gewährt der am 17. Juni des Jahres 1 v. Chr. abgefaßte kurze Brief eines Mannes namens Hilarion an seine Frau Alis. Orthographisch unsicher, dazu recht schwerfällig im Stil, ist er nicht ohne schlichte Wärme. Der Absender beruhigt seine Frau für den Fall, daß seine Arbeitsgefährten aus Alexandrien ohne ihn heimkehren:

„Hilarion seiner Schwester Alis viel Freude, und meiner Herrin Berûs und dem Apollinaris.

Wisse, daß wir auch jetzt noch in Alexandreia sind; sei nicht ängstlich, wenn sie ganz heimkehren, ich bleibe in Alexandreia. Ich bitte dich und ermahne dich, sorge für das Kind, und sobald wir Unterhalt bekommen, schick ich dich (!) etwas hinauf. Wenn du mit Gottes Segen gebierst: wenn es männlich ist, laß es; wenn es weiblich ist, setz es aus. Du hast der Aphrodisias gesagt: „vergiß mich nicht!" — wie kann ich dich vergessen? Ich bitte dich also, ängstige dich nicht. Jahr 29 des Cäsar (Augustus), Payni 23."

Hilarion gehört offensichtlich den unteren Volksschichten an und ist unbemittelt. Daß er in offenbarem Einvernehmen mit der hoffenden Mutter ein neues weibliches Kind nicht aufzuziehen gedenkt, ist nach damaliger Anschauung nicht zu verurteilen.

Ein ergötzlicher Brief aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert — an einen Priester wohl von einem Priesterkollegen gerichtet — will den Empfänger, der offenbar kein ganz reines Gewissen hat, glauben machen, er habe von einer bevorstehenden Kontrolle des ihm unterstellten Tempelbesitzes durch einen römischen Revisor nichts weiter zu befürchten. Der Absender betont, den strengen Inspektor bereits für sich gewonnen zu haben, und deutet recht merklich an, daß er für seine freundschaftliche Fürsprache eine angemessene Gegenleistung nicht verschmähen würde:

„Ich sandte dir andere Briefe, in denen ich dich bat wegen der sechs Gewänder des Pyrrhos und der zwei Mäntel, du mögest sie mir schicken für ihren Preis, und jetzt schreibe ich dir in Eile, damit du dir keine Sorgen machst, denn ich werde es einrichten, daß dir nichts geschieht.

Du mußt nämlich wissen, daß ein Revisor der Tempelinventare angekommen ist und im Begriffe steht, auch in deinen Bezirk zu gehen. Laß dir also keine Angst einjagen, denn ich werde dir heraushelfen. Wenn du nun Zeit hast, schreibe deine Akten und komme damit zu mir hinauf; der Mensch ist nämlich sehr streng. Hält dich aber etwas fest, so schicke sie mir und ich werde dich herauswickeln: er ist

nämlich inzwischen mein Freund geworden. Wenn es aber bei dir mit den Kosten hapert und du es augenblicklich nicht hast, so schreibe mir, und ich werde dir jetzt wie auch früher heraushelfen.

Ich habe mich beeilt, dir zu schreiben, damit du nicht selbst erscheinst — denn bevor er zu dir kommt, will ich machen, daß er dich laufen läßt. Er hat nämlich Beglaubigungsschreiben, um jeden Widerspenstigen mit (polizeilicher) Bedeckung an den Oberpriester senden zu können. Aber denk an dich und das, was du mir kaufen sollst, wie ich schrieb. Hast du aber etwas bei der Hand, so bring mir hinauf, was du gerade hast, denn ich kann's brauchen. Bleib mir gesund, Hochgeschätzter."

In einem kurzen, um 118 n. Chr. recht ungewandt hingeschriebenen Briefe voll Herzenswärme und Zärtlichkeit versichert eine Ägypterin den Adressaten der Sehnsucht seiner Daheimgebliebenen. Sie hat gewiß dem Haushalte des Empfängers angehört und wird kaum eine einfache Dienerin gewesen sein, sondern eine Vertrauensstellung bekleidet haben. Das aus den Zeilen sprechende, echt weibliche Gefühl rührt noch uns:

„Tays ihrem Herrn, dem Strategen Apollonios, viel Freude.

Vor allem grüße ich dich, Gebieter, und bete jederzeit für deine Gesundheit. Ich machte mir nicht wenig Sorge, Herr, zu hören, daß du krank wurdest, aber allen Göttern sei Dank, daß sie dich unversehrt bewahren. Ich bitte dich, Herr, wenn du Lust hast, auch an uns zu senden, sonst sterben wir, weil wir dich nicht täglich sehen. Ich wollte, wir könnten fliegen und kommen und dich begrüßen, denn wir sind in Sorge, wenn wir dich nicht sehen. Also sei wieder gut mit uns und sende an uns. Bleib gesund, Herr, und alles steht bei uns gut. Epiph 24."

Nicht weniger liebevoll und besorgt äußert sich um dieselbe Zeit eine Dame namens Aline in einem an ihren Gatten und Bruder gerichteten Briefe, dessen zweite Hälfte leider so zerstört ist, daß sie keine Übersetzung erlaubt. Der angeredete Stratege Apollonios — durch zahlreiche an ihn von den Seinen gerichtete Schreiben bekannt — war durch einen großen Judenaufstand zu resolutem Eingreifen und zu einem Wagnis genötigt worden, das sich nicht ohne weiteres mit dem von ihm bekleideten Zivilamte vereinbaren ließ. Die gefährlichen Unruhen wurden damals nach harter Auseinandersetzung durch römische Truppen niedergeschlagen. Dem Wortlaut nach scheint Apollonios ein kühner Draufgänger gewesen zu sein. Die Gattin wird ihm von einem seiner im Gau von Hermopolis gelegenen Güter aus geschrieben haben:

„Aline ihrem Bruder Apollonios viel Freude.

Schwer besorgt um deinetwillen wegen der zur Zeit umlaufenden Gerüchte, und weil du so plötzlich von mir fort gingst, mag ich weder an Trank noch an Speise herangehen, sondern habe in beständiger Schlaflosigkeit bei Nacht und Tage nur die eine Sorge um dein Wohl. Nur die Sorgsamkeit meines Vaters weckt mich auf,

und am ersten Tage des neuen Jahres wär' ich — bei deinem Wohle! — ohne etwas zu kosten schlafen gegangen, wenn nicht mein Vater hereingekommen wäre und mich genötigt hätte.

Ich bitte dich nun, wahre deine Sicherheit und nimm nicht allein die Gefahr ohne Bedeckung auf dich, sondern wie der hiesige Stratege den Stadtbeamten die Last aufbürdet, so tu auch du dasselbe . . ."

Von einem bezeichnenden, durch zahllose Zeugnisse beglaubigten Bestattungsbrauche spricht eine Briefnotiz der Ägypterin Senpamonthes an ihren Bruder Pamonthes. Der Wasserweg, Ägyptens eigentliche Verkehrsstraße, wurde von Lebenden und Toten seit alters in gleicher Weise in Anspruch genommen. Man bediente sich seiner sowohl, um die Mumien in die Nekropole zu überführen, als auch, um sie an entfernte heilige Gnadenstätten gelangen zu lassen; so reisten schon die angesehenen Toten des Mittleren und Neuen Reiches nach Abydos, um sich dem Totenrichter Osiris „an seiner Treppe" besonders zu empfehlen. Da die Fährleute oft mehrere Mumien mitnahmen und die Priester und Beamten der Wallfahrtsorte oder Friedhöfe des Hinweises bedurften, hing man den Mumien für solche Reisen Holztäfelchen um, auf denen Name, Bestimmungsort und manchmal noch weitere Anweisungen aufgezeichnet waren. Diese Kennzeichnung wurde durch besondere Färbung und Ausschmückung der Mumienhülle noch unterstützt; Mädchen und Frauen legte man gern nachgebildete Kränze von Rosen um die Stirn ihrer oft sehr schön und ausdrucksvoll aus Stuck geformten Bildnisköpfe:

„Senpamonthes ihrem Bruder Pamonthes Freude.

Ich habe dir die Leiche meiner Mutter Senyris geschickt, einbalsamiert, mit einer Tafel am Halse, durch Gales, vom Vater Hierax, in eigenem Schiffe; — das Fährgeld ist von mir voll bezahlt.

Das Zeichen der Mumie ist: es ist eine Leinwandhülle, die außen einen Rosenschmuck hat, auf dem Bauche ist ihr Name geschrieben."

„Ich wünsche dir Gesundheit, mein Bruder. Jahr 3, Thot 11."

Kaum ein anderer Brief aus dem Altertum hat so allgemeine Anteilnahme erweckt und ist so oft übersetzt und behandelt worden wie die flüchtige, unorthographische Niederschrift des in Ägypten beheimateten Griechenbuben Theon an seinen gleichnamigen Vater, voll kindlicher Empörung abgefaßt um das zweite bis dritte nachchristliche Jahrhundert.

Der Sachverhalt läßt sich denken: Theon der Vater hat seinem Jungen, den er bis zur ersten Reisestation mitnahm, verheimlicht, daß er zur Hauptstadt fahre, ihn aber durch das Geschenk einiger Handvoll süßer Schoten zu entschädigen gesucht.

Auf der nächsten Station wird er diesen Trotzbrief erhalten haben, in dem der zurückgelassene Sprößling dem Vater all das aufkündigt, was ein wohlerzogenes Kind den Eltern schuldig ist — es sei denn, er werde doch noch mitgenommen.

Die rührend unmittelbar zu Herzen gehenden Sätze lauten:

„Theon seinem Vater Theon Freude.

Das hast du schön gemacht: nicht mitgenommen hast du mich mit dir in die Stadt. Wenn du mich nicht mit dir nach Alexandreia nehmen willst, schreib ich dich (!) keinen Brief und spreche nicht mit dich und wünsche dich dann nicht Gesundheit. Wenn du nach Alexandreia gehst, nehm' ich keine Hand von dir und wünsche dir nie wieder Freude. Wenn du mich nicht mitnehmen willst, kommt es so!

Mutter hat zu Archelaos von mir gesagt: „er macht mich kaputt, schaff ihn fort!" Das hast du schön gemacht: Geschenke hast du mir geschickt und was für große: Schötchen! Sie haben mir dort etwas vorgemacht am 12., als du absegeltest. Also schicke nach mir, ich bitte dich! Schickst du nicht, so eß ich nicht und trink' ich nicht. So! Ich wünsche dir Gesundheit. Am 18 Tybi."

Der kleine Theon! Man sieht ihn vor sich mit seinem bräunlichen, trotzverdüsterten Gesichtchen.

Ob er den angedrohten Hungerstreik noch rechtzeitig abgebrochen haben mag? Es ist schon anzunehmen.

WER FINDET DIE GRUFT ALEXANDERS DES GROSSEN?

Der ägyptische Boden hat nicht nur gewaltige Herrschernaturen hervorgebracht, er hat auf die Großen der Weltgeschichte auch eine besondere Anziehungskraft ausgeübt. Der Geschichtsempfängliche kann ihn nicht betreten, ohne daran zu denken, daß Kambyses und der große Darius, daß Alexander und Julius Cäsar, Antonius, Octavian und der neuzeitliche „Kaiser von Europa", Napoleon, ihm ihre Spuren aufgeprägt haben.

Die Spur des großen Alexander ist in mancher Beziehung die denkwürdigste. In ihr sind letztlich die Cäsaren gegangen. Sie bezeichnet den Weg des Hellenismus, der übergreift und ausmündet in die Weltordnung Roms.

Diese Löwenspur zu verfolgen ist von besonderem Reiz. Hat seine Zeit den Traum der Geschichte doch am farbigsten, am märchenhaftesten geträumt, Okzident und Orient zu einem Fabelgeflecht von magischer Wirkung ineinanderwebend.

Sie ist recht undeutlich, diese Spur, gegenüber der majestätisch breiten, dem Auge überall sich aufdrängenden der Pharaonen. Stellenweise verliert sie sich ganz, dann kann sie urplötzlich erregend sichtbar werden: eine Münze, eine Urkunde, ein Statuenbruchstück voll unmittelbaren Zaubers, in dem der Zauber des schwärmerischen und furchtbaren, des unergründlichen Königsjünglings dauert, um den die Phantasie des Morgen- und Abendlandes den Regenbogenglanz der Sage gebreitet hat.

Als Vierundzwanzigjähriger hat er sich 332 v. Chr. auf seinem großen Welteroberungszuge Ägyptens bemächtigt, hinter sich die Siege am Granikos und bei Issos, hinter sich den Fall von Tyros und Gaza, — vor sich den Tag von Gaugamela und den Gewinn Asiens bis über den Indus hinaus.

Ägypten fiel ihm zu, ohne Widerstreben.

Welchen Eindruck es auf ihn machte, läßt sein Verlangen ermessen, in seinem heiligen Tempelschweigen dereinst bestattet zu ruhn.

Der nüchterne und im wesentlichen gewiß zuverlässige Arrian, der aus den Denkwürdigkeiten des Lagiden Ptolemaios und des Aristobul schöpfte, berichtet:

„Alexander brach jetzt nach Ägypten auf, wohin er gleich anfangs einen Zug beabsichtigt hatte, und langte sieben Tage nach seinem Abmarsch von Gaza bei Pelusium in Ägypten an. Seine Flotte, welche gleichzeitig von Phönizien nach Ägypten unter Segel gegangen war, traf er bereits auf der Reede von Pelusium vor Anker.

Der Perser Mazakes, welcher von Darius als Statthalter über Ägypten gesetzt worden war, hatte vom Ausgang der Schlacht bei Issus, von der schmachvollen

Flucht des Darius und der Besetzung Phöniziens, Syriens und des größten Teils von Arabien durch Alexander gehört, und da ihm zudem keine persischen Streitkräfte zu Gebote standen, so nahm er den Eroberer in Land und Städten zuvorkommend auf. Dieser legte nach Pelusium eine Besatzung und befahl der Flotte, stromaufwärts bis zur Stadt Memphis zu steuern; er selbst schlug die Straße nach Heliopolis ein und kam — den Nilstrom zur Rechten lassend — durch die Wüste daselbst an, nachdem er alle auf seinem Wege gelegenen Plätze durch freiwillige Unterwerfung ihrer Einwohner in seine Hand bekommen hatte.

Von da setzte er über den Strom und gelangte nach Memphis.

Hier opferte er außer den übrigen Göttern auch dem Apis und veranstaltete Wettkämpfe in Leibesübungen und schönen Künsten, wozu sich die bewährtesten Meister aus Griechenland bei ihm eingefunden hatten. In Memphis schiffte er sich mit den Schildträgern, den Bogenschützen, den Agrianern und der Leibschar der berittenen Gefolgsleute ein und fuhr stromabwärts dem Meere zu.

Bei Kanobus angelangt, umschiffte er den See Maria und landete in der Gegend, wo heutzutage die nach ihm benannte Stadt Alexandria liegt. Die Örtlichkeit schien ihm ausnehmend geeignet für die Gründung einer Stadt zu sein, die mit der Zeit blühend werden könnte. Er bekam daher Lust, ans Werk zu gehen, entwarf eigenhändig den Plan der Stadt, bezeichnete die Stelle, wo der Marktplatz anzulegen sei, und bestimmte zugleich die Zahl der Tempel für die griechischen Götter und auch für die ägyptische Isis, sowie desgleichen den Umfang der zu führenden Mauern. Er brachte Opfer dar, und diese waren von entschieden günstiger Vorbedeutung."

Nach Erwähnung einer an die Stadtgründung geknüpften Sage und einem Exkurs über die Lage an den Küsten fährt Arrian fort:

„Nach diesem wandelte ihn die Lust an, den Ammon in Libyen aufzusuchen.

Einerseits wollte er den Gott befragen, weil Ammons Orakel für untrüglich galt und auch Perseus und Herkules dasselbe befragt haben sollen — jener, als er von Polydectes wider die Gorgo ausgesandt wurde, dieser, als er gegen Antäus nach Libyen und gegen Busiris nach Ägypten zog. Bei Alexander aber fand der Ehrgeiz in dem Gedanken Nahrung, beide — den Perseus und Herkules — unter seine Stammväter zählen zu dürfen. Andererseits leitete er selbst mitunter seine Abkunft von Ammon her, gleichwie die Sagengeschichte die Abstammung des Herkules und Perseus auf Zeus zurückführt. Er unternahm daher die Heeresfahrt zu Ammon in der Absicht, auch in Ansehung seiner selbst etwas Bestimmteres inne zu werden oder wenigstens sagen zu können, er habe etwas Derartiges erfahren.

Bis Parätonium ging sein Zug längs der Seeküste durch eine jedoch nicht trinkwasserlose Wüste, in einer Strecke von etwa sechzehnhundert Stadien, wie Aristobul angibt. Von da wandte er sich landeinwärts der Gegend zu, wo Ammons Orakel lag.

Der Weg zieht sich durch Einöden hin, die größtenteils aus Sand bestanden und ohne Wasser waren. Dagegen bekam Alexander Wasser die Fülle vom Himmel,

was natürlich der Huld des Gottes zugeschrieben wurde. Als seine Fügung sah man aber auch folgende Erscheinung an. Wenn nämlich in jenen Gegenden der Südwind bläst, so treibt er den Sand in Masse auf den Weg; das Auge verliert die Spuren der Bahn, und wie auf einem Meere vermag der Wanderer nicht zu erkennen, wo er durch den Sand hin seine Straße verfolgen soll; denn nicht nur fehlen die Merkzeichen am Wege, sondern es ragen auch nirgends ein Berg oder ein Baum oder feststehende Hügel empor, woran sich etwa der Reisende, wie der Seefahrer an den Sternen, zurechtfinden könnte. Und so ging eben auch Alexander mit seinem Heergefolge in der Irre, und die Führer waren ihrer Sache nicht mehr gewiß. Da liefen denn — wie Ptolemaios, der Lagide, meldet — zwei Drachen, Laute von sich gebend, vor dem Heere her: Alexander befahl den Wegweisern, ihnen im Vertrauen auf die Gottheit zu folgen, und sie zeigten auch wirklich den Weg zum Orakel hin und wieder zurück. Aristobul dagegen und die Mehrzahl der Berichterstatter mit ihm läßt zwei Raben, die dem Heere vorangeflogen, Alexander als Führer dienen. Daß ihm nun Hilfe von oben zugekommen sei, darf ich wohl und um so mehr behaupten, weil es auch alle Wahrscheinlichkeit für sich hat; allein etwas Sicheres in der Sache zu ermitteln haben die so verschieden lautenden Berichte unmöglich gemacht."

Hier möchte ich einwerfen, daß die Angabe des Ptolemaios mich an eigene Erlebnisse mit den großen Wüsteneidechsen der Mareotis und benachbarter Wüstengebiete denken läßt: diese durch den erhoben getragenen Kopf sonderbar saurierhaft aussehenden Echsen pflegen bei Fangversuchen tatsächlich Laute auszustoßen. Sollte die zunächst so durchaus märchenhaft anmutende Erwähnung auf ein entsprechendes Erlebnis zurückgehen? Der realistische, scharfsichtige Lagide ist am wenigsten des Fabulierens verdächtig. Da die griechische Bezeichnung für Schlange „drakon" lautet, können freilich auch zischende oder fauchende Schlangen gemeint sein.

Aber zurück zum Berichte Arrians:

„Die Gegend, in welcher sich der Tempel des Ammon befindet, ist ringsumher eine völlige Wüste — allenthalben nichts als Sand — und wasserlos. Sie selbst mitten inne in geringer Ausdehnung gelegen — ihre größte Breite beträgt nämlich ungefähr vierzig Stadien — ist voll zahmer Bäume, wie Öl- und Dattelbäume, und im ganzen Umkreise die einzige bewässerte Stelle. Auch entspringt in ihr eine Quelle, die mit allen sonst aus der Erde sprudelnden Quellen nichts gemein hat. Zur Mittagszeit nämlich ist ihr Wasser, wenn man es kostet, und noch mehr, wenn man die Hand eintaucht, so kalt, als es nur immer sein kann; sowie sich aber die Sonne zum Abend neigt, wird es wärmer, von Abend an bis gegen Mitternacht nimmt diese Wärme immer mehr zu und erreicht um Mitternacht selbst den höchsten Grad; aber von da an kühlt es sich in gehöriger Folge ab, ist um Morgen bereits kalt und um Mittag wieder am kältesten: ein regelmäßiger Wechsel, der an jedem Tage wiederkehrt. Der Boden dieser Gegend erzeugt auch natürliches Salz, das gegraben wird; Priester des Ammon bringen davon nach Ägypten, indem sie

es auf Reisen dorthin in Körbchen, die aus Palmblättern geflochten sind, mit sich nehmen und den König und sonst wohl Personen damit beschenken. Sein Korn ist lang und in einzelnen Proben sogar über drei Finger lang, und dabei ist es rein wie Kristall. Die Ägypter sowohl als alle anderen, welche den Gottesdienst nicht gleichgültig pflegen, bedienen sich seiner bei ihren Opfern, weil es reiner ist als das Meersalz.

Alexander war erstaunt über diese Gegend, befragte den Gott und brach, als der Bescheid, wie er sagte, ganz nach Wunsch ausgefallen war, wieder nach Ägypten auf, indem er nach Aristobul denselben, nach Ptolemaios aber einen anderen, geraden Weg nach Memphis einschlug.

Zu Memphis fanden sich bei ihm viele Gesandtschaften aus Griechenland ein, und er entließ keine derselben, ohne ihre Bitte gewährt zu haben... Er brachte daselbst Zeus, dem Könige, ein Opfer dar, ließ das Heer zu einem Prachtaufzuge in Waffen ausrücken und veranstaltete Wettkämpfe in Leibesübungen und schönen Künsten. Auch ordnete er hier die Verwaltung Ägyptens..."

Soweit Arrian.

Das eigentlich bestimmende Ereignis in der Ammonsoase, Befragung und Antwort des Orakels, übergeht er so kurz und beiläufig, als empfinde er Widerstände, sich damit zu befassen.

Eingehend finden wir es bei Curtius Rufus geschildert, der seine Quellen freilich ohne rechte historische Kritik heranzieht, ja nicht einmal genauer erwähnt. Es müssen die gleichen gewesen sein, aus denen auch der Sizilier Diodor geschöpft hat, gleichen sich beider Darstellungen doch auffällig bis in die Irrtümer hinein. Aber es lag gar nicht in seiner Absicht, eine kritische Sichtung des historischen Materials vorzunehmen, „vielmehr war es ihm nur darum zu tun, alles das Merkwürdige und Wunderbare, was er über Alexander und seine Feldzüge überliefert fand, möglichst vollständig wiederzuerzählen, dem Leser selbst überlassend, ob er daran glauben wolle oder nicht."

Die Farbigkeit seiner Schilderung bekundet den Umfang seiner rhetorischen Vorbildung:

„Die Ägypter, schon längst der persischen Macht feindselig, da ihnen deren Herrschaft habsüchtig und übermütig erschien, hatten bei der Hoffnung auf Alexanders Ankunft neuen Mut gefaßt, da sie ja auch den Überläufer Amyntas, der nur mit einem angemaßten Oberbefehl zu ihnen kam, freudig aufgenommen hatten. Darum war eine sehr große Menge Volks in Pelusium zusammengeströmt, weil man annahm, daß er auf diesem Wege einziehen werde.

Sieben Tage, nachdem er mit dem Heere von Gaza aufgebrochen war, gelangte er in die Gegend Ägyptens, die jetzt Alexanders Lager heißt. Dann befahl er seinem Landheere, nach Pelusium zu marschieren, während er selbst mit einer kampffertigen Schar auserlesener Truppen den Nil hinauffuhr. Doch die Perser, überdies durch Abfall in Schrecken gesetzt, hielten nicht bis zu seiner Annäherung stand. Bereits war Alexander nicht mehr fern von Memphis, als der dort zur Deckung

FACULTÉ DES LETTRES ARCHÉOLOGIE

zurückgelassene Feldherr des Darius, Mazaces, bei Kerkasorus über den Strom setzte und ihm 800 Talente nebst dem ganzen königlichen Hausrate überlieferte. Von Memphis gelangte er — ebenfalls auf dem Nil — in das innere Ägypten, und nachdem er die Angelegenheiten des Landes in der Weise geordnet hatte, daß er nichts an den alten Sitten der Ägypter änderte, beschloß er, das Orakel des Jupiter Ammon zu besuchen.

Ein Weg war dorthin zu machen, selbst für wenige und mit keinem Gepäck Belastete kaum überwindbar. Erde und Himmel ermangeln des Wassers, unfruchtbare Sandwüsten breiten sich aus, und wenn die Sonnenstrahlen diese durchglühen, entsteht eine unerträgliche Hitze, wo der heiße Boden die Sohlen verbrennt. Und nicht bloß mit der Hitze und Trockenheit der Gegend hat man zu kämpfen, sondern auch mit dem äußerst hinderlichen Sande, in welchem — da er sehr tief ist und jedem Tritte nachgibt — die Füße sich nur mühsam fortarbeiten. Dies alles schilderten die Ägypter noch schlimmer, als es in Wirklichkeit war. Aber ein unbezähmbares Verlangen stachelte ihn, dem Jupiter einen Besuch abzustatten, den er, nicht zufrieden mit dem Range eines Sterblichen, für den Urheber seines Geschlechtes entweder hielt oder gehalten wissen wollte . . .

Endlich gelangte man zu dem dem Gotte geheiligten Platze. Unglaublicherweise ist derselbe, obwohl mitten zwischen wüsten Einöden gelegen, überall von ihn umgrünenden Zweigen bedeckt, so daß kaum die Sonne in den dichten Schatten dringt, und viele Quellen süßen Wassers, die allenthalben hervorsprudeln, nähren die Waldung . . .

Die Bewohner der Oase, die den Namen Hammonier führen, leben in zerstreuten Zelten, und der mittlere Teil der Oase, der mit einer dreifachen Mauer umgeben ist, dient ihnen als Burg. Der erste Befestigungsring umschloß den alten Palast der Herrscher; im folgenden wohnten deren Gattinnen samt ihren Kindern und den Kebsweibern; hier ist auch das Orakel des Gottes . . .

Was als Gott verehrt wird, hat nicht eine solche Gestalt, wie sie gemeiniglich die Künstler den Göttern beigelegt haben, sondern es ist eine einem Omphalos (Kultmal) ähnliche Figur, aus Smaragd und Edelsteinen zusammengesetzt.

Wenn ein Orakel begehrt wird, tragen die Priester dieselbe in einem vergoldeten Schiffe, von dessen beiden Seiten viele silberne Becken herabhängen. Ihnen schließen sich Frauen und Jungfrauen an, die nach alter Sitte ein kunstloses Lied absingen, durch welches sie Jupiter geneigt zu machen glauben, eine wahre Antwort zu erteilen.

Damals nun redete der älteste von den Priestern den herantretenden König mit ‚Sohn' an, indem er versicherte, daß sein Vater Jupiter-Ammon ihm diesen Namen erteile. Und er — seiner sterblichen Natur uneingedenk — erwiderte: wohl, er nehme und erkenne dies an. Dann fragte er, ob ihm nicht sein Vater im Buche des Schicksals die Herrschaft über den gesamten Erdkreis bestimme. Worauf er belehrt wurde, er werde der Beherrscher aller Länder sein. Hierauf fuhr er fort zu fragen, ob wohl alle Mörder seines Vaters bestraft seien. Der Priester erwiderte, seinem



79 Ein noch kaum bekanntes, eindrucksvolles Bildnis des Welteroberers: Marmorkopf Alexanders des Großen; vermutlich aus einem Kultbau, den Arrhidaios — der Halbbruder des zum Gotte Aufgestiegenen — zu Hermopolis in Mittelägypten errichten ließ.



80 Alexander der Große mit der Königsbinde und dem Widderhorn seines göttlichen „Vaters“, des Zeus-Ammon der Orakel-Oase Siwa. Silbernes Vierdrachmenstück des Lysimachos, Königs von Thrakien (306—281 v. Chr.), der zum engsten Freundeskreis Alexanders gehörte.

Vater könne durch niemandes Frevel ein Leid geschehen, Philipps Mörder aber seien alle bestraft, und fügte schließlich hinzu: er werde unbesiegt bleiben, bis er zu den Göttern eingehe. Nachdem er darauf ein Opfer dargebracht, wurden sowohl den Priestern als auch dem Gotte Geschenke gegeben und seinen Freunden gestattet, auch ihrerseits das Orakel zu befragen. Sie fragten weiter nichts, als ob er ihnen rate, ihrem Könige göttliche Verehrung zu erweisen. Auch dies — erwiderte der Priester — werde dem Gotte willkommen sein...“

Kam Alexander als ein ehrfürchtig Gläubiger oder als ein sehr bewußter Gestalter des eigenen Nimbus in die geheiligten Mauern, deren Reste wir noch heute betreten können? Nach einer anderen Überlieferung gebot der Oberpriester, der den König im Tempelvorhofe empfing, dessen sämtlichen Begleitern, draußen zu verweilen, und führte den Besucher allein in die Zelle des Gottes. Nach kurzer Zeit sei Alexander dann heiteren Antlitzes zurückgekommen und habe den Seinen versichert, die Antwort sei ganz nach seinem Wunsche ausgefallen. Dasselbe soll er in einem Briefe an seine Mutter Olympias wiederholt und beigefügt haben, er wolle, wenn er sie bei seiner Heimkehr wiedersähe, ihr die geheimen Orakel, die er empfangen habe, mitteilen.

Johann Gustav Droysen, der uns mit seiner Lebensbeschreibung Alexanders eines der bestgeschriebenen Geschichtswerke deutscher Sprache hinterlassen hat, hat an den denkwürdigen Vorgang Betrachtungen geknüpft, die uns noch heute wertvoll sind:

„Diese und ähnliche Erzählungen, welche Alexander weder bestätigte noch widerrief, dienten dazu, um seine Person ein Geheimnis zu verbreiten, das dem Glauben der Völker an ihn und seine Sendung Reiz und Gewißheit lieh, und den aufgeklärten Hellenen nicht seltsamer zu scheinen brauchte als des Herakleitos Wort, daß die Götter unsterbliche Menschen, die Menschen sterbliche Götter seien, nicht seltsamer als der Heroenkult der Gründer in den neueren wie älteren Kolonien oder die Altäre und Festdienste, die vor zwei Menschenaltern dem Spartaner Lysandros (und eben noch dem ‚Zeus Philippios‘!) gewidmet worden waren.

... Wie hat sich Alexander den Zweck dieses Zuges ins Ammonion, die geheimnisvollen Vorgänge in dem Tempel dort gedacht? Hat er die Welt täuschen wollen? Hat er selbst geglaubt, was er sie wollte glauben machen? Hat er, sonst so klaren und freien Sinnes, seines Wollens und Könnens so gewiß, Momente innerer Unsicherheit gehabt, in denen sein Gemüt eine Stütze, einen Ruhepunkt im Überirdischen suchte? Man sieht, es handelt sich bei dieser Frage um die religiösen und sittlichen Voraussetzungen, unter denen das Wollen und Handeln dieses leidenschaftlichen Charakters stand, um das innerste Wesen seiner Persönlichkeit, man könnte sagen, um sein Gewissen. Ganz verstehen könnte man ihn nur von diesem Mittelpunkt seines Wesens aus, zu dem das, was er tut und schafft, nur die Peripherie ist, nur Stücke der Peripherie, von denen uns in der Überlieferung nur Fragmente erhalten sind. Dem Poeten steht es zu, zu der Handlung, die er darstellt, die Charaktere so zu dichten, daß sich aus ihnen erklärt, was sie tun und leiden. Die histo-

rische Forschung steht unter einem anderen Gesetz; auch sie sucht von den Gestalten, deren geschichtliche Bedeutung sie zu verfolgen hat, ein möglichst klares und begründendes Bild zu gewinnen; sie beobachtet, so weit ihre Materialien es gestatten, deren Tätigkeiten, Begabungen, Tendenzen; aber sie dringt nicht bis zu der Stelle, wo alle diese Momente ihren Quell, ihren Impuls, ihre Norm haben.

Das tiefinnerste Geheimnis der Seele zu finden, damit den sittlichen Wert — das will sagen: den ganzen Wert der Person — richtend zu bestimmen, hat sie keine Methoden und keine Kompetenz . . .

Wie nun, wenn Alexander im Ammonion einer Gotteslehre, einer Symbolik begegnete, die . . . zugleich die Gewißheit des Jenseits, seines Gerichtes und seiner Verklärungen, die Pflichten und die Ordnung des Lebens hienieden, das darauf Vorbereitung sei, das Wesen des Priestertums und des Königtums zu *einem* großen und in sich geschlossenen System zu verbinden verstanden hatte? Schon Monumente aus der alten Pharaonenzeit sprechen von ‚dem Gott, der sich selbst zum Gott gemacht hat, der durch sich selbst besteht, dem einzigen nicht erzeugten Erzeuger im Himmel und auf Erden, dem Herrn der seienden und nicht seienden Wesen'. Und daß diese Gedanken in voller Lebendigkeit bewahrt und vielleicht weitergeführt worden sind, lehrt eine denkwürdige Inschrift aus Dareios' II. Zeit und zu seinen Ehren: da ist Amon-Rê der Gott, der sich selbst erzeugte, der sich offenbart in allem, was da ist, der von Anbeginn war und das Bleibende ist in allem, was da ist; die anderen Götter sind wie Prädikate für ihn, wie Tätigkeiten von ihm: ‚Es sind die Götter in deinen Händen und die Menschen zu deinen Füßen; du bist der Himmel, du bist die Tiefe; die Menschen preisen dich als den Unermüdlichen in der Sorge für sie; dir sind ihre Werke geweiht.' Dann folgt das Gebet für den König: ‚Laß glücklich sein deinen Sohn, der da sitzet auf deinem Thron, mach ihn dir ähnlich, laß als König ihn herrschen in deinen Würden; und wie deine Gestalt ist segenspendend, wenn du dich erhebst als Rê, so ist das Wirken deines Sohnes nach deinem Wunsch, Dareios, der ewig lebe. Die Furcht vor ihm, die Achtung vor ihm, seines Ruhmes Glanz, sie seien im Herzen aller Menschen in jedem Lande, wie die Furcht vor dir, die Achtung vor dir im Herzen der Götter und Menschen weilt.'

Wenn die Priester des Ammonion Alexander als Sohn des Amon-Rê, als Zeus-Helios, begrüßt haben, so taten sie es in der vollen Wahrhaftigkeit ihrer religiösen Überzeugung und der tieferen Symbolik, in der sie ihre Gotteslehre faßten. Alexander, so wird erzählt, habe die Darlegungen des Priesters Psammon, des ‚Philosophen', mit Aufmerksamkeit angehört, namentlich: daß jeder Mensch von einem Gott regiert werde, denn das in jedem Herrschende und Mächtige sei göttlich; dem habe Alexander entgegnet: ‚Allerdings sei der gemeinsame Vater aller Menschen Gott, aber die Besten wähle er sich zu besonderer Kindschaft.'"

So Droysen.

Zweifellos ist es die uralte Anrede „Sohn des Rê" gewesen, mit der der älteste der Priester ihn im Tempelhofe empfangen hat, eine Herrscherbezeichnung, die von jeher einen Bestandteil der offiziellen Titulatur des Königs von Ober- und Unterägypten gebildet hat. Denn als Inhaber des Pharaonenthrones ist Alexander ja zum Heiligtum, zur Filiale des Amon-Reichstempels der alten Thebaner, gezogen. Als Gründer dieses Stammtempels hatte der große Sesostris des Mittleren Reiches gegolten, und als neuer Sesostris-Sesonchosis und Weltherrscher ist der Makedonenkönig nach dem Alexander-Roman (I 34 p 37 Kr.) überall in Ägypten begrüßt worden. Nach Memphis gelangt, wurde er auf den heiligen Thron des Ptah-Hephaistos gesetzt und als ägyptischer König eingekleidet; „erwählt von Amon und geliebt von Rê", nennt ihn sein ägyptischer Thronname.

In Memphis mag ihm auch der Wunsch aufgestiegen sein, im Frieden des Ammonions sich die letzte Stätte zu sichern, — ein Wolkenschatten von Schicksalsahnen und Todesgefühl, wie er bisweilen über das Gelände gerade der lebensstärksten, der edelsten Jugend fliegt . . .

Acht Jahre später bewegte sich, von Babylon kommend, ein feierlicher Kondukt mit dem Leichnam des Herrn der Welt nach Westen.

Vierundsechzig Maultiere zogen in sechzehn Viererreihen den prunkvollen, mit Skulpturen und Gemälden geschmückten Wagen. Wo der lange Zug auftauchte, lief das Volk zusammen, säumte seine Straße und starrte wie gebannt auf das imposante Schauspiel.

Zuvor hatte der tote Alexander einen vollen Monat lang unbestattet in der altbabylonischen, nun persischen Königsburg gelegen. So schrecklich, so verstörend war die Verwirrung gewesen, in die das unerwartete Ableben des Herrschers seine Familie und die Großen seiner Umgebung, die gesamte makedonische Heeresversammlung versetzt hatte. Asien, Ägypten, die Griechenwelt um das östliche Mittelmeer, — alles begann zu wanken, vom Sturme einer elementar sich ankündenden Umwälzung geschüttelt. Furchtbares Mißtrauen keimte auf. Die Waffen lockerten sich. Überall drohten Abfall und Freveltat.

Im einunddreißigsten Kapitel seines zehnten Buches über die Taten Alexanders berichtet Curtius Rufus:

„Es war der siebente Tag, seitdem des Königs Leichnam im Sarge lag, da sich aller Sorge von dieser feierlichen Pflicht der Gestaltung der staatlichen Angelegenheiten zugewandt hatte. Nirgendwo anders steigert sich die Hitze zu solcher Glut, wie in den Landschaften Mesopotamiens, so daß sie sehr häufig Tiere, die ihr auf freiem Boden ausgesetzt sind, tötet; so arg ist die Hitze der Sonne und der Luft, durch die alles wie vom Feuer ausgedörrt wird . . .

Als endlich den Freunden Zeit blieb, den entseelten Leichnam zu besorgen, fanden sie ihn bei ihrem Eintritt nicht nur von keiner Fäulnis, sondern nicht einmal durch die geringste Verfärbung entstellt.

Selbst die Lebendigkeit, die vom Geiste abhängt, war nicht aus der Miene gewichen.

Daher wagten die Ägypter und Chaldäer, die beauftragt waren, den Leichnam ihrer Sitte gemäß zu behandeln, zuerst gar nicht, Hand an ihn zu legen — gleich, als

atme er noch. Dann beteten sie, daß es ihnen, den Sterblichen, ohne Frevel erlaubt sein möge, ihn zu berühren, und reinigten den Körper, worauf der goldene Sarg mit Wohlgerüchen angefüllt und auf das Haupt des toten Königs das Abzeichen der königlichen Würde gesetzt wurde."

Alexander ist also gemäß seiner testamentarischen Bestimmung, er wolle bei seinem göttlichen Vater Ammon in dessen libyschem Heiligtume beigesetzt werden, schon in der Königsburg zu Babel auf ägyptische Weise einbalsamiert worden, ja, die Bemerkung, das Abzeichen der Königsgewalt sei auf das Leichenhaupt gesetzt worden, läßt die Frage aufwerfen, ob er nicht mit einer der Pharaonenkronen, mit der Osiriskrone, ausgestattet worden ist. Auch die Erwähnung eines goldenen Sarges sieht nach dem uralten Ritual der Pharaonenbestattung aus.

Wie dem nun auch sei, über den Verbleib dieser Leiche zu entscheiden, war ein Problem, das wie eine ungeheure Wetterwolke sich ausbreitete und das Schicksal der gesamten hellenisch-orientalischen Welt zu umdüstern begann. Wer diesen Toten in Obhut hielt, rechtfertigte nicht nur seine dynastischen Ansprüche, sondern konnte des Heils, des Gelingens gewärtig sein in alle Zukunft. Kein Amulett vermochte sicherer zu behüten, reicher Segen und Gedeihen zu spenden, als der Sarg mit dem noch im Tode leibhaftigen Weltherrscher.

Schon an der Bahre soll Ptolemaios, der aktivste, klügste unter den Freunden und Feldherren des großen Makedonen, seinen Anspruch auf das Nilreich angemeldet haben. Er, der weitblickende General, wußte um die unschätzbaren Vorteile dieses reichen, unschwer zu verteidigenden Besitzes. Die Kaiser Roms sind die Schüler seiner Erkenntnis gewesen. Es war bekannt, daß Alexander in der Ammonsoase beigesetzt zu werden wünschte. So mochte er sich bereits als der Bewahrer des Goldsarges mit den sterblichen Resten seines Heldenkönigs fühlen.

Der Reichsverweser Perdikkas mochte gute Gründe haben, als Beisetzungsort das mehr neutrale, heimische Makedonien vorzuschlagen. Wir wissen nicht, wie heftig die Auseinandersetzung im Rate der makedonischen Führer gewesen ist, jedenfalls erließ er schließlich den Befehl, den großen Toten in die Heimat seines Geschlechtes zu führen und in der alten Krönungsstadt der Makedonenherrscher, in Aigai, nach Volkssitte zu bestatten.

Ptolemaios hatte des Königs testamentarischen Entscheid für sich. Auf halbem Wege zur Mittelmeerküste fing er den Kondukt ab und leitete ihn als Satrap Ägyptens im Einverständnis mit Philippos Arrhidaios, dem schwachsinnigen Halbbruder Alexanders, nun doch an den Nil. Der Diadochengeist begann dem Geiste der makedonischen Heeresversammlung, die bis dahin Einheitsinstanz aller Entschlüsse gewesen war und damit die gewaltige Entwicklung der Dinge überhaupt möglich gemacht hatte, gegenüber obzusiegen. Die autonomen Persönlichkeiten sonderten sich heraus, die bald um die Riesentrümmer des auseinanderbrechenden Weltreiches auf der Walstatt bis ins hohe Alter hinein wie homerische Helden miteinander ringen sollten.

Arrian berichtet nach Photios:

„Arridäus, welcher den Leichnam Alexanders in Verwahrung hatte, zog von Babylon über Damaskus nach Ägypten, begab sich mit demselben gegen den Willen des Perdikkas zum Lagiden Ptolemaios und setzte — obgleich von Polemon, einem vertrauten Freunde des Perdikkas, vielfach gehindert — doch sein Vorhaben siegreich ins Werk."

Eine Welle maßloser Aufregung durchwogte das Reich.

Ptolemaios hatte seinen Schatz in der Hand. Er gab ihn nicht wieder heraus.

Es sei an dieser Stelle Ernst von Niebelschütz das Wort gegeben, der in einem Aufsatz die Geschichte des Schicksals des toten Alexander eindrucksvoll behandelt hat:

„Verwundert fragen wir: Was hatte das alles zu bedeuten und wie ist es zu erklären, daß ein lebloser Körper bei aller Verehrung, die man seinem Namen und Andenken schuldete, Anlaß zu den schwersten politischen Verwicklungen geben konnte? Nun, die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach, wenn wir erst einmal zu begreifen versuchen, daß dieser Tote eben *nicht* für leblos gehalten wurde, daß man ihm vielmehr magische Kräfte zuschrieb, auf die der natürliche Prozeß der Verwesung keinerlei Einfluß besaß. Erinnern wir uns: Alexander hatte sich, als er dem Zeus-Ammon in der Oase Schivah den berühmten Besuch abstattete, von den ägyptischen Priestern göttliche Ehren zuerteilen, ja zum irdischen Vertreter des Gottes weihen lassen. Überhaupt erklärt sich der Kultus, der jetzt mit der königlichen Leiche getrieben wurde, ja nur aus dem religiösen Grundcharakter des asiatischen Eroberungszuges. Unsere Schulweisheit will das zwar nicht wahr haben, sie hält sich nach wie vor an die militärischen Daten des Zuges. So kommt es, daß wir die Namen der Schlachten vom Granikus bis zum Indus wie am Schnürchen aufzählen können, darüber aber ein ungleich wichtigeres Phänomen nahezu übersehen: die häufigen und offenbar ganz systematisch vorgenommenen Aufenthalte Alexanders an den berühmtesten Mysterien- und Orakelstätten des Orients. Es scheint doch so, als habe der Schüler des Aristoteles bei seinem Unternehmen gegen das Perserreich kein dringenderes Anliegen gehabt, als die inhaltlos gewordenen hellenischen Kulte und Mythen durch Verschmelzung mit der uralten asiatischen Weisheit wieder lebendig und religiös wirksam zu machen. Darum die uns so wenig ‚realpolitisch' dünkende Selbstvergottung im Ammonium, darum aber auch der leidenschaftliche Streit der Marschälle um den Besitz der Königsleiche. Er war eine politisch-religiöse Prestigefrage. In diesem nur scheinbar toten Körper wohnte der Gott! Es konnte nicht gleichgültig sein, wem er gehörte!

In dieser Vermutung werden wir bestärkt durch ein literarisches Zeugnis aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert.

Der römische Schriftsteller Claudius Aelianus berichtet nämlich in seinen lückenlos erhaltenen „Vermischten Erzählungen" folgendes: Alexander sei auf seinen Feldzügen von einem griechischen Mantis namens Aristander von Telmessos begleitet gewesen. Wir würden das Wort „Mantis" mit dem trivialen „Zauberer" nur sehr unvollkommen übersetzen; es wird ein mit allen Kulten und Weihen der da-

maligen Zeit tief vertrauter Weisheitslehrer und Seher größten Formates gewesen sein. Dieser Aristander nun habe nach dem Tode seines Königs demjenigen Lande höchstes Glück geweissagt, in dessen Erde die Leiche des Heros verbliebe.

Wer dächte hier nicht an die altattische Sage von Ödipus, wo es auch heißt: Wer den Leichnam des vom Gotte Gezeichneten besäße, deß Land soll selig sein! — ein Orakelspruch, der bekanntlich in Sophokles' „Ödipus" die herrlichste poetische Ausdeutung erfuhr, indem die endliche Ruhstatt des friedlos Umhergetriebenen — der heilige Hain zu Kolonos — als der Ort gepriesen wird, auf dem der Segen der Götter ruhe. Wie dem auch sei: das Alexandergrab mußte dem mythischen Denken jener Zeit als heilig und glückspendend gelten, und Ptolemaios wußte schon, was er tat, als er den Leichenzug in Damaskus aufheben und seinen toten Herrn nach Ägypten schaffen ließ.

Zunächst wurde Alexander in Memphis feierlich bestattet. Von dieser Stätte sind zahlreiche auf ihn bezügliche Fundstücke — Statuettenreste, Fragmente vergoldeter Stuckreliefs, Tonbildnereien und anderes — über Raubgrabungen und Kunsthandel in Sammlerbesitz gelangt. Während der Herrschaft des ersten Ptolemaios blieb der große Makedone dort beigesetzt; Votive und Spenden aller Art müssen sich an dem heiligen, gewiß mit feierlichem Kultdienste ausgestatteten Orte gehäuft haben, und es wäre an der Zeit, seine Lage durch methodische Schürfungen zu ermitteln und ihn auf seine Reste hin zu untersuchen. Philippos Arrhidaios wird damals in Gemeinschaft mit Ptolemaios, der noch als Statthalter für ihn und für des Königs posthumen Sohn, den Rhoxane, die baktrische Fürstentochter, geboren hatte, regierte, neben anderen Kultstätten auch jenen Tempel zu Hermopolis in Mittelägypten errichtet haben, der eine ganze Reihe von idealisierten Marmorbildnissen Alexanders geliefert hat.

Des seit 305 v. Chr. als König über Ägypten herrschenden Lagiden gleichnamiger Sohn und Nachfolger, Ptolemaios II. Philadelphos, verfügte die Umbettung nach Alexandria; der vergöttlichte Tote zog in jene Stadt ein, die — damals im schönsten Aufblühen begriffen — unter den vielen auf seinen Zügen gegründeten Alexandreias seinen Namen am ruhmvollsten bewahrt hat, — jene Stadt, deren Anlage er selber entworfen hatte. An des Heros eigenen, testamentarisch niedergelegten Wunsch hielt sich niemand. Zu kostbar, zu ruhmverbürgend war die Beute.

In der an der Scheide zwischen Orient und Okzident gelegenen Weltstadt des Ostens wurde der Sarg in der Gruft eines „Alexanders Größe und Ruhmes würdigen" tempelartigen Kultbaues beigesetzt und von einer eigens bestellten, mit besonderen Vorrechten ausgestatteten Priesterschaft betreut.

Im Jahre 215 findet die Leiche unter Ptolemaios Philopator in einem neuerrichteten gewaltigen Prunkbau im Kreise der Glieder der königlichen Familie ihre endgültige Ruhestätte. Im Laufe der Zeit gliederten sich dem Mausoleum weitere repräsentative Grabbauten an; als „Sema" bildete diese imponierende Nekropole des Ptolemäerhauses schließlich einen ganzen Stadtteil Alexandriens. Unter ihm dehnte sich ein Riesenbezirk geheimnisvoller Gänge, Kammern und Hallen aus, zum Schutze vor Grundwassereinwirkung nach altbewährtem ägyptischen Brauche in eine Hügelkette hineingetrieben und von einem gewaltigen aufgeschütteten Erdkegel überhöht, der vielleicht das Vorbild für das Mausoleum des Augustus und seiner Familie in Rom abgegeben hat.

Fortab bildete Alexanders Ruhestätte durch die Jahrhunderte hin neben dem Serapaion das religiöse Zentrum der handelsgewaltigen Stadtgründung. Noch im 4. nachchristlichen Jahrhundert wurde der Todestag des Welteroberers in feierlichster Weise begangen, zu einer Zeit also, die nicht mehr an einen besonderen Totenkult des Ptolemäerhauses dachte.

Der Ruhm des einzigen Mannes hallte ungeschmälert durch die römische Welt. Wie schon Julius Cäsar, hat jeder römische Kaiser, der den Weg nach Ägypten nahm, dem großen Toten seine Huldigung dargebracht.

Sueton berichtet über den Besuch, den Octavian — der alsbald zum „Augustus" geweihte — als Besieger des Antonius und der Kleopatra der Fürstengruft abstattete (Caes. Oct. Aug. 18):

„Um dieselbe Zeit nahm er den Sarg und die Leiche Alexanders des Großen in Augenschein, die er aus ihrer Gruft heben und vor sich hatte bringen lassen, und bezeigte seine Verehrung durch eine goldene Krone und durch darauf gestreute Blumen; — als man aber bei ihm anfragte, ob er vielleicht auch das Ptolemaion (das Erbbegräbnis der Ptolemäer) in Augenschein zu nehmen wünsche, gab er zur Antwort: einen König, nicht Leichname, habe er zu sehen gewünscht."

Derselbe Kaiserbiograph weiß von dem schrecklichen, zynisch-irren und dabei treffsicher-klaren Kaiser Caligula (G. Caes. Cal. 52) mitzuteilen:

„Den triumphalischen Ornat trug er schon vor seinem Feldzuge beständig, zuweilen auch den Panzer Alexanders des Großen, den er aus dessen Begräbnisstätte hatte nehmen lassen . . ."

Der tückische Caracalla, als glühender Alexanderverehrer und Nachäffer der Größe seines Vorbildes in aller Verruchtheit doch eine der letzten starken antiken Naturen im Kaiserpurpur, legte bei seinem Alexandrienaufenthalt, der der spottsüchtigen Bevölkerung allerdings schlecht genug bekam, sämtliche Kostbarkeiten, die er bei sich trug, samt seinem eigenen Kaisermantel als Opferspende auf den Sarg.

Dieser Sarg indes war nicht mehr der ursprüngliche, goldene.

Im Jahre 80 v. Chr. hatte der finanziell arg bedrängte elfte Ptolemaios ihn zu Geld gemacht und die Königsmumie statt dessen in einen gläsernen Sarg betten lassen. So haben Cäsar und sein Nachfolger den einstigen Weltherrscher nicht mehr im ursprünglichen Prunk seiner Ausstattung gefunden.

Septimius Severus, der afrikanische Provinziale auf dem Cäsarenthron, soll zahlreiche Zauberbücher und auf Papyrusrollen verzeichnete Geheimlehren in der Gruft aufzuhäufen befohlen haben, „damit künftig niemand des Königs Mumie sehen und jene Schriften lesen könne . . ."

„Als gegen Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr." — schreibt G. Weicker — „Alexandria sich in aussichtslosen Empörungen gegen die römische Herrschaft er-

hob, fielen all die prächtigen Grabbauten der Königsnekropole Belagerungszwecken zum Opfer; die Zugänge zu den Grüften wurden verschüttet. Man kannte und fand sie nicht mehr, so daß um 400 der Kirchenvater Johannes Chrysostomos höhnend fragen konnte: „Wo ist denn, sag mir's doch, das Grab Alexanders? Zeig es mir doch!"

Im Volk blieb aber die Erinnerung an die Bedeutung der Stätte lebendig. Es ist kein Zweifel, daß im Anfang des 5. Jahrhunderts dort eine Grabkirche für die Gebeine der Propheten Elias, Elisa und Johannes erbaut wurde. Der Islam verehrte dort noch im 16. Jahrhundert das Grab des „Propheten Iskander", errichtete dem in islamischer Tradition mit Alexander zusammengeworfenen Propheten Daniel eine gewaltige Moschee.

Nicht nur bis ins 16. Jahrhundert hinein — der Islam verehrt auf seine Weise den gewaltigen „Iskander el-Kebir" heute noch.

Höchstwahrscheinlich befinden sich die Grüfte Alexanders und des Ptolemäergeschlechtes im Innern einer wohlbekannten Hügelkette südlich der Rue Fouad Ier, die den Namen „Kom-ed-Demas" — „Hügel der verborgenen Räume" — trägt, unter der Nebi Daniel-Moschee.

Im Jahre 1850 will der Grieche Ambrosios Schilizzi, Angestellter des damaligen russischen Generalkonsuls, durch einen Mauerspalt den gläsernen Sarg und Papyrusrollen erblickt haben, als er auf der Suche nach Altertümern in die unterirdischen Grüfte unter der Daniel-Moschee gelangt, freilich danach gleich wieder unter Gewaltanwendung ins Freie befördert worden war...

So werden die großen Toten dann und wann von der Phantasie der Nachfahren erblickt: Kaiser Tiberius, der große, einsame, verlästerte, den ein junger Einwohner von Capri tief im Berge unter den Trümmern seiner Villa auf einem bronzenen Rosse sitzen gesehen haben will, und der alte Barbarossa an seinem marmelsteinernen Tische tief im Kyffhäuserberge.

Howard Carter, der erfolgreiche Ausgräber, und jüngst noch der ägyptische Gelehrte Dr. Ibrahim es Dessouki haben sich vergeblich um die Genehmigung bemüht, durch wissenschaftliche Schürfungen an Ort und Stelle dem Problem auf die Spur zu kommen. Der begreifliche Widerstand der islamischen Geistlichkeit hat es im Verein mit den Bedenken des ägyptischen Kriegsministeriums bisher nicht zu einer methodischen Untersuchung kommen lassen.

Wer findet die Gruft des großen Alexander?

Sein Leichnam wird schwerlich unversehrt sein. Ihn unter den Trümmern seiner fortdauernden Stadt zu wissen, ist ein Bewußtsein, erhabener und würdiger als der Gedanke, ihn greifbar zu besitzen — einen armen, entstellten Rest.

Wie sagte Perikles in seiner Rede für die gefallenen Athener?

„Hoher Menschen Grab ist die ganze Erde..."

DER UNERSCHÖPFLICHE SCHATZ

Hundert Menschenalter hindurch hat die altägyptische Kultur den Boden des Niltales, den Sand und das Felsgestein seiner Ränder mit den Zeugnissen ihrer Leistungskraft gesättigt.

Wo nicht Raubgier oder Zerstörungseifer sich an dieser überwältigenden Hinterlassenschaft vergriffen haben, wo nicht die zerstörenden Kräfte der Natur walteten, ist das alles erhalten geblieben.

Kein anderes Land der Welt hat uns so treu und in so unermeßlicher Fülle die Dokumente gelebten Lebens bewahrt.

Es liegt in der menschlichen Natur, an den Begriff des Schatzes sogleich die Vorstellung von Gold und Goldeswert, von edlen Metallen, kostbaren Steinen und Geschmeiden zu knüpfen. Wer die Schatzsäle der Riesensammlung in Kairo durchwandern konnte, vergißt Glanz und Schimmer der dort ausgestellten goldblendenden Särge und Bildnismasken, Gefäße und Schmuckamulette sein Lebtag nicht. Goldreich war auch das alte Mykenai, goldüberreich die Welt der Maya und Azteken und vor allem die Fabelkultur der Inka. Aber was dort aus dem unvergänglichen Stoffe gestaltet wurde, blieb bei allem Reiz, den es auch für den modernen Geschmack besitzt, doch mehr oder minder der Sphäre des Barbarischen verhaftet. In Ägypten teilten sich dem bestechenden Material seit alters Würde, Anmut und Maß des Menschlichen mit.

Aber nicht auf den materiellen Wert des Erbgutes zielt dieses Abschlußkapitel.

Was bedeutet der bloße Goldwert des innersten der drei Särge Tutanchamons — er mag rund eine dreiviertel Million Mark betragen — gegenüber dem Kunstwerte dieses unvergleichlichen Meisterwerkes antiker Goldschmiedekunst, — was gegenüber dem Gewicht der kulturgeschichtlichen, der religiösen Aussage?

Der eigentliche Wert des ägyptischen Erbschatzes beruht auf den menschheitsgeschichtlichen Erkenntnissen, die er vermittelt. Eindringlicher als durch in Summen ausdrückbare Kostbarkeit spricht er zu uns durch seine geisteskundliche Bedeutung. In einem durch die zeitliche Entfernung und durch die relative Übersichtlichkeit des geschichtlichen Ablaufs für uns vereinfachten Generalbeispiel überblicken wir so deutlich wie nirgends sonst auf Erden den Ablauf einer Hochkultur mit all ihren Höhen und Niederungen, Verheißungen und Erfüllungen.

Und dieses Panorama geht uns unmittelbar an.

Entfaltete sich in ihm doch die Gesittung, auf der wir fußen!

Auf weite Strecken hin ist die Entwicklung der ägyptischen Kultur die Entwicklung der Menschheit.

Wie unablässig und in welchem Umfange das ewige Stromland neue Erkenntnisse spendet, möge eine kurze Übersicht über die wichtigsten Funde der letzten Jahrzehnte, insbesondere der letzten Jahre zeigen.

Als die Forschungsexpedition des New Yorker Metropolitan Museums unter Leitung Winlocks im Januar 1929 dabei war, die Außenseite der nördlichen Umfassungsmauer des Tempels von Der el-bahari bis auf den gewachsenen Fels hinunter zu säubern, stieß sie auf einen jener mit Geröll gefüllten kleinen Schächte, wie sie in der Regel zu Grabanlagen hinabführen. Der Gang, in den die Ausgräber eindrangen, bog nach etwa 15 Meter im rechten Winkel um, setzte sich darauf noch sechs Meter fort und erwies sich dann durch einen tiefen Schacht — ein Diebshindernis! — unterbrochen. Seine Überbrückung erforderte geraume Zeit. Dann führte der weiterlaufende Stollen durch einzelne Räume, in deren letztem ein riesiger Sarg in Frauengestalt stand.

Er war ein Kunstwerk von wundervoller Arbeit.

Bei einer Länge von über drei Metern war er aus edelstem syrischen Zedernholze geschnitzt und einstmals mit Blattgold überzogen gewesen. Die vielen in die geschlossen behandelte Haarfrisur gekerbten kleinen Vertiefungen und die Gruben des Schuppenmusters auf dem den Oberkörper bedeckenden Teil des Gewandes waren mit blauer Farbpaste gefüllt. Bei später vorgenommenen Ausbesserungen war an die Stelle des offenbar geraubten kostbaren Materials billiger Ersatz getreten.

Wen umschloß der Sarg? Wer hatte ihn später wiederherstellen lassen?

Die erste dieser beiden Fragen beantwortete sich aus der Aufschrift. Sie bekundete, daß in dem kostbaren Behälter die große königliche Gemahlin König Amenophis' II., Prinzessin Merit-Amon, ruhte, — eine leibliche Tochter des großen dritten Thutmosis! Ihr von einer großen Zierperücke umschlossenes Mumienantlitz erwies sich hernach als eines der vornehmsten, hoheitsvollsten von allen, die auf uns gekommen sind.

Der Gesichtsteil des Sarges hat uns seinen Lebensausdruck in ergreifender Weise bewahrt. Um Nase, Mund und Kinn spielt weiblicher Reiz von wunderbar feiner, verschlossener Herbheit; gedankenvoll blicken die aus Obsidianscheiben und weißen Einlagen zusammengesetzten, in Bronzefassungen eingebetteten Augen.

Kein älteres Frauenbild Ägyptens — so viele und so eindrucksvolle es deren gibt — zeigt einen solchen Grad verhaltener Beseelung.

Die bei gekreuzten Unterarmen auf die Brust gelegten Hände halten Papyruszepter. Zugleich Göttinnen- und Königinnensymbole, besagen sie als magische Amulette: frisch bleiben, jung sein, grünen und fruchten.

Die zweite Frage ließ sich anhand der Mumienbinden beantworten.

Notizen auf ihnen besagten, daß das Grab im Jahre 1049 v. Chr. auf Anweisung des Königs Painodjem wiederhergestellt worden war. Als man um diese Zeit entdecken mußte, daß die Gruft geschändet und beraubt worden war, hat man sie notdürftig in Ordnung gebracht und aufs neue vermauert.

Aber das Grab ist nach seiner ursprünglichen Schließung zweimal geöffnet und wieder ordnungsgemäß verschlossen worden, wie schon die Untersuchung des Schachteingangs gelehrt hatte.

Wer hat nach der ersten Restaurierung die Anlage abermals geöffnet und dann zum dritten, zum letzten Male verschlossen?

Es gelang den Ausgräbern, auch diese Frage zur Zufriedenheit zu lösen. Im Stollen hatten sich noch vor dem Schachtverließ ein Außensarg und ein Innensarg, der noch die zugehörige Mumie enthielt, gefunden; die Deckel waren an die Wände gelehnt und das Ganze sah recht nach Unordnung und Verlegenheit aus. Offenbar war der Absicht, auch diesen Leichnam im Grabe zu bestatten, durch den Schacht ein Ziel gesetzt worden, und man hatte sich der Aufgabe entledigt, indem man die Last an der Sperre einfach absetzte. Dieses zweite Begräbnis erwies sich als das einer Tochter eben jenes Königs Painodjem der 21. Dynastie, der die Renovierungsarbeiten hatte vornehmen lassen. Der Prinzessin war ein Totenbuch mit außergewöhnlich liebevoll und sorgsam ausgeführten Textillustrationen beigegeben worden.

Dem britischen Archäologen Walter B. Emery ist es gelungen, auf dem unerschöpflichen Gräberfelde von Memphis nahe dem heutigen Dorfe Sakkara südwestlich von Kairo einen Bezirk von königlichen Gräbern der 1. Dynastie aufzufinden, der in die Anfänge der ägyptischen Geschichte bald nach 3000 v. Chr. zurückführt und die Forschung vor fesselnde Urkunden, aber auch vor schwierige Probleme stellt.

Wie man weiß, sind ausgangs des vorigen Jahrhunderts die einfachen Gräber eben dieser ältesten Könige des geeinten Ägyptens schon am oberägyptischen Wüstenrande bei Abydos festgestellt, ausgegraben und von Amélineau und Sir Flinders Petrie beschrieben worden.

Wo waren diese frühesten Beherrscher des Nilreiches, deren Grabbeigaben von einer bereits hochentwickelten Kunstfertigkeit sprechen, nun wirklich bestattet? Es wächst die Neigung, die Gäber bei Sakkara als die wirklichen Bestattungsplätze anzusehen und die früher bei Abydos aufgedeckten als Kenotaphe — Scheingräber — zu betrachten. Den Hauptnachweis, die Königsleichen selber, bleiben leider beide Stätten schuldig; sie sind wohl schon in uralter Zeit Grabräubern zum Opfer gefallen. Doch sollte in diesem Zusammenhange nicht übersehen werden, daß sich in einem Gruftversteck zu Abydos der mit prächtigen Ketten geschmückte eingetrocknete Arm einer Königin erhalten hat, die man doch wohl nicht fern von ihrem Gatten beigesetzt haben wird. Dafür, daß diese thinitischen Könige wirklich in Abydos bestattet lagen, spricht ferner die Nähe der Heimat ihres Geschlechts und das nur dort erweisbare Vorkommen großer Grabstelen mit dem Horosnamen der bestatteten Herrscher.

Aber auch auf hochinteressante Grabanlagen hochgestellter Beamter aus den ältesten Tagen der ägyptischen Nationalgeschichte ist in Sakkara das Ausgräber-

kleeblatt Cecil Firth (†), W. B. Emery und Zaki Effendi Saad vom Department of Antiquities gestoßen.

Genauere Untersuchungen eines noch von Mr. Firth freigelegten großen Grabes, das man völlig ausgeplündert meinte, führten zu dem unerwarteten Ergebnis, daß die Substruktionen nicht — wie man zunächst angenommen hatte — massiv waren, sondern daß sie aus einer ganzen Anzahl noch uneröffneter Ziegelkammern bestanden.

Zweiundvierzig Räume enthielten eine sinnverwirrende Ansammlung von Gegenständen, die sich zum Teil als einmalig erwiesen ...

So fand sich eine Sammlung von diskusartigen Scheiben aus Stein, Metall, Holz und Elfenbein, wie man ihnen nie zuvor in ägyptischen Grüften begegnet war. In der Mitte jeder Scheibe ist ein kleines Loch angebracht, in welches bei einzelnen ein hölzerner oder beinerner Stab eingefügt ist; sein oberes Ende ist zugespitzt und ragt einen oder zwei Zoll über die Vorderseite des Diskus heraus, sein unteres, abgeflachtes, steht sechs bis zehn Zoll hervor. In einigen Fällen ist die Oberseite der Scheibe leicht gewölbt, in anderen ist sie flach. Was einzelne der Fundstücke besonders reizvoll macht, ist ihr ornamentaler oder figürlicher Schmuck. In einem Falle sind zwei Vögel mit ausgebreiteten Schwingen einander gegenüber angebracht, aus Alabaster geschnitten und von einem Zierkreis aus auf die Spitze gesetzten Quadraten umrundet. Auf einem anderen, aus Schiefer gearbeiteten Diskus sind — einander gleichsam folgend — kunstreich vier Säugetiere angeordnet: aus farbigen Steinen eingelegt verfolgen zwei Jagdhunde zwei Gazellen. Der eine hat seine Beute bereits zu Boden geworfen und packt mit den Zähnen ihren Hals. Handelt es sich bei diesen merkwürdigen Objekten um Spinnwirtel? Oder um ein Spiel? Das letzte Wort hierzu ist noch nicht gesprochen. Sie wurden sämtlich in den Resten eines Kastens gefunden und lagen unter einem Haufen von Elfenbeinpfeilspitzen.

Man stieß auf eine große Anzahl von Pfeilen, teils zugespitzte, teils mit Spitzen aus Feuerstein oder Bein ausgestattete, die mit den Schäften aus Rohr oder Elfenbein durch umgewickelte Fäden verbunden sind. Ein großes Bündel von ihnen befand sich noch in einem rindsledernen Köcher. Ein großer Kasten aus verschiedenen Holzsorten erwies sich als so zermürbt, daß ein Arbeiter, der vorsichtig den Staub wegpustete, gleich einen Teil von ihm wegblies; das Stück konnte dann durch Behandlung mit Paraffinwachs gerettet werden. Es fanden sich große hölzerne Axtgriffe, Holzsicheln mit eingefügten Feuersteinzähnen, ungewöhnlich große und schöne Feuersteinmesser, und als besonders wichtiger Hinweis eine Tafel aus Ebenholz mit einer Inschrift, die den Namen des Königs Djer nennt — unseres Wissens der dritte König der 1. Dynastie.

Es stellte sich heraus, daß das Riesengrab einer Standesperson namens Hemaka gehörte, die unter dem fünften Herrscher der 1. Dynastie, Usaphais (= Wedimu Den), als Wesir das höchste Staatsamt bekleidet hatte. Allein über 2000 Weinkrüge sind dem großen Herrn zur Labung im Jenseits mitgegeben worden, dazu umfangreiche Vorräte an Lebensmitteln aller Art. Ich notierte mir bei der Besichtigung seines Grabinventars, daß die vorgefundenen Feuersteinwerkzeuge sich aus Typen zusammensetzen, die sich nach unserer bisherigen Auffassung über lange Zeiträume steinzeitlicher Gerätentwicklung verteilen. Sind in Ägypten am Ende vorgeschichtlicher Zeit solche Geräte gleichzeitig und nebeneinander hergestellt und verwendet worden? Oder war Hemaka etwa ein Sammler?

Am 22. Dezember 1938 gelang Mr. Emery und seinem gelehrten ägyptischen Mitarbeiter im Rahmen dieser Grabungen jene besonders überraschende Entdekkung, die ich im ersten Kapitel dieses Buches schon flüchtig erwähnt habe. Sie ist so wunderbar, wie es eben nur im Pharaonenlande der unbegrenzten Erhaltungsmöglichkeiten der Fall sein kann.

Sie stießen auf das Grab eines Vornehmen der 2. Dynastie — um 2700 —, dessen Beigaben so wohlerhalten waren, daß die dem Toten als Wegzehrung mitgegebenen zubereiteten Speisen noch auf ihren Tontellern und Steinschalen lagen. Es muß ein überwältigender Anblick gewesen sein, sich so unmittelbar der Gasttafel des frühgeschichtlichen Gruftinhabers gegenüber zu sehen und noch die Eindrücke der Füße jener fürsorglichen Angehörigen im Sande zu gewahren, die vor fast 5000 Jahren beflissen waren, alles aufs beste herzurichten.

Da fanden sich mit den Resten der offenbar beigegebenen Soßen tafelfertige Taubenbraten, Fische, Gemüse, Früchte, kleine runde Gebäckstücke, dreieckige Brotlaibe und das Rippenstück eines Rindes. Die Nahrungsmittel waren geschrumpft, und einzelne der herrlichen Gefäße aus Schiefer und Alabaster waren unter dem Einfluß innerer Spannungen gebrochen — sonst hatte sich nichts verändert. Hat uns die Enträtselung der Pyramidentexte in die Lage versetzt, den Menschen jener fernen Zeit von seinem innersten religiösen Anliegen reden zu hören, so haben wir damit nunmehr auch sein Mahl vor Augen.

Der Holzsarg des so reichlich und gut Versorgten war in sich zusammengesunken, aber ungestört. Steinkrüge und Steinschüsseln von erlesener Arbeit waren um ihn aufgestellt. Die Gebeine waren verhältnismäßig gut erhalten und konnten konserviert werden.

Gegenüber von Sakkara — auf der östlichen Niluferseite bei dem weltbekannten Badeorte Heluan — unternahm in neuester Zeit die ägyptische Altertümerverwaltung neue Ausgrabungen auf dem ungeheuren Friedhof der ersten Dynastien. Allein 1946/47 haben sich dort 825 Gräber gefunden. Sie gleichen den rund 4000 bis dahin entdeckten: ein unterirdischer Raum, geteilt in den eigentlichen Bestattungsraum, der den noch unvollkommen balsamierten Leichnam in einem Holzsarge oder Tonbehälter beherbergte, und in Vorratskammern.

Die Schlammziegelsubstruktionen dieser uralten Gräber, die vielleicht zu der frühgeschichtlichen, als Kultzentrum immer ihr anfängliches Ansehen behauptenden Sonnenstadt Jun-Heliopolis in Beziehung zu setzen sind, erweisen sich immer wieder als fast völlig zerstört, doch zeigen aufgefundene Reste, daß sie mit Nischen

ausgestattet gewesen sind, unter denen eine stets nach Osten hin angelegte Kultnische besonders auffällt.

Das Gruftinnere ist zwar gewöhnlich beraubt, aber zahlreiche Beigabenrestbestände bieten nichtsdestoweniger wichtige Aufschlüsse über die Anfänge der materiellen Kultur dieses Bereiches. Da sind hauptsächlich Elfenbeingegenstände: Jagdobjekte, Salblöffel, Schminktöpfchen und religiöse Symbole in Amulettform — so zum Beispiel die heiligen Zeichen des Gottes Osiris und der Isis, deren Auftreten in so früher Zeit eine Überraschung bedeutet, die zu einer Revision unserer bisherigen Vorstellungen zwingt. Bemerkenswert ist der vielfache Gebrauch von Stein in diesen Gräbern: manchmal sind die Räume mit großen Steinfliesen verkleidet, dazu zeigt das Vorkommen steinerner Deckenbalken, daß der Bauwille Ägyptens bereits seinem später so kennzeichnenden Ausdrucksmittel, dem Quaderbau, zudrängt.

Eine Reihe der überraschendsten und geschichtlich wichtigsten Grabungsergebnisse jüngster Zeit ist bei uns unverdientermaßen nicht weit über Fachkreise hinaus bekannt geworden: die Auffindung des Königsfriedhofes der 21. und 22. Dynastie bei dem heutigen Dorfe Sân el-Hagar an der Stätte des alten Tanis im Nildelta, die so gut wie sicher mit der Residenz „Auaris" der Hyksosherrscher und der „Ramsesstadt" identisch ist.

Hier gelang im Winter 1938/39 Professor Pierre Montet, dem erfolgreichen Archäologen der Universität Straßburg, die Aufdeckung der Bestattung des Pharao Scheschonk I. — des „Sisak" der Bibel (2. Chronika, Kap. 12) —, der im fünften Jahre König Rehabeams — 926 v. Chr. — den Tempel von Jerusalem plünderte und dabei die goldenen Weihschilde wegnahm, die Salomo gestiftet hatte. Der Feldzug ist auch im 14. Kapitel des 1. Königsbuches im Alten Testament geschildert.

Den schönen alabasternen Eingeweidekasten des Königs besaß seit langem die Berliner Sammlung. Nun kam der zugehörige Sarg des großen Eroberers libyschen Stammes zutage, und es erwies sich, daß er aus Silber gefertigt und mit einem Falkenkopfe ausgestattet war. Eine alte ägyptische Vorstellung und Sitte — bisher nirgendwo bei Königsbestattungen nachzuweisen — hatte hier, an der Schwelle zur Spätzeit, wieder Gestalt angenommen, — spricht doch schon der berühmte Text des Ipu-wer aus der Zeit nach dem Zusammenbruch des Alten Reiches vom Könige als dem „als Falken Begrabenen".

Nach dem Brauche der thebanischen Pharaonen bedeckte das Antlitz der Mumie eine goldgetriebene Porträtmaske von großer Schönheit der Arbeit — eine Art der Totenausstattung, die bemerkenswerterweise ja auch in illyrischen und mykenischen Herrschergräbern nachgewiesen werden konnte. Der innere Mumienbehälter bestand aus Gold und Leder. Kostbare Schmucksachen und edle Steine waren über den Fußboden des Grabraumes verstreut. Ein besonderes Rätsel gaben zwei menschliche Skelette auf, die man beiderseits des Mumienbehälters fand. Die mit bemalten Reliefs und Inschriften ausgestatteten Wände der Sargkammer tragen den Namen des Pharao Psusennes, des unmittelbaren Vorgängers des Scheschonk. Leider haben

Bodenfeuchtigkeit und Auswitterungen dem Raume übel mitgespielt.

Es ist ein wunderlicher Gedanke, daß das Gold der strahlenden, jünglingshaften Gesichtsmaske möglicherweise dem Schatze Salomos entstammt.

In einem Mauermassiv der gleichen Anlage entdeckte der Gelehrte später einen weiteren Bestattungsraum, der den wohlerhaltenen Sarkophag des Generals Unjeb-en-au-jedet enthielt, eines Befehlshabers der Bogenschützen und nächsten Vertrauten des Königs. Zu den reichen Grabbeigaben des hohen Offiziers gehören ein Kelch aus getriebenem Blaßgold — eine Ehrengabe des Pharao Psusennes —, drei Opferschalen, Goldketten und smaragdene Käfersteine, Götterstatuetten, und auch hier eine wundervoll gearbeitete goldene Totenmaske, wie sie sonst nur Herrschern vorbehalten zu sein pflegt. Die Gegenstände tragen gleich denen im Sargraume des Sisak den Stempel einer Kunst, die schlicht und vornehm im Stil ist. Angesichts dieser Spätblüte des Kunsthandwerks, das sich noch immer an ramessidische Vorbilder anlehnt und der Tradition des Neuen Reiches wahrhaft würdig erscheint, ist es eigentlich nicht angängig, hier von fortschreitendem Verfall zu sprechen, wie dies in den Geschichtswerken gewöhnlich geschieht.

Hoffentlich können die ertragreichen, glücklich angesetzten Grabungen an dieser Stätte weiter fortgeführt und den vielen Interessenten eines Tages in einer Publikation zugänglich gemacht werden, deren Bildausstattung der Bedeutung des Gegenstandes entspricht. Allein die in den Grabkammern aufgefundenen Goldgefäße und Schmucksachen mit ihren zum Teil ungewöhnlichen Formen und Einzelheiten verdienten eine solche Veröffentlichung.

Der unerschöpfliche Schatz im Tresor der ägyptischen Wüstenhügel umfaßt auch edelstes griechisches Gut.

Mit Diamantenfeuer blitzt griechischer Geist da und dort und gewöhnlich ganz unerwartet aus dem Schutt der Jahrtausende: eine Marmorskulptur, ein paar Terrakotten, ein Goldkleinod aus dem Sarge einer hellenischen Frau, ein Dichterwort von unvergänglichem Glanz . . .

Aus vielen mit Gummi übereinandergeleimten Papyrusmakulaturblättern fertigte der Spätzeitägypter Kartonage-Särge an, die so wenig verfaulten wie der elastische, aus dem Marke des Nilschilfs gewonnene Beschreibstoff.

Heute löst der Fachmann mit unendlicher Geduld und Sorgfalt die einzelnen Lagen von Blättern wieder voneinander ab und gewinnt so die alte Makulatur zurück. Meist sind es Fetzen, unansehnliche Bruchstücke der antiken Rollen. Aber diese Fetzen sind beschrieben — und bisweilen mit dem Heiligsten und Erhabensten beschrieben, was in den Entfaltungstagen der griechischen Schaffensblüte dichterischer Genius ersann.

Das ewige Ägypten hat uns auch solche Kostbarkeiten gerettet.

Ein Beispiel:

Im Jahre 1937 stieß Medea Norsi, Professorin zu Florenz, in Ägypten bei Sichtung eines Haufens von Tonscherben, die neben Kalksteinsplittern das billigste

antike Schreibmaterial abgaben, auf ein Fragment, das einst ein Schuljunge mit griechischen Worten bedeckt hatte.

Wie gewöhnlich waren sie orthographisch falsch, dazu überaus undeutlich hingekritzelt, diese Worte ...

Aber sie schenkten uns, den dankbar Ergriffenen, das Bruchstück eines Gedichtes der unsterblichen, „veilchendunklen, lächelnden, reinen" Sappho.

Nur durch Zitate bei Hermogenes und Athenaios waren bislang einige wenige Zeilen davon bekannt.

Mit feinsinniger Einfühlung hat Manfred Hausmann es uns übersetzt. Wie er mit Recht hervorhebt, gehört das Fragment — des Anfangs entbehrend und an einzelnen Stellen nur annähernd zu entziffern — „zu den holdesten und seligsten Gebilden der Weltliteratur":

„Komm hierher ... zum weihevollen
Heiligtum! Da blüht ein Gehölz von leichten
Apfelbäumen, und auf Altären quillen
Wolken des Weihrauchs.

Kühle Wasser gehen gesangreich durch die
Apfelzweige, Rosen beschatten alle
Hänge, traumlos rieselt der Schlaf von ihren
bebenden Blättern.

Überblüht von Blumen der Frühlingstage
sinkt die Trift ins Feuchte hinab, den Pferden
Nahrung gebend. Leise veratmet seinen
Ruch das Aniskraut.

Komm doch, Kypris, waltend an dieser Stätte!
Und im Gold der Krüge vermisch den Nektar
mit dem zarten Duften der Festesfreude!
Gib uns zu trinken ..."

Glanz und Weihe archaischer Sinnenaufgeschlossenheit sind über diese zärtlich verhaltenen, nicht auszukostenden Sätze gebreitet.

Auch das schenkt Ägypten.

Es ist wie ein Vermählungsfest der beiden menschlichsten, im Menschlichen schöpferischsten Kulturen.

In einer unterirdischen Stadt, die sich über 15 Hektar erstreckt, sucht ein ägyptischer Gelehrter seit zwanzig Jahren „die Epoche, in der die Religion auf Stelen geschrieben wurde".

Es ist die Stadt des Gottes Thot, des „Herrn von Schmun" und Behüters der Wissenschaft und Schreibkunst, der seine hingebende Arbeit gilt. Die Stätte gehört zu den altheiligsten Ägyptens; die Griechen nannten sie Hermopolis und setzten den ibisköpfigen Gott ihrem Hermes gleich.

Wie tolerant waren sie, die Alten, und wie weise in Gott!

Bevor das Christentum sich Bahn brach, befehdeten sie einander nicht in Religionskriegen, sprachen einander nicht das Recht auf die Gottheit nach dem eigenen Bilde ab, bekämpften fremden Glauben nicht und kannten nicht den unseligen Hader der Konfessionen.

Sie achteten und verehrten im Gotte der anderen ihren eigenen, denn sie fühlten in ihrer elementaren Menschlichkeit, daß das höchste Prinzip als das Eine, Unausdenkliche, über *allem* Leben walte. Und glichen die so wunderlich verschiedenen Göttergestalten im Geiste und in der Wahrheit einander an. So wurden Amon, Zeus und Jupiter eins, so Isis, Aphrodite und Venus, so Horos und Apoll, Artemis und die jagdkundige Katze Bastet. Man verstand sich im Glauben, und der verschiedene Klang der Namen und Anrufungen war etwas, das man auf sich beruhen ließ ...

Die von Dr. Sami Gabra aufgedeckte Totenstadt der heiligen Tiere des nicht nur als Ibis, sondern auch als feierlich nachdenklichen Pavian verkörperten Weisheitsgottes erstreckt sich über ein weites Territorium. Es sind Steinlagen eines großen Tempels zutage getreten, der gewiß dem Totenkulte des heiligen Getiers geweiht gewesen ist. Ein Platz, in dem die göttlichen Geschöpfe gehalten wurden wie in einem modernen zoologischen Garten, befindet sich hinter dem Heiligtum. Dort haben sich Wurzeln der Dûmpalme gefunden, in deren Schatten die Affen sich tummeln konnten, dazu ein Wasserbecken griechisch-römischer Zeit, in dem wohl die Ibisse umherwaten und gründeln sollten.

Unterirdische Gänge von erstaunlicher Ausdehnung dienten der Bestattung der gewiß aus allen Landesteilen eingelieferten Tierleichen.

Ein Besuch in diesem Labyrinth ist überaus eindrucksvoll.

Reste von Ziegelbauten bezeichnen den Zugang. Hier empfingen die Priester ihre Bezahlung für die Kulthandlungen, und hier hatten sie ihre Archive. Hier befindet sich auch — ein denkwürdiger und bewegender Gedanke — die Zelle des ersten Eremiten.

Zur Rechten erhebt sich die monumentale Treppe von hundertundzwanzig Stufen. Man betritt ein unzerstörtes Einbalsamierungszimmer und es ist, als entströme dem steinernen Bette mit seinen Salbölresten noch immer ein feiner, dumpfer Geruch nach Harz ...

Wenn man dann in die wohl schon von den Zeitgenossen der Thutmosis und Amenophis ausgeschachteten, in der Folge immer wieder erweiterten Räume der Unterwelt hinabsteigt, dehnen sich vor den befangenen Blicken schier endlose dunkle, niedere und schmale Stollen aus. Man überschreitet Kreuzungen, von denen Gänge bis zu 120 Meter Länge abzweigen. Die Wände sind voller Nischen, welche

die Särge der heiligen Tiere aufnahmen. Man wird an die „loculi" der Katakomben erinnert. Auch dies sind Katakomben, und frommer Glaube hat die Arbeit vieler Jahrhunderte auf sie verwandt.

Diese in wahrhaft herkulischer Gelehrtenarbeit ausgeräumten Gänge waren bei der Erschließung mit Krügen überfüllt, welche Ibismumien enthielten. Aus vier Millionen dieser Sargbehälter ist der Inhalt entfernt und untersucht worden. Welche Nekropole! Weitere ungezählte häufen sich noch im Dunkel der Räume. In einem der Gänge fanden sich Altäre, die dem Gotte Thot von Alexander IV. Aigos — dem unglücklichen Sohne des Welteroberers und der schönen asiatischen Fürstentochter Rhoxane — und dem ersten Ptolemaios gewidmet waren.

Plötzlich bleibt man gepackt stehen: ein majestätisch hockender Mantelpavian blickt feierlich prüfend den Besucher an, auf der Basis eines Altars thronend und wirkungsvoll durch einen Scheinwerfer beleuchtet. Große Ibisse aus goldüberzogenem Holze scheinen auf jene geheimnisvolle Tür in der Wand zu blicken, die Sami Gabra auf die Spur des einzigen Menschengrabes in dieser Totenstadt der Tiere führte: das des Hohenpriesters Anch-Hor —.

Eines Tages, während draußen der Morgen graute und die westlichen Wüstenkämme sich mit einem ersten zarten Rosenhauch zu färben begannen, hoben der gelehrte Erforscher und seine Helfer den schweren Stein von dem Grabe der Mumie mit seinem Sargdeckel aus vergoldetem Silber, seinen Alabastergefäßen und den 365 blauglänzenden Fayencestatuetten, die dem Toten nach altem Brauche als Stellvertreter für die Arbeit im Jenseits beigegeben waren.

Wieviel Archäologenzähigkeit erfordert es, kilometerlange Gruftgänge aus dem Sande zu graben! Und was für ein Unterfangen, jene römischen Brunnenschächte freizulegen und auszuräumen, die sich volle 34 Meter tief in den Boden hinein erstrecken!

Auch die benachbarte menschliche Totenstadt gewährt manchen denkwürdigen Anblick.

Ägyptische und griechische Architektur und Darstellungsweise durchwirken hier einander zu einem oft wunderlich anmutenden, jedoch höchst dekorativen Mischstil. Das Kleinod inmitten der Sandwogen des Totenfeldes ist der berühmt gewordene Tempel des Priesters Petosiris aus ptolemäischer Zeit. Seinen Reliefschmuck schuf ein Meister, der die ägyptische Bildtradition mit der siegreich sich durchsetzenden griechischen Formensprache zu vereinigen suchte. Zwei winzige Fenster mit Stabwerk schmücken die Front. Sind das die Vorstufen der „Muschrabijen" arabischer Häuser, — Holzgittererker, welche den Frauen das Betrachten des Straßentreibens ermöglichen, ohne sie doch den zudringlichen Blicken der Passanten auszusetzen?

Oft sieht man sich an Pompeji erinnert, wenn man die schmalen Gassen zwischen den Ziegelhäusern durchschreitet, zu deren Eingängen Außentreppen hinaufführen. Vollends die weißen Säulen einer Tempelfassade rufen das Isisheiligtum der mumifizierten Stadt am Vesuv ins Gedächtnis.

Unermüdlicher, warmherziger Forscher! Thot, dessen wacher Blick auf Gelehrten und Schreibern ruht, wird seine Leistung zu würdigen wissen und ihm seine Unterstützung nicht versagen. Ägypten kann mit berechtigtem Stolz auf die Arbeit seiner Archäologen blicken.

Zur Zeit, da diese Zeilen in Druck gehen, blickt es mit besonderer Spannung nach Dahschûr.

Dort erhebt sich — noch im Schmucke des alten, glatten Steinmantels, der einstmals sämtliche Pyramiden bekleidete — die bekannte „Knickpyramide", die sich jüngst einwandfrei als Grabmal des Königs Snofru erweisen ließ.

Noch eine weitere, eine echte Pyramide erhebt sich in einsamer Majestät auf dem weiten, öden, leblosen Gefilde. Bei einer Basisbreite von 213 Metern steilt sie sich zu fast 100 Meter Höhe auf. Auch sie, die sogenannte „rote", mit ihrem sandverwehten Totentempel und ihrer Umgebung noch manche Überraschung verheißende Pyramide wird dem Snofru zugeschrieben.

Das ist bisher auch bei der unfertig gebliebenen gewaltigen Pyramide von Medûm der Fall gewesen, deren Baukern mehr wie ein Stufenturm aussieht.

Drei Pyramiden, errichtet in nur vierundzwanzig Regierungsjahren? Das ist auch zu Beginn der 4. Dynastie, als Leistung des unternehmendsten Geschlechtes des Alten Reiches, nicht zu fassen.

So groß, so gewaltig war der Wille des großen Snofru, des Vaters des Cheops, der das gigantischste Bauwerk der Welt schuf.

Unbegreiflicherweise blieben die Totentempel dieser Dahschûrpyramiden bis vor kurzem unerforscht, obwohl sie von Kairo nicht nur aufs bequemste zu erreichen sind, sondern auch für die ältesten Kapitel der Steinbaugeschichte Wichtigstes erhoffen lassen. Daß diese Taltempel vorhanden sein mußten, war aus deren Vorhandensein bei Gise, bei Abusir zu schließen . . .

Nun ist der erste gefunden und liefert Tag für Tag Aufschlüsse von besonderer Bedeutung.

Zugleich haben wir jetzt den mächtigen Snofru selber vor Augen, von dem gesicherte Bildnisse bisher vollständig fehlten. Wie brannte man darauf, zu sehen, wie seine Zeit ihn auffaßte und darstellte, den Begründer der pyramidengewaltigen 4. Dynastie!

Dem ägyptischen Archäologen Dr. Achmed Fakhry gelang im Rahmen einer von der ägyptischen Altertümerverwaltung unternommenen systematischen Ausgrabung der große Wurf.

Ausgehend von der Knickpyramide, und der Spürarbeit einen 1947 von Dr. Abd el Salam Hussein entdeckten beschrifteten Stein zugrunde legend, verfolgte der Gelehrte den vermutlichen Verlauf des Aufweges bis zu einer Stelle, an der viele alte Bruchstücke zutage traten. Gestützt auf die Kenntnis der Bautradition jener Zeit konnte man an dieser Stätte wohl den Totentempel am Talrande vermuten.

Hier wurden am 16. Oktober 1951 die Grabungen angesetzt.

Nach nur zwei Stunden entdeckte man den ersten behauenen Stein, welcher anzeigte, daß die Reste des Bauwerks sich tatsächlich an diesem Orte befanden.

Inzwischen kamen bereits über 1200 Reliefbruchstücke, dabei eine ganze Reihe prachtvoller Darstellungen der Gaugottheiten Altägyptens ans Licht. Raum nach Raum öffnete sich unter der Arbeit des Spatens und gab Skulpturenreste von großer Schönheit und unschätzbarem historischen Werte frei. Es wurde der Fund von fünfzehn Granitstatuen und zwei an Kunstwert hervorragenden, ebenfalls aus Granit gearbeiteten Köpfen gemeldet. Eine sechs Meter hohe Stele mit interessantem Text zeigt den König sitzend. Auf einem Flachrelief von Lebensgröße ist er im Schmuck einer altertümlichen Hörnerkrone abgebildet, an der sich schon die in dieser frühen Zeit noch nicht erwartete Schutzschlange drohend aufbäumt.

Eines der Bildwerke stellt Snofru zu drei Vierteln rundplastisch aus dem Block heraustretend dar, nackten Oberkörpers, am Schurze eine wundervoll detaillierte Gürtelschnalle, in die der Königsname eingegraben ist. Die untere Körperhälfte ist zu Bruch gegangen, wird sich aber mit nur geringen Ergänzungen ohne Schwierigkeit wiederherstellen lassen. Von Wichtigkeit ist auch die Entdeckung eines großen, beschriebenen Pfeilers, welcher einen Sohn des Snofru — Neterapheref — mit all seinen Titeln zeigt.

Die Bedeutung der fortschreitenden Untersuchungen für unsere Kenntnis der Entwicklung der Quaderbau-Architektur ist noch nicht abzusehen, zumal zu hoffen steht, daß diese die Wissenschaft in begreifliche Erregung versetzenden ersten Ergebnisse den Anreiz zur methodischen Erforschung der noch vom Sande begrabenen Pyramidenheiligtümer des frühen Alten Reiches geben werden.

Als ein ungeheures Denkmal der Menschheitsfrühe ragt Altägypten in unsere Welt.

Die Wurzeln der Niltalkultur, deren späte Erzeugnisse uns in vielem so fremdartig-orientalisch anmuten, ruhen im Urgrunde des Menschlichen überhaupt. So geht, was sie nährend und aufbauend heraufführten, uns noch immer unmittelbar an.

Ein Abglanz des Paradieses ist all seinen Schöpfungen geblieben: das schöpferische Erst-Erstaunen, der adamitische Blick, die Gottesmorgenfreude an dem Reichtum der Erscheinungswelt.

Ägypten hat sich nicht am Glück des Betrachtens und des Bildens genügen lassen. Es hat den Gott gefunden, der litt, schrecklich starb und als Gerechtfertigter auferstand, um fortab als Totenrichter die Herzen der Abgeschiedenen zu prüfen. Zu einer Zeit, in der das geistgewaltige Hebräervolk als Jenseits nur die düstere, von trostlosen Schatten bevölkerte Scheol kannte, hat Ägypten den Glauben herausgebildet, daß alles Ergehen im Jenseits vom sittlichen Verhalten im Diesseits abhängig sein müsse, das nach dem leiblichen Tode einer Rechtfertigung vor dem Richterthrone des Osiris bedürfe.

Aus alt-allgemeiner Vorstellung heraus hat es die geheiligte Gestalt der Muttergöttin Isis geformt, die in stiller Hingabe den Gottessohn auf ihrem Schoße nährt. Ohne Bruch ist der Bildtypus über griechische Zwischenstufen in den der Gottesmutter Maria übergegangen. Das Priestertum und das heilige Sinnbild sind seit Urtagen an den Ufern des Nils zu Hause gewesen. Krummstab, Weihwedel und die hohe, dreifache Krone sind als geistliche Insignien dem Pharao eigen, zu seinem feierlichen Aufzuge gehört das Flabellum und der Weihrauchduft. Erst mit dem Durchbruch des Christentums, dessen Erfüllung es in langen, treuen Diensten den Boden bereitet hat, ist Ägypten in Frieden dahingegangen. Auf den urchristlichen Grabsteinen der ägyptischen Gemeinden sehen wir — von Alpha und Omega begleitet und als Heilssymbol verstanden — das Henkelkreuz „Anch", jenes auf den altägyptischen Bildwerken so oft von der Gottheit dargebotene Hieroglyphenzeichen, welches „Leben" bedeutet. In den Rahmen einer griechischen Kapelle eingefügt, spricht es ein sehr ägyptisches Wort: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!"

Eine der letzten Stimmen, die aus dem auslebenden alten Ägypten zu uns herüberschallt — die Prophetenstimme des Dreimal-Großen Hermes, in der späteste Priesterweisheit seherisch zusammenklingt —, ruft in apokalyptischer Klage:

„O Ägypten, Ägypten — deine Religion wird nur mehr eine Fabel sein, welche deine eigenen Kinder in Zukunft nicht mehr glauben. Nichts als Worte werden übrigbleiben, die — in Stein gehauen — von deinen frommen Taten erzählen . . .

Dann wird dem Ekel der Menschen die Welt kein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung mehr sein. Man wird die Finsternis dem Lichte vorziehen und den Tod für tauglicher halten als das Leben . . .

Eine schmerzvolle Trennung zwischen Göttern und Menschen tritt ein, nur die bösen Engel bleiben . . .

Es wird eine Zeit kommen, in der es aussieht, als habe Ägypten umsonst mit frommem Gemüt an der Verehrung der Gottheit festgehalten."

Spricht sie wahr, die Stimme des Hermes Trismegistos?

Diese Zeit wird nicht kommen, solange das Abendland dessen eingedenk bleibt, was es den Begründern seiner Gesittung schuldet.

Ägypten hat in Zucht und Zähigkeit den elementaren Mächten jene hohe Form abgerungen, die noch uns Heutige trägt, — trägt und sichert!

Es wird dauern wie seine Monumente.

DIE ALTÄGYPTISCHEN GOTTHEITEN UND HEILIGEN TIERE

Verzeichnis der auf den Denkmälern besonders hervortretenden bzw. im Buchtext erwähnten Namen.

AMON *(Amun, griech. Ammon),* der Hauptgott von Theben, wird — als *Amon-Rê* mit dem Sonnengotte wesensverschmolzen — in der Weltmachtzeit zum Nationalgott Ägyptens. Menschengestaltig gebildet, hat er in seiner ithyphallischen Erscheinungsform als *Amon-Kamutef* schwarze, als Himmelsherr blaue Hautfarbe. Mit *Mut* als Gattin und *Chons* als Sohn zur Familiendreiheit zusammengeschlossen. Heilige Tiere: Widder und Gans.

AMSET (menschenköpfig), mit *Hapi* (paviansköpfig), *Duamutef* (hundeköpfig) und *Kebehsenuf* (falkenköpfig) zur Vierheit der *Osiris-Söhne* (bzw. *„Horoskinder“)* zusammengefaßt, welche als Schutzgeister den Toten vor Hunger und Durst bewahren. Ihrer Obhut sind daher die Eingeweide unterstellt, welche nahe dem Sarge in Krügen beigesetzt werden, die als Deckel seit dem Neuen Reiche die Köpfe der vier Beschützer tragen.

ANUBIS, Schutzgott des 12., 17. und 18. oberägyptischen Gaues. Als hundeköpfiger Totengott betreut er die Mumie, vielfach als Bruder des *Osiris* betrachtet. Heiliges Tier: Hund (wohl nicht als Schakal, sondern als Haustier aufzufassen, da der Hals stets mit einem Bande ausgestattet ist).

ANUKET (griech. *Anukis).* In der Gegend des 1. Kataraktes beheimatete Göttin.

APIS, der dem Gotte Ptah von Memphis geheiligte Stier.

ATON, die vergöttlichte Sonnenscheibe, erst von Amenophis IV.-Echnaton mit eigenem Tempeldienst ausgestattet und zur all-einzigen Schöpfer- und Erhaltergottheit erhoben.

ATUM, Urgott von Heliopolis, in den *Rê*-Kultus als abendliche Erscheinungsform des Sonnengottes einbezogen. Menschengestaltig, mit der Doppelkrone Ägyptens ausgestattet. Heilige Tiere: Löwe, Schlange.

BASTET, die Göttin von Bubastis, durch volkstümliche Freudenfeste gefeiert. Sie ist frauengestaltig, aber mit Katzenkopf dargestellt und nicht immer sicher von gewissen Löwengöttinnen zu trennen. Heiliges Tier: Katze.

BENBEN, der geheiligte, gedrungen-obeliskenförmig zu denkende Stein im Tempelbezirk von Heliopolis-On, auf dem die Sonne erstmals erschienen sein soll.

BES, aus der Fremde (Phönicien, Nubien?) eingeführter, zwerghaft mißwachsener Fratzengott, Beschützer des ehelichen Gemaches, in den Familienmythus des *Osiris* einbezogen und seit dem Neuen Reiche überaus volkstümlich.

BUTO (UTO), Göttin der Stadt Buto, Schutzherrin von Unterägypten, zuweilen löwenköpfig dargestellt. Heilige Tiere: Schlange, Ichneumon, Spitzmaus.

CHEPRE, der geheiligte Pillendreher (Mistkäfer), als Erscheinungsform des Sonnengottes verehrt.

CHNUM (griech. *Chnuphis),* Schöpfergott verschiedener oberägyptischer Stätten und der Kataraktengegend, als widderköpfiger Mann gebildet.

CHONS, der jugendliche Mondgott von Theben, Sohn des *Amon* und der *Mut.* Menschengestaltig, mit Seitenlocke, Gehänge und Zepter ausgestattet. Heiliges Tier: Falke.

DUAMUTEF siehe *Amset.*

GEB, der Erdgott, Gatte der Himmelsgöttin *Nut.*

GEMEHSU, Falkengott, als Totenbeigabe auf einem Traggestell hockend dargestellt.

HAPI siehe *Amset.* Auch Name des Nils und des Nilgottes.

HARACHTE, eine als *Rê-Harachte* mit dem Sonnengott von Heliopolis verschmolzene besondere Erscheinungsform des Sonnengottes *Horos (Rê-Horos* der beiden Lichtorte). Heiliges Tier: Falke.

HATHOR (= *Haus des Horos),* auch als „Das Gold“, „Die Goldene“ bezeichnet, eine Himmelsgöttin, zugleich Göttin der Liebe und Freude, in Theben als Schutzheilige der Totenwelt verehrt. Sie ist frauengestaltig mit Kuhhörnern, aber auch kuhköpfig oder in Gestalt der ihr geheiligten Kuh dargestellt. Hauptkultort: Dendera.

HOROS, gemeinhin als Sonnengott verehrt; Lokalgott von Edfu, wo er als geflügelte Sonnenscheibe dargestellt ist. Im *Osiris*-Mythus gilt er als Sohn des *Osiris* und der *Isis,* auch als Sohn des *Rê* und Bruder des *Seth.* Dem späteren Ägypten war er in vielen Formen vertraut: als *Har-net-jotf (Harendotes) = Horos,* der seinen Vater beschützt, als *Harpokrates* = Horos das Kind, als *Har-sem-taui* = Horos, der Vereiniger beider Länder, als *Harsiesis* = Horos, Sohn der Isis, usw. Heiliges Tier: Falke.

IHI, Gott der Musik, Sohn der Hathor, jugendlich menschengestaltig und gewöhnlich mit einem Sistrum dargestellt.

IMHOTEP, vergöttlichter, auf vielen Gebieten bewährter höchster Staatsbeamter der Zeit des Königs Djoser (3. Dynastie), als Priester und Arzt aufgefaßt und von den Griechen dem Asklepios gleichgesetzt.

ISIS, Gattin des *Osiris* und Mutter des *Horos.* Als Liebes- und Muttergottheit vor allem in der Spätzeit von besonderer Volkstümlichkeit.

KAMUTEF (= Stier seiner Mutter) menschengestaltiger ithyphallischer Fruchtbarkeitsgott der Thebaïs, durch eine Kappe mit zwei hohen, stilisierten Federn gekennzeichnet und vielfach dem *Amon* gleichgesetzt.

KEBEHSENUF siehe *Amset.*

MAAT, Göttin der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, durch eine Straußenfeder auf dem Scheitel gekennzeichnet.

MENKERET, eine im Grabhort Tutanchamons vertretene Unterweltgöttin.

MIN, ein ithyphallisch dargestellter Ernte- und Wegegott und Beschützer der Wüstenreisenden, Lokalgott von Achmim-Panopolis und Koptos. Er wurde wie *Kamutef* im Neuen Reiche vielfach dem *Amon* gleichgesetzt und trägt auch die den beiden eigene, mit hohen Federn ausgestattete Kappe.

MNEVIS, der heilige weiße Stier von Heliopolis-On.

MONT *(Montu),* alter falkenköpfig dargestellter oder als Greif erscheinender Kriegsgott von Theben, Medamut und Hermonthis.

MUT, die „Mutter“, Gattin des *Amon* von Theben und Mutter des *Chons.* Heiliges Tier: Geier.

NECHBET *(Nechbejet),* Göttin von Elkab; Schutzgöttin Oberägyptens. Heiliges Tier: Geier.

NEFERTEM, der Lotosgott, Sohn des *Ptah* von Memphis und der *Sachmet;* menschengestaltig.

NEITH, Göttin von Saïs, Esna und anderen Orten, als Schutzgöttin zusammen mit *Isis, Nephthys* und *Selket* an den Sargecken angebracht.

NEPHTHYS, ursprünglich eine Totengöttin, als Schwester des *Osiris,* der *Isis* und des *Seth* verehrt, dessen Gattin sie zugleich ist.

NUT, Himmelsgöttin, Gattin des Erdgottes *Geb,* über den herabgebeugt sie dargestellt ist (zugleich im Sarginnern über den Toten sich hinbreitend). Heiliger Baum: Sykomore (Ficus Sycomorus).

OSIRIS, ursprünglich wohl ein Vegetationsgott, in Busiris mit dem dort verehrten Gotte *Anedjti* identifiziert, früh dem Totengotte von Abydos — dem Herrn der Westlichen — gleichgesetzt und allgemein als Jenseitsherrscher und Totenrichter verehrt. Mit seiner Gattin *Isis*, seinem Sohne *Horos*, seiner Schwester *Nephthys* und anderen Gottheiten zu einem Familienkreise zusammengefaßt. Menschengestaltig in geschlossener Körperform mit den Insignien des Königtums und der ihm eigentümlichen, beiderseits mit den Straußenfedern der *Maat* ausgestalteten, sog. Atefkrone gebildet. Sein Symbol ist ein stilisiertes Garbenbündel, der sog. Osirispfeiler (Djed).

PTAH, Schöpfergott von Memphis und ägyptischer Reichsgott, Patron der Künste. Er ist menschengestaltig mit geschlossener Körperform und anliegender Kappe dargestellt, vor ihm häufig eine Treppe. Mit der löwenköpfigen Kriegsgöttin *Sachmet* und *Nefertem* zur Familiendreiheit zusammengeschlossen, tritt er auch in der Erscheinungsform des *Tatenen* auf und steht in enger Wesensbeziehung zu den sog. *Patäken* — Schutzgottheiten von zwerghaftem Mißwuchs. Heiliges Tier: der Apis-Stier.

RÊ, der Sonnengott, frühzeitig in Heliopolis dem *Harachte* gleichgesetzt. Er ist in Gestalt eines falkenköpfigen Mannes mit Sonnenscheibe gebildet. Beim nächtlichen Durchfahren der Unterwelt erscheint er widderköpfig.

RENENUTET, Erntegöttin, schlangengestaltig oder als Frau mit Schlangenkopf dargestellt, Schicksalsgöttin, erhält auf Gütern und in Weinbergen Kapellen und Altäre.

SACHMET, löwenköpfige Kriegsgöttin von Memphis, Gattin des *Ptah* und Mutter des *Nefertem*, in Theben zeitweilig der *Mut* gleichgesetzt. Ihr Kopf ist gewöhnlich mit der Sonnenscheibe ausgestattet.

SCHU *(Schow)*, Luftgott von Leontopolis, Träger des Himmels *(Nut)*. Heiliges Tier: Löwe.

SEBEK *(Suchos)*, vor allem unter der 12. Dynastie und in der Spätzeit verehrter krokodilgestaltiger Gott, dessen Kultus im Faijum und in Ombos blühte.

SELKET, Schutzgöttin, siehe *Neith*. Heiliges Tier: Skorpion.

SESCHET, Göttin der Schrift.

SETH, Gott von Auaris *(Sutech)*, Tanis und Ombos, Bruder des *Osiris*, den er ermordet haben soll. Als Schutzgott Unterägyptens gilt er auch als Bruder des *Horos*. Dem Mythus nach ist er über die „rote Erde“ (Wüste) gesetzt, wie *Osiris* über die „schwarze Erde“ (das Fruchtland Ägyptens). Er ist menschengestaltig, aber mit dem Kopfe des ihm geheiligten Fabeltieres gebildet, in dem man einen Esel, ein Erdferkel, eine Giraffe, ein Okapi u. a. hat sehen wollen. Einerseits als Landesgott zeitweilig hochverehrt, andererseits als *Osiris'* Mörder aus dem ägyptischen Pantheon verstoßen, spielt er im ägyptischen Glauben eine merkwürdig zwiespältige Rolle.

SOKER *(Sokaris)*, ein falkenköpfiger Totengott, der vor allem in der Gegend des großen Friedhofes von Memphis verehrt wurde.

SOPDU, Gott der östlichen Wüste, später ein falkengestaltiger Totengott, der auf einem Traggestell hockend dargestellt und als solcher dem Falkengott *Gemehsu* ähnlich ist.

TEFNUT, Feuchtigkeitsgöttin, Schwester und Gemahlin des Luftgottes *Schu (Schow)*, mit diesem zugleich als Löwin verehrt.

THOT *(Thouth)*, Stadtgott von Schmun-Hermopolis; Mondgott und Gott der Wissenschaften, von den Griechen dem Hermes gleichgesetzt. Menschengestaltig, aber mit dem Kopfe eines Ibis gebildet. Heilige Tiere: Ibis und Mantelpavian.

TOERIS *(Taurt-Epet, Epet)* in Theben verehrte volkstümliche Geburtsgöttin, als aufrechtstehendes, manchmal auf das Zeichen „Schutz“ gestütztes trächtiges Flußpferd — oft auch mit tierischen Mischformen — dargestellt.

UPUAUT *(Wep-Wawet)*, Schutzherr der Stadt Assiut und Totengott (Öffner der Wege ins Totenreich). Heiliges Tier: Wolf.

WEN-NOFRE (= schönes Wesen, griechisch *Onnophris*, noch heute als Name Onofrio fortdauernd) ein Beiname des *Osiris*, der auch als der „Gott mit dem nichtschlagenden Herzen“, als der „Gott, der das Schweigen liebt“ usw. bezeichnet wird.

WERT-HEKEW, löwenköpfige Göttin, mit *Rê-Harachte* vermählt gedacht.

ZEITTAFEL ZUR GESCHICHTE ÄGYPTENS

unter Zugrundelegung der von A. Scharff und A. Moortgat erarbeiteten Chronologie.

Die altägyptische Zeitrechnung ist auf die Regierungsjahre der Könige (Pharaonen) gegründet. Rund 30 Königsgeschlechter (Dynastien) sind uns aus dem Altertum überliefert. Die dynastischen Anfänge dürften in die Zeit um 2850 v. Chr. fallen. An Königen sind hier nur die bedeutenderen aufgeführt.

DIE VORZEIT . . . bis etwa 2850 v. Chr.
Die Vorzeit ist uns in ihren älteren Stufen fast nur durch Steingeräte, in ihren jüngeren durch Siedlungsreste und Friedhöfe mehrerer, z. T. einander ablösender Frühkulturen bekannt.

DAS ALTE REICH
(1.—8. Dynastie) . . . etwa 2850—2190
a) Die Frühzeit (1.—2. Dynastie) etwa 2850—2650
Unterägypten (der Nildelta - Raum) und Oberägypten (die Talstrecke südlich von Memphis bis zum Kataraktengebiet) werden zum Einheitsreiche zusammengeschlossen. Fortschreitende Erstarkung der Königsmacht. Herausbildung der eigentlich ägyptischen Formenwelt in Staat, Gesellschaft und Kunst. Königsgräber bei Abydos und z. T. auch (Scheingräber?) bei Memphis. (Vorderasien: Djemdet Nasr-Zeit)

1. Dynastie etwa 2850—2750
Menes/Narmer; Athotis = Acha; Kenkenês = Djer; Wenephês = Djet (Edjôjet); Usaphais = Wedimu; Miebis = Anedjeb; Semempsês = Semerchêt; Bienechês = Kea.

2. Dynastie etwa 2750—2650
Hetep-sechemui; Nebrê; Neterimu-Neteren; Perebsen; Sendi; Chasechem; Chasechemui.

b) Die Pyramidenzeit (3—8. Dynastie) etwa 2650—2190

3. Dynastie etwa 2650—2600
Djoser; Hu (Huni).
Verlegung des politischen Zentrums in die Gegend von Memphis. Grundlegende Geistesleistungen (Kalender!), Entfaltung der Steinbaukunst (Errichtung des Stufengrabmals König Djoser's mit den zugehörigen Residenzbauten bei Memphis).

4. Dynastie etwa 2600—2480
Snofru; Cheops; Dedefrê; Chephren; Mykerinos; Schepseskaf.
Zusammenfassung aller Kräfte durch die gottkönigliche Staatsgewalt. Bau der großen Pyramiden mit ihren Tempelanlagen. (Vorderasien: Ur I.-Zeit)

5. Dynastie etwa 2480—2350
Userkaf; Sahurê; Nefererkerê; Niuserrê; Menkauhôr; Unas.
Der Rê-Kultus, die Sonnenreligion von Heliopolis, ist Staatsreligion geworden; Pyramiden und Sonnenheiligtümer zwischen Gise und Memphis. Stärkeres Hervortreten der hohen Priester und Staatsbeamten. Blüte der Bildkunst.

6. Dynastie etwa 2350—2230
Teti = Othoes; Phiops (Pepi) I., Mernerê; Phiops II.
Zunehmender Machteinfluß des Feudalherrentums. Allmähliche Zerrüttung des Staatsgefüges.
(Vorderasien: Akkad-Zeit)

7.—8. Dynastie . . etwa 2230—2190

DIE ERSTE ZWISCHENZEIT (Herakleopolitenzeit)
9.—10. Dynastie . . etwa 2190—2052
Unter völligem Erlahmen der Königsmacht und begünstigt durch die Machtkämpfe der Gaufürsten erfolgt eine durchgreifende soziale Umschichtung. Weitgehendes Absinken der materiellen Kultur, jedoch Lokalblüte der Künste, vor allem des Schrifttums, am Gaufürstenhofe von Herakleopolis

(Klagen über die Schwere der Zeit und Frage nach Wert und Sinn des Lebens).

DAS MITTLERE REICH (11. u. 12. Dynastie) 2052—1778

11. Dynastie 2052—1991
Injotef (Antef) I.-IV.; Mentuhotep I.-IV. Aufschwung thebanischer Fürstengeschlechter in der Auseinandersetzung mit dem mächtigen Gaufürstentum von Herakleopolis. Staatliche Neuzusammenfassung unter *Mentuhotep III.*, dessen Totentempel im Felskessel von Der-el-Bahari bei Theben den Beginn einer neuen Blüte der Baukunst bezeichnet.
(Vorderasien: Gudea, Ensi von Lagasch)

12. Dynastie 1991—1778
Amenemhêt I.; Sesostris I.; Amenemhêt II.; Sesostris II.; Sesostris III.; Amenemhêt III.; Amenemhêt IV.; Königin Sebeknefrurê. Kraftvolle, pflichtbewußte Könige führen eine neue Kulturblüte herauf. Literatur und Plastik spiegeln das ernstgestimmte, gedankenschwere Ethos der Zeit. Meisterleistungen des Kunstgewerbes. Das Hoflager wird in die Landschaft des Faijum verlegt; die Königspyramiden liegen zwischen dem Faijumzugang und Memphis auf dem Rande des Wüstenplateaus.
(Vorderasien: Hammurabi von Babylon 1728—1686)

DIE ZWEITE ZWISCHENZEIT

13. und 14. Dynastie . . . 1778—1670
Zahlreiche ephemere Könige, von denen einzelne den Namen *Sebekhotep* und *Neferhotep* tragen: Erneuter Niedergang der Königsgewalt. Beginnende Machtkämpfe zwischen Usurpatoren. Schließlich Verfall des Staates unter Thronzwistigkeiten.

DIE HYKSOSZEIT (15. und 16. Dynastie) etwa 1670—1570

Einbruch asiatischer Völkerschaften, die unter z. T. bedeutenden Fürsten *(Apophis, Chian)* von ihrem Verwaltungssitz im Delta aus die Vorherrschaft über das Niltal ausüben (Hyksos = Herrscher der Fremdländer). Die thebanischen Fürsten regieren — zunächst als Vasallen der Eroberer — neben anderen „Kleinkönigen“ weiter.

17. Dynastie . . . etwa 1610—1570
Sekenjen-Rê I.—III.; Kamose; Jachmose. Unter den letzten Regenten dieser Dynastie aus Theben beginnt der Befreiungskampf, der mit der Vertreibung der Hyksos endet.

DAS NEUE REICH (18.—24. Dynastie) etwa 1570— 715

18 Dynastie etwa 1570—1345

1. Phase (etwa 1570—1448)
Jachmose (Amosis) 1570—1545
Amenophis (Amenhotep) I. . . 1545—1524
Thutmosis I. und II. . . 1524 bis etwa 1502
Königin Hatschepsut . . . 1501—1480
Thutmosis III. 1502—1448
(Schlacht bei Megiddo 1480)
Starkes, kriegerisches Königtum, stehendes Heer. Theben entwickelt sich zur Haupt- und Weltstadt, Amon wird unter Verschmelzung mit Rê Reichsgott. *Thutmosis I.* erobert Palästina-Syrien und Nubien bis zum Sudan. Unter Königin *Hatschepsut*, die als Pharao selbständig regiert, und ihrem Kanzler *Senenmut* setzt eine Epoche friedlichen inneren Aufbaues ein, die Handelsunternehmungen (Expedition nach dem „Weihrauchlande“ Punt) und Künsten (Errichtung des Terrassentempels von Der-el-Bahari) zugute kommt. Um 1480 wird *Thutmosis III.*, der tatkräftigste Kriegsfürst der Weltmachtzeit, Alleinherrscher. Niederschlagung von Aufständen gegnerischer Städtebünde, Sicherung und durchgreifende Kolonisierung der vorderasiatischen und nubischen Provinzen. Einstrom immenser Reichtümer, erneute Kulturblüte.

2. Phase (1448—1377)
Amenophis II. 1448—1422
Thutmosis IV. 1422—1413
Amenophis III. 1413—1377
Verfeinerung der Lebens- und Kunstformen auf Grund des errungenen Wohlstandes. Großartige Leistungen der Bau- und Bildkunst im Bereich Thebens und in Unter-Nubien. Tempel von Luksor, Memnonskolosse.

3. Phase (1377—1345)
Amenophis IV.-Echnaton („Amarna - Zeit“) 1377—1358
Tutanchamon 1358—1349
Eje 1349—1345
Durchbruch einer neuen, vom König bestimmten Geistes- und Kunstrichtung. Versuch *Echnatons*, eine monotheistische, die Sonnenscheibe (Aton) als Alleingott verkündende Glaubenslehre gegen den Widerstand der zu gefährlichem Machtbesitz gelangten Amonspriesterschaft durchzusetzen. Verlegung der Residenz nach Mittelägypten in die neugegründete Stadt Achet-Aton beim heutigen El-Amarna. Nach dem Tode *Echnatons* erkennt sein Schwiegersohn *Tutanchamon* die alten Reichsgottheiten wieder an und verlegt die Residenz nach Theben zurück.
(Vorderasien: Blüte des Reiches von Mitani; Erstarken der Chetitermacht; Emporkommen von Assur)

19. Dynastie 1345—1200
Haremhab 1345—1318
Ramses I. 1318—1317
Sethos (Seti) I. 1317—1301
Ramses II. 1301—1234
(Schlacht bei Kadesch 1296)
Merneptah 1234—1220
Sethos II., danach Thronwirren 1220—1200
Volle Wiederherstellung der alten Götterkulte und Tempel. Drastische Neuordnung und Säuberung der Verwaltung unter dem zur Königswürde aufgestiegenen Generalissimus *Haremhab*. Teilweise Rückgewinnung des verlorenen Besitzes in Asien. Unter dem großen *Ramses II.* wie schon unter seinem energischen Vater *Sethos I.* Krieg gegen die Chetiter, aus dem die Gegner schließlich als gleichberechtigte Partner hervorgehen. Ungeheure Bautätigkeit in allen Landesteilen. Überhandnehmen asiatischer Einflüsse. Im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts umfangreiche Völkerverschiebungen im Mittelmeerraum: die „Seevölker“ bedrohen Ägypten vom Norden her. Die Siege des *Merneptah* vermögen das Einsickern der Libyer in das Nil-Delta nicht aufzuhalten.

20. Dynastie 1200—1085
Sethnacht 1200—1197
Ramses III. 1197—1165
Ramses IV.—XI. 1165—1085
Ramses III. schlägt entscheidend Heer und Flotte der andrängenden kriegerischen Mittelmeervölker, der sogen. „Seevölker“. Bau des großen Tempels von Medinet-Habu, letzte Großleistungen der dekorativen Reliefkunst. Unter den folgenden Ramessiden allmählicher Verfall der Königsmacht bei zunehmendem Einfluß der Amon-Priesterschaft.
(Vorderasien: Tiglatpilesar I. von Assur 1112—1074)

21. Dynastie 1085—950
Herrschaft der Amon - Priester: *Hrihor; Smendes; Psusennes I.; Painodjem I.; Amenemopet; Siamon; Psusennes II.* Spaltung: Theben und Tanis.

22. Dynastie 950—745
Schoschenk (Sisak) I.—IV.; Osorkon I. und II.; Takelothis I. und II. u. a.
Von Söldnerführern abstammende Könige libyscher Herkunft. *Schoschenk I. („Sisak“)* erobert im fünften Jahre Rehabeams (926 v. Chr.) Jerusalem. Schwinden der Bedeutung von Theben. Königsgräber in Tanis. Die Deltastadt Bubastis wird Residenz.
(Vorderasien: Zwischen 1000 und 950: David und Salomon; um 930 Rehabeam)

23. Dynastie 745—720
Petobastis; Osorkon III.; Takelothis III.
(Vorderasien: Tiglatpilesar III. von Assur 745—727; Sargon (Sarrukîn) II. 721—705)

24. Dynastie etwa 720—715
Bokchoris von Saïs.

DIE SPÄTZEIT 715—332

Einheimisches nubisches Reich; Hauptstadt Nápata, begründet von König Kaschta um 750. Zug des Nubierkönigs Pianchi gegen Ägypten um 725.

25. Dynastie 715—663
Nubische Herrscher: *Schabaka; Schabataka; Taharka (Tirhaka).*
Wiederanknüpfen an die alte Überlieferung. Assyrereinfall unter Asarhaddon (680 bis 669), um 670.

26. Dynastie 663—525
Saïten: *Psammetich I.—III.; Necho; Apries; Amasis (Jachmose II.)*
Planvolle Wiederherstellung der alten kulturellen Größe. Blüte des Handwerks, Altertümeln in Brauch und Sitte. Enge Berührung mit dem Griechentum. Residenz: Saïs im Nil-Delta.
(Vorderasien: Assurbanipal 668—626; Nabu-Kudurri-Usur II.-Nebukadnezar von Babylon 604—562)
Schlacht bei Pelusium; der Perserkönig *Kambyses*, Sohn Kyros' I., erobert Ägypten 525

27. Dynastie 525—332
Perserkönige, unter denen *Darius I.* (521 bis 486) besonders hervorragt.

ÄGYPTISCHE LOKALHERRSCHAFTEN

28.—30. Dynastie

28. Dynastie 404—399
Amyrtaios von Saïs.

29. Dynastie 398—379
Könige aus Mendes.

30. Dynastie 378—341
Könige aus Sebennytos; u. a.: *Nektanebôs* und *Nektanebês*

Ägypten ist zwar Provinz des Perserreiches geworden, von 404 bis 341 behaupten sich jedoch nationalbewußte einheimische Fürsten *(Nektanebôs, Nektanebês)*. Nachblüte der Plastik. Herodot besucht und beschreibt Ägypten.

ALEXANDER DER GROSSE
nimmt Ägypten in Besitz 332

PTOLEMAIOS
Satrap Ägyptens 322—305
König 305—284

DIE PTOLEMÄERZEIT . . . 305— 30
Iulius Caesar besetzt Alexandreia 48; *Octavian* besiegt Antonius und Kleopatra bei Aktion 31.

DIE RÖMISCHE ZEIT
(Römische Kaiser) . 30 vor bis 395 n. Chr.

DIE BYZANTINISCHE HERRSCHAFT
395—638

DIE ARABISCHE HERRSCHAFT ab . 638

Alphabetisches Ortsregister zu nebenstehender Karte

Abu Roâsch 2
Abusir 3
Abydos 6
Achmim 6
Alexandrien 1
Amarna 5
Aswân 8

Bahrije, Oase 4
Bahr Jusuf 3—5
Beni-Hasan 5
Bersche 5

Charge, Oase 7
Chocha, el 7

Dahschur 3
Delta 1, 2
Der el Medina 7
Dira Abu 'n Naga 7

El Amarna 5
El Chocha 7

Erster Katarakt 8

Faijum 3

Giza (Gise) 3
Golf von Suez 3, 4

Heliopolis 2
Herakleopolis 3
Hermopolis 5
Hierakonpolis 7

Kairo 2, 3
Karnak 7
Katarakt, erster 8
Königsgräber (Theben) 7
Königinnengräber (Theben) 7
Kom el ahmar 7
Kom Ombo 8
Kurnet Murai 7

Lischt 3
Luksor 7

Medûm 3
Memphis 3
Mêr 5

Nakâde (Negade) 7

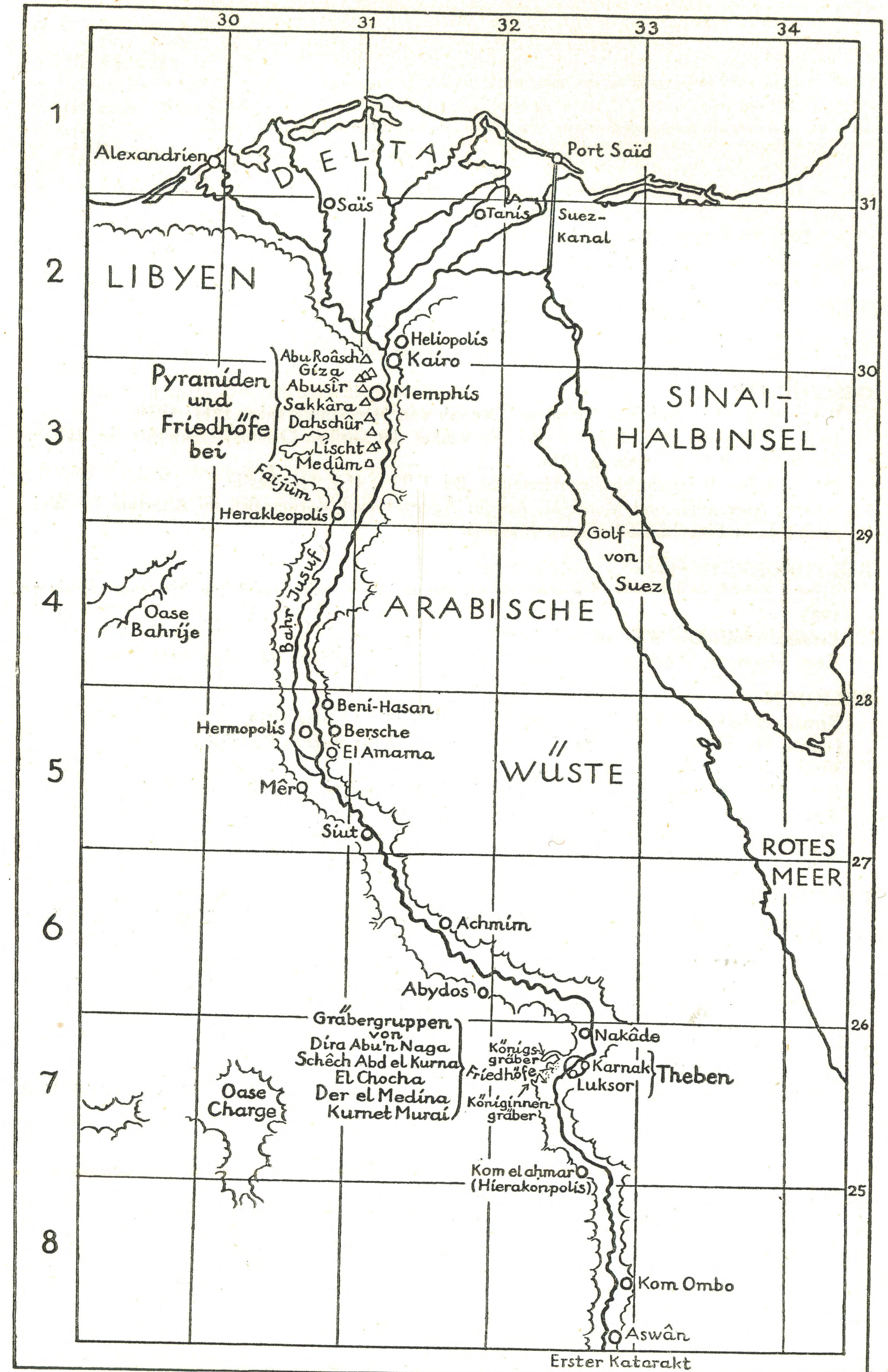
Oase Bahrije 4
Oase Charge 7

Port Said 1
Pyramidenfriedhöfe 2—3

Rotes Meer 5—7

Saïs 2
Sakkâra 3
Schêch Abd el Kurna 7
Siut 5
Suez-Kanal 1—2

Tanis 2
Theben 7



ARCHÉOLOGIE

LITERATUR

Allgemeine Literatur

GESCHICHTE:

Breasted, J. H.: Geschichte Ägyptens. Deutsch von Hermann Ranke. 1911; 1936.
Junker, Hermann: Die Ägypter (in: Die Völker des antiken Orients; Geschichte der führenden Völker, Bd. 3). Freiburg 1933.
Meyer, Eduard: Geschichte des Altertums. Bd. I, II 1, II 2, III. Berlin.
Scharff, Alexander, und Moortgat, Anton: Ägypten und Vorderasien im Altertum (= Weltgeschichte in Einzeldarstellungen). München 1950.

KULTURGESCHICHTE:

Erman, Adolf, und Ranke, Hermann: Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum. Tübingen 1923.
Erman, Adolf: Die Welt am Nil. Leipzig 1936.
Kees, Hermann: Ägypten (Kulturgeschichte des Alten Orients). München 1933.

RELIGION:

Erman, Adolf: Die Religion der Ägypter. Berlin und Leipzig 1934.
Junker, Hermann: Pyramidenzeit. Das Wesen der altägyptischen Religion. Einsiedeln/Zürich/Köln 1949.
Kees, Hermann: Ägypten (Religionsgeschichtliches Lesebuch 10). Tübingen 1928.
Roeder, Günther: Volksglaube im Pharaonenreich. Stuttgart 1952.
Wiedemann, Alfred: Die Amulette der alten Ägypter. Leipzig 1910.
Wiedemann, Alfred: Der Tierkult der alten Ägypter. Leipzig 1912.

KUNSTGESCHICHTE:

Curtius, Ludwig: Ägypten und Vorderasien (Die Antike Kunst I: Handbuch der Kunstwissenschaft). Berlin-Neubabelsberg 1923.
Fechheimer, Hedwig: Die Plastik der Ägypter. Berlin 1923.
Schäfer, Heinr.: Die Kunst Ägyptens (Propyläen-Kunstgeschichte, Bd. II, 3. Aufl.). Berlin o. J.
Schäfer, Heinrich: Von ägyptischer Kunst. 3. Aufl. Leipzig 1930.

LITERATUR:

Erman, Adolf: Die Literatur der Ägypter. Leipzig 1923.
Schott, Siegfried: Altägyptische Liebeslieder. Mit Märchen und Liebesgeschichten. Zürich 1950.

Literatur zu den einzelnen Epochen

VORZEIT:

Pfeiffer, L.: Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen. Jena 1920.
Reck, Hans: Oldoway, die Schlucht des Urmenschen. Leipzig 1933.
Scharff, Alexander: Altertümer der Vor- und Frühzeit. I, II. Berlin 1931.
Scharff, Alexander: Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte. Leipzig 1927.
Schuchhardt, Carl: Alteuropa. Berlin 1944.
Schuster, Erich: Die Altsteinzeit. Weimar 1925.

ALTES REICH:

Junker, Hermann: Giza I ff. Denkschr. d. Akad. d. Wissensch. zu Wien; bis 1950 sind 9 Bände erschienen. Wien 1929 ff.
Sethe, Kurt: Übersetzungen und Kommentar zu den altägyptischen Pyramidentexten. Bd. I bis IV. Glückstadt.

MITTLERES REICH:

Evers, Hans Gerhard: Staat aus dem Stein. I, II. München 1929.
Winlock, H. E.: The rise and fall of the Middle Kingdom in Thebes. New York 1947.

NEUES REICH:

Blackman, A. M.—Roeder, Günther: Das hunderttorige Theben. Leipzig 1926.
Carter, Howard, und Mace, A. C.: Tut-ench-Amun. Leipzig 1926/27/34.
Kornemann, Ernst: Große Frauen des Altertums (Kap.: Hatschepsut). Leipzig 1942.
Smith, Elliot: The royal Mummies (Catalogue Géneral du Musée du Caire).
Steindorff, Georg: Die Blütezeit des Pharaonenreichs. Bielefeld und Leipzig 1926.
Wegner, Max: Stilentwickelung der thebanischen Beamtengräber (= Mitteilungen des Deutschen Instituts für ägyptische Altertumskunde in Kairo IV). 1933.

GRIECHISCHE UND RÖMISCHE ZEIT:

Arrians Werke (= Langenscheidts Klassiker-Bibl. 27). Berlin-Schöneberg o. J.
Curtius Rufus: Von den Taten Alexanders des Großen (= Langenscheidts Klassiker-Bibl. 95). Berlin-Schöneberg o. J.
Diodors Geschichtsbibliothek (= Langenscheidts Klassiker-Bibl. 29). Berlin Schöneberg o. J.
Droysen, Johann Gustav: Das Weltreich Alexanders des Großen. Berlin/Leipzig/Wien/Olten 1934.
Forrer, R.: Mein Besuch in El-Achmim. Reisebriefe aus Ägypten. Straßburg i. E. 1895.
Möller, G.: Das Mumienporträt (= Wasmuths Kunsthefte 1). Berlin o. J.
Schubart, Wilhelm: Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum. Berlin 1923.
Wörterbuch der Antike. Stuttgart 1933.

LAND UND LEUTE, DENKMÄLER, SITTEN:

Baedekers Ägypten. Leipzig 1928.
Flaubert, Gustave: Ägypten. Potsdam 1922.
Herodotos, die Geschichten des. Hrsg. v. O. Güthling. Leipzig o. J.
Meier-Graefe, Julius: Pyramide und Tempel. Berlin 1927.

AUFSÄTZE IN ZEITSCHRIFTEN UND ZEITUNGEN:

Assabghy, Minou: Voyage au pays du dieu Thot (Progres-Dimanche).
Hausmann, Manfred: Frühe griechische Gedichte (Antike und Abendland, Bd. II, S. 179).
v. Niebelschütz, Ernst: Das Grab des Welteroberers (Düsseldorfer Nachrichten, 1. 1. 1944).
Weicker, Georg: Geheimnisse um das Grab Alexanders (Deutsche Allg. Zeitung).
Wolf, Walther: Neue Ausgrabungen in Ägypten (Atlantis, Jahrg. IV, S. 54 ff.).

BILDBESCHREIBUNG

Auf der Spur des Frühmenschen

1, 2 FAUSTKEIL UND KLINGENSCHABER
Feuerstein. Aus Oberägypten. Im Besitz des Verfassers.
Der 13 cm hohe Faustkeil vom Chell-Typ (links) ist ein charakteristischer Vertreter des thebanischen Altpaläolithikums; der an Rükken und Schneide sorgfältig gedengelte, ebenfalls 13 cm lange Klingenschaber (rechts) gehört wohl der ersten Negadekultur (5. bis 4. Jahrtausend) an. Die Bilder veranschaulichen die offenbare Gebrauchshaltung. Der Schaber ist ein geradezu idealer Fellkratzer und Fischschupper.
Nach Aufnahmen des Verfassers.

3 TOTENMAHLZEIT IN EINEM GRABE DER 2. DYNASTIE BEI SAKKARA
In dem von dem britischen Archäologen Walter Emery entdeckten unzerstörten Grabe fand sich nahe dem großen Holzsarge eine komplette Mahlzeit für den bestatteten Grabinhaber aufgebaut. Auf Alabastertellern und Tonplatten waren verschiedene zubereitete Nahrungsmittel so gut erhalten, daß sie als Wachteln, Tauben, Fisch, Rinderrippen, Gemüse, Früchte und Backwerk bestimmt werden konnten. Die Tonplatten lassen vermuten, daß manche Lebensmittel heiß dargeboten wurden. Dabei liegen Steintöpfe von feiner Arbeit.
Nach einer in der TIMES vom 10. Januar 1939 veröffentlichten Aufnahme.

4 STEINGEFÄSS MIT SCHNURÖSEN
Breccia. Aus Oberägypten. München; Privatbesitz.
Töpfe solcher Art bildeten den Stolz der zweiten Negadekultur kurz vor der dynastischen Zeit, sie kommen noch in den ältesten Königsgräbern vor. Der Stein ist blaß ockergelb, die Bänderungsschicht tief braunrot.
Nach Aufnahme des Verfassers.

5 BEMALTES TONGEFÄSS
Höhe 24 cm. Aus Oberägypten. Berlin; Staatl. Museen (20 304).
Vorzeit; zweite Negadekultur. Diese bezeichnende Topfgruppe hat einen hellbraunen Überzug mit matter, rotbrauner Bemalung. Oben Wellenlinien und Dreiecke (Wüstenberge?), darunter ein Nilschiff mit Bugzier, Decksaufbauten und zahlreichen Rudern (oder Wellen?). Im Felde eine stilisierte Frauengestalt mit erhobenen Armen, ein Segel (?), ein Stelzvogel und Steppenwild.
Nach Aufnahme des Verfassers.

6 NILPFERD
Alabaster (vielfach als versteinertes Holz bezeichnet). Länge: 30 cm. Kopenhagen; Ny Carlsberg Glyptothek.
Ende der Vorzeit oder Anfang der dynastischen Frühzeit. Früher im Haag, Museum Scheurleer, aus der Sammlung v. Bissing. An archaischer Kraft und Originalität stellt sich die Arbeit der des berühmten Falken auf der Grabstele des Königs „Schlange“ zur Seite.
Nach einer vom Museum freundlich überlassenen Aufnahme.

7 SALBSCHALE IN FISCHGESTALT
Alabaster. Berlin; Staatliche Museen.
Wohl eine Arbeit frühdynastischer Zeit. Schon die zweite Negadekultur gab ihren Schminktafeln gern Fischform. In der Auggrube saß ehemals wohl eine Einlage oder Farbpaste. Die feine, schillernde Wellenmusterung des Gesteins ist bewußt zur Andeutung der Beschuppung ausgenutzt.
Nach Photo Marburg.

Die Pyramiden reden

8 DAS PYRAMIDENFELD VON GISE BEI KAIRO
Von rechts nach links die Pyramiden der Könige Cheops (= Chufu), Chephren (= Chafrê) und Mykerinos (= Menkaurê); 4. Dynastie. Neben der Mykerinospyramide kleine Grabpyramiden von Angehörigen seiner Familie, ebenso östlich der Cheopspyramide. Rechts das Fruchtland gegen den Nil und Kairo hin.
Nach einer Aufnahme von Charlotte v. Wedel.

9 DAS STUFENGRABMAL DES KÖNIGS DJOSER BEI SAKKARA
3. Dynastie. Das inmitten eines bautenbedeckten, von einer Mauer mit Vor- und Rücksprüngen umgebenen, den Regierungssitz verewigenden Bezirkes gelegene, in sechs Absätzen stufenartig aufragende Grabmal ist jetzt rund 60 m hoch. Sein Grundriß ist rechteckig, noch nicht quadratisch. Im Innern zahlreiche, zum Teil einsturzgefährdete Gänge und mehrere Kammern, die aber nicht der ursprünglichen Anlage angehören. Diese enthielt nur einen schrägen, mit seitlichen Rampen versehenen Eingangsschacht und eine einzige Sargkammer. Grabmal und Bauwerke müssen als die ältesten künstlerisch gedachten und durchgebildeten Quaderbauten der Menschheit gelten.
Nach einer Aufnahme von Charlotte v. Wedel.

10 KÖNIG DJOSER
Kalkstein, bemalt. Lebensgröße. Aus einer Steinkammer bei seinem Stufengrabmal nahe Sakkara. Kairo, Museum.
3. Dynastie. Der Herrscher ist im Jubiläums-Festmantel thronend dargestellt. Der überlange Ornatbart, die spitzzipfelige Königshaube, die schwere Strähnenperücke und der Sitz haben altertümlichen Charakter. Gleichwohl wirkt das Gesicht dieser ältesten lebensgroßen Königsstatue, die wir kennen, mit der sprechend vorspringenden Mundpartie, sehr bildnishaft. Nase, Bart und Haube sind bestoßen, die aus edlen Steinen eingelegt gewesenen Augen schon in alter Zeit durch Grabräuber ausgebrochen worden.
Nach Photo Marburg.

11 DIE PYRAMIDE DES KÖNIGS CHEOPS BEI GISE
4. Dynastie. Die äußere Bekleidung des heute rund 137 m hohen, eine Fläche von mehr als fünfzigtausend Quadratmeter bedeckenden und an der Basis zweihundertdreißig Meter messenden Grabmals ist nicht mehr vorhanden. Das bloße Mauerwerk ist auf ursprünglich 2 521 000, jetzt noch 2 352 000 Kubikmeter berechnet worden; die einzelnen Kalksteinquadern sind rund 1 m und darüber hoch. Im Inneren Gänge und Kammern aus drei Bauphasen. Zur endgültigen, rund 42 m über der Grundfläche der Pyramide gelegenen Königsgrabkammer führt der Gang durch eine große Halle mit feingefügter und polierter Verkleidung. Zwei in den Grabraum mündende, nach Norden und Süden schrägaufwärts, durch den Baukörper, gelegte „Luftgänge“ — wohl Schächte für die nach Belieben schweifend gedachte Seele des Königs — verraten ein wenig von den an die Bestattung geknüpften Vorstellungen, über die im übrigen die „Pyramidentexte“ der 5. und 6. Dynastie Auskunft geben.
Nach Aufnahme des Verfassers.

12 BILDNISBÜSTE DES FÜRSTEN ANCH-HAF
Kalkstein mit Stucküberfang, bemalt. Lebensgröße. Aus dem Grabe des Fürsten bei Gise. Boston; Museum of Fine Arts.
4. Dynastie. Das erstaunliche Werk hat an offenbarer Bildnistreue unter den vielfach packend lebendigen Menschenbildern des Alten Reiches nicht seinesgleichen. Die Ohren sind — wie vielfach auch an den sogen. „Sonderköpfen“ aus Höflingsgräbern der Zeit — abgeschlagen; der Sinn der nur selten angewandten Büstenform ist nicht ganz klar. Anchhaf war Schwiegersohn des Cheops, Wesir und Leiter der Bauten — der dritte Gatte der blondhaarig und helläugig dargestellten Prinzessin Hetepheres II.
Nach einer Museumsaufnahme.

13 DIE PYRAMIDE DES KÖNIGS CHEPHREN BEI GISE
4. Dynastie. Das Grabmal ist jetzt rund 136 m hoch; die Länge seiner Seiten beträgt an der Basis noch 210 m. Um eine geeignete Baufläche zu gewinnen, mußte viel von dem Felsgrunde abgetragen und im Osten ein Stück Plateau aus gewaltigen Blöcken vorgebaut werden. Von der einstigen Verkleidung ist an der Spitze noch ein beträchtlicher Teil erhalten. Sie bestand aus Kalkstein, in den beiden unteren Sockelschichten jedoch aus Granit. Der Verlauf der Gänge im Inneren deutet auf zwei Bauphasen. Im Vordergrunde der unfertig gebliebene, aus zum Teil gewaltigen Hartsteinquadern errichtete Totentempel der Pyramide des Mykerinos, des Nachfolgers des Chephren.
Nach einer Aufnahme von Charlotte v. Wedel.

14 KÖNIG CHEPHREN
Diorit. Höhe der ganze Statue 1,68 m. Aus dem Talbau zum Totentempel des Königs bei Gise. Kairo; Museum.
4. Dynastie. Das Kopftuch des thronenden Königs hat die fortab übliche Form. Ein auf der Rückenlehne aufgeblockter, den Gott Horos verkörpernder Falke umfängt es von hinten mit seinen Flügeln, ein Vorgang, der wohl weniger Schutz als begnadende Inspiration zum Ausdruck bringen soll. An Größe der Bildvorstellung und schlichter Majestät hat das zurückhaltend mit Bildniszügen ausgestattete monumentale Werk selbst im skulpturengewaltigen alten Ägypten kein Vergleichsstück. Sein Meister wird immer zu den größten gezählt werden müssen, die den Geist ihrer Zeit in Stein verwirklicht haben.
Nach Photo Marburg.

15 DIE GROSSE SPHINX AUF DEM REICHSFRIEDHOFE BEI GISE, DAHINTER DIE CHEOPSPYRAMIDE
4. Dynastie. Der Riesenlöwe mit dem haubenbekleideten Königshaupte ist aus einem stehengelassenen Kalkfelskern in einem Steinbruch des Cheops gestaltet und durch Anfügung von Hausteinlagen, welche Pranken und Flankenteile bilden, vervollständigt worden. Seine Höhe beträgt heute rund 20 m, seine Länge bis zum Ansatz des Schwanzes 57 m. Im Hintergrunde links die Cheopspyramide.
Nach einer Aufnahme von Charlotte v. Wedel.

Sphinxrätsel

16 DIE GROSSE SPHINX BEI GISE
4. Dynastie. Der Hals ist im Jahr 1927 hinten unter der Haube durch aufgetragenen Beton verstärkt, — eine Maßnahme, die sich im Interesse der Erhaltung des Riesendenkmals nötig erwiesen hatte, da der sandführende Wüstenwind die hier wenig widerstandsfähige Gesteinsschicht stark abgeschliffen hatte. An der Wange Farbreste; Teile der abgefallenen Stirnschlange und des Bartes werden im Museum zu Kairo und im British Museum aufbewahrt.
Nach Aufnahme des Verfassers.

17 GRANITSPHINX KÖNIG AMENEMHÊTS III.
Höhe rund 1 m. Aus Tanis. Kairo; Museum.
12. Dynastie. Das mächtig heroisierte Antlitz des Herrschers ist wie eine Maske unmittelbar in die feierlich stilisierten Zotteln der Löwenmähne eingefügt, doch sind das Stirnband und die den Ornatbart haltende Binde klar abgesetzt. Die Ohren sind formgetreu ergänzt. Auf der Brust hat ein späterer Pharao Titel und Namen eingraben lassen. Dasselbe gewaltig ernste Denkmal — ohne Ergänzung der bestoßenen Löwenohren — ist auf dem Umschlag dieses Buches abgebildet.
Nach einer Aufnahme des Verfassers.

18 ALABASTERSPHINX
Höhe rund 4 m, Länge 8 m. Memphis.
Frühe 18. Dynastie. Daß das inschriftlose Denkmal nicht — wie vielfach angegeben — der 19. Dynastie angehören kann, hat schon H. G. Evers erkannt. Im Jahre 1912 ausgegraben, ist es an seiner Fundstelle im Palmenhaine von Mit-Rahina, nahe Sakkara, wieder aufgerichtet worden; es hat wohl gemeinsam mit anderen Sphinxen den Zugang zum Ptahtempel von Memphis geschmückt. Der empfindliche Stein hat zum Teil leider unter Bodenfeuchtigkeit gelitten.
Nach Aufnahme des Verfassers.

19 GRANITSPHINX DER KÖNIGIN HATSCHEPSUT
Aus Theben. Berlin; Staatliche Museen.
18. Dynastie. Das aus Bruchstücken zusammengesetzte Bildwerk entstammt dem Terrassenheiligtum der Königin im Felskessel von Dêr-el-bahari; es war wie die anderen Skulpturen der Hatschepsut dem Zorn Thutmosis' III. zum Opfer gefallen und zertrümmert in einen Steinbruch geworfen worden. An Bart und Kartusche Farbreste; Nase, Teile des Bartes und andere Stellen sind ergänzt.
Nach Aufnahme des Verfassers.

Die heiligen Tiere

20 KOPF EINES STANDBILDES DER KUHGESTALTIGEN TOTENGÖTTIN HATHOR
Kalkstein, bemalt. Höhe des Fragmentes 34 cm. London; British Museum.
Das herrliche Fragment wird von einem Schwesterstück der berühmten Hathorkuh von Dêr-el-bahari stammen und wie diese der 18. Dynastie angehören. An Größe der Auffassung und Feinheit der Arbeit ist es dieser noch überlegen.
Nach einer Museumsaufnahme.

21 GRANITBILD DES DEM GOTTE AMON GEHEILIGTEN WIDDERS
Aus dem Tempel von Soleb in Nubien; später zum Berge Barkal verschleppt. Berlin; Staatliche Museen (7262).
18. Dynastie. Zwischen den Vorderläufen ist König Amenophis III. dargestellt, der das Bildwerk geweiht hat. Ohren, Hörner und die Sonnenscheibe mit der Schlange sind ergänzt.
Nach einer Museumsaufnahme.

22 DER HUNDEGESTALTIGE GOTT ANUBIS AUF SEINEM SCHREIN
Holz, teils bemalt und mit Einlagen versehen, teils vergoldet. Aus dem Grabe des König Tutanchamon in Theben. Kairo; Museum.
18. Dynastie. Das mit einem Halsbande ausgestattete und deshalb wohl eher als Hund denn als Schakal aufzufassende Tier liegt auf einem kapellenartigen, goldüberkleideten Schrein, dessen Wände mit den heiligen Zeichen des Osiris und der Isis verziert sind. Dieser ruht auf einer mit Tragstangen versehenen Schleife. Das eindrucksvolle Denkmal war am Zugang zum Nebenraume der Sargkammer aufgestellt.
Nach einer Aufnahme von Lehnert & Landrock Succ. Cairo.

23 BASALTBILD DES FALKENGESTALTIGEN GOTTES HOROS
Höhe 50,5 cm, Privatbesitz.
Spätzeit. Die Oberfläche des harten Steins ist zu spiegelnder Glätte poliert.
Nach einer Originalaufnahme.

Das Grab als Festgemach

24 DIE TÖCHTER DES DJESERKARÊ-SENEB
Wandmalerei auf Stuckbewurf im Grabe des Djeserkarê-seneb zu Theben (Grab Nr. 38).
18. Dynastie; Zeit Thutmosis' IV. Die vordere, bereits verehelichte Tochter breitet einen Schulterschmuck aus, die andere hält in der Linken in einem Schälchen den „Rauschtrunk" bereit. Dahinter, kleiner, eine Harfespielende. Der Schallkörper der Harfe ist mit Gepardenfell überzogen. Über ihr auf Ständern mit Zweigschmuck Weingefäße, von traubenschweren Weinranken überhangen. An den Gestalten hübsche Einzelheiten, die vom Üblichen abweichen, so auch die Angabe sämtlicher Zehen.
Nach einer Aufnahme von Siegfried Schott.

25 TEILNEHMER EINER FESTGESELLSCHAFT
Wandrelief im Grabe des Wesirs Ramose zu Theben (Grab Nr. 55).
18. Dynastie; Zeit Amenophis' III./IV. Das schlechte Gestein erforderte vielfach Ausflikkung. Seiner Beschaffenheit zum Trotz ist die Arbeit von wunderbarer Feinheit. Der vordere Mann hält einen Stabstrauß. Brauen, Lidränder und Augensterne sind schwarz gefärbt, das andere ist farblos geblieben. Eingangswand der Querhalle.
Nach einer Aufnahme von H. Leichter, Luxor.

26 VORNEHME ÄGYPTERINNEN
Wandmalerei auf Stuckbewurf im Grabe des Userhêt zu Theben (Grab Nr. 51). Vgl. Farbtafel III.
19. Dynastie; Zeit Sethos' I. Die beiden Frauen, Gattin und Mutter des Grabinhabers, sitzen unter einem Feigenbaum, in dessen früchtebesetzten Zweigen sich Vögel tummeln. Sie fangen in verzierten Bechern die von der Baumgöttin gespendete Labung auf (ganze Darstellung Farbtafel IV). Beide sind mit Kränzen und Schulterkragen aus gereiht aufgeklebten Blumenblättern geschmückt; auf dem Scheitel je ein hoher Salbkegel, am Unterarm Zierbänder. Die feingeschnittenen Gesichter sind wunderbar empfindsam gezeichnet. Auf den Wangen liegt ein zartroter Hauch.
Nach Aufnahme des Verfassers.

27 EHEPAAR IN ERWARTUNG DER OPFERGABEN
Wandrelief (Ausschnitt) aus einem memphitischen Beamtengrabe. Berlin; Staatl. Museen (7278).
Ausgang der 18. Dynastie. Der in der Rechten ein Würdenzepter haltende Grabherr wird von seiner Gattin zärtlich an der Brust umfaßt. Beide sitzen auf löwenbeinigen Lehnstühlen, die Füße auf Fußbänken. Auf den Scheiteln die üblichen Salbkegel, bei der Frau außerdem knospige Blüten des blauen Lotos. An ein Bein ihres Stuhles ist ihr Schoßaffe, eine Meerkatze, angebunden, die aufgerichtet gleichfalls auf eßbare Gaben wartet. Der Name des Mannes ist Rii.
Nach einer Museumsaufnahme.

Das Tal mit der märchenhaften Vergangenheit

28 OBERTEIL EINES GRANITENEN BILDNISSARGES
Länge des Gesamtsarges rund 2 m.
Kairo; Museum.
18./19. Dynastie. Am Kinn ein kleiner modischer Bartstutz; das Gesicht ist von einer Zierperücke umrahmt. Feine, anziehende Arbeit der reifen Weltmachtzeit.
Nach Aufnahme des Verfassers.

29 DAS GRÄBERGEBIRGE THEBENS AM WESTRANDE DES FRUCHTLANDES
Blick von Osten her auf die von dem in der Bergspitze „el-Qorn" — das Horn — gipfelnden Höhenrücken überragten diluvialen Schotterterrassen, an deren Fuße sich die Beamtengräbergruppen hinziehen.
Nach einer Aufnahme von Charlotte v. Wedel.

30 DAS TAL DER KÖNIGSGRÄBER IN THEBEN
Vom Talschluß aus gesehen erscheint die Bergspitze el-Qorn als Naturpyramide. Auf dem Talboden vorn links der ummauerte Zugang zum Grabe König Tutanchamons, dahinter zwei weitere Grufteingänge. Die vegetationslose, leblos-starre Landschaft liegt tagsüber fast beständig unter den glühenden Strahlen der Sonne.
Nach einer Aufnahme des Verfassers.

31 DER ÄUSSERE DER DREI BILDNISSÄRGE KÖNIG TUTANCHAMONS INMITTEN DES STEINSARKOPHAGES
Goldüberzogenes Holz. Der Steinsarkophag besteht aus gelbem Quarzit. In der Sargkammer des Grabes des Königs in Theben.
18. Dynastie. Der äußere Bildnissarg, dessen Oberteil hier sichtbar ist, ist 2,25 m lang, aus Hartholz gefertigt und mit Stuck und dünnem Golde überzogen. Gesicht und Hände sind aus schwerem Golde gearbeitet. Geierkopf und Schlange über der Stirn — die Embleme des Königtums — sind mit undurchsichtigem Glas und Fayence eingelegt. Brauen und Augenlider bestehen aus lapislazulifarbigem Glasfluß, die Augäpfel aus Alabaster, die Pupillen aus Obsidian. Wedel und Zepter haben dunkelblaue Fayence- und farbige Glaseinlagen. Die Abzeichen der Königshaube (Chat) umschließt ein Blumenkränzchen.
Nach Howard Carter, Tut-ench-Amun, Leipzig / F. A. Brockhaus 1927, II. Band, Taf. 67.

32 SARGDECKEL IM GRABE DES KÖNIGS MERNEPTAH ZU THEBEN
Aswân-Granit. Im dreischiffigen Pfeilersaale des Königsgrabes.
19. Dynastie. Der wohlerhaltene große Deckel hat die Form eines Königsringes. Der „Pharao des Auszugs der Kinder Israel", Sohn und Nachfolger des großen zweiten Ramses, ruht — in den auf die Brust gebetteten Fäusten die Insignien der Herrschgewalt — wie halb in ein Polster eingesunken, um das sich die lange Unterweltschlange windet. Die Grabwände haben durch Infiltration schwer gelitten.
Nach Aufnahme des Verfassers.

Mumiengeheimnisse

33 TOTENREINIGUNG UND ABSCHIED VON DER AUFGERICHTETEN MUMIE
Wandmalerei auf Stuckbewurf im Grabe der Bildhauer Nebamun und Ipuki zu Theben (Grab Nr. 181).
18. Dynastie; Zeit Amenophis' III./IV. Linke Hälfte der Rückwand. Ein Totenpriester gießt Reinigungswasser über die aufgerichtete und eine zweite, rechts nicht mehr ganz sichtbare Mumie. Auf den Scheiteln der Mumienmasken Salbkegel, vor jedem Toten ein hoher Stabstrauß. Zu Füßen der Mumien die wehklagenden Frauen. Beide sind weinend dargestellt, die größere hat sich die Brust zerkratzt und streut sich Staub ins Haar. Links oben ist der erhobene Arm eines weiteren Totenpriesters sichtbar, der mit einem dächselartigen Ritualgerät den Brauch der Mundöffnung vollzieht. Die Leinenhüllen der bänderumfangenen Mumien sind von Salbölen geschwärzt gedacht.
Nach Aufnahme des Verfassers.

34 OBERTEILE DER MUMIEN DER AMONSPRIESTERIN NESITANEBASCHRU
35 (links) UND DES MIN-PRIESTERS UND HOFMANNES JUJA, DES VATERS DER KÖNIGIN TEJE (rechts)
Beide Mumien zeichnen sich durch lebensvolle Wirkung und erstaunliche Erhaltung aus; man konnte sie im Kairener Altertümermuseum betrachten. Nesitanebaschru (Nes-ta-nebt-ascheru), Tochter eines Mannes namens Nesi-chonsu — vielleicht Pinotems II. und damit Prinzessin — lebte zur Zeit der 21. Dynastie. Juja gehört als Schwiegervater König Amenophis' III. und Großvater Echnatons der 18. Dynastie an; er wurde 1905 von Theodore M. Davis mit seiner Gattin Tuja wohlbestattet in seinem unberührten, mit reichen Beigaben versehenen Grabe im Tale der Könige zu Theben aufgefunden.
Nach The Royal Mummies (Cat. Gén. Caire), Plate LXXXVIII und Th. M. Davis-Maspero-Newberry-Carter, The tomb of Jouiya and Touiyou, London 1907, Plate II.

36 OBERTEIL DER MUMIE KÖNIG RAMSES' II.
Aus dem großen Königsmumienfunde von Dêr-el-bahari 1881. Früher im Altertümermuseum zu Kairo.
19. Dynastie. Der König hat 67 Jahre regiert und ist mehr als 90 Jahre alt geworden. Die ungeheure Wirkung, die er auf seine und die folgende Zeit ausgeübt hat, läßt seine fortdauernde Popularität berechtigt erscheinen, obschon die Geschichtschreibung ihm den Beinamen des „Großen" vorenthalten hat, der freilich auch eher dem dritten Thutmosis zukäme. Die Hände hielten einst die Zeichen der Königsgewalt, Wedel und Krummstab.
Nach The Royal Mummies (Cat. Gén. Caire), Plate XXIX.

37 KOPF DER MUMIE KÖNIG SETHOS' I.
Aus dem großen Königsmumienfunde von Dêr-el-bahari 1881. Früher im Altertümermuseum zu Kairo.
19. Dynastie. Die Hautoberfläche ist durch den Mumifizierungsprozeß geschwärzt. An Stirn und Schläfen ist schwach der Abdruck des verlorenen Golddiadems sichtbar. Gesichtsschnitt und Ausdruck sind von überlegener Vornehmheit und voll männlicher Kraft und Würde.
Nach The Royal Mummies (Cat. Gén. Caire), Frontispiece.

38 TOTENKLAGE DER FRAUEN AM GRABSCHREIN
Wandmalerei auf Stuckbewurf im Grabe der Bildhauer Nebamun und Ipuki zu Theben (Grab Nr. 181).
18. Dynastie; Zeit Amenophis' III./IV. An dem von Bändern umwundenen (?) geschmückten Schrein in Form einer Kapelle, die auf einem Schlitten steht, klagen zwei Frauen um den Verstorbenen. Die kleinere legt weinend die Linke auf den Scheitel, die andere preßt eine Papyrospflanze mit vollem Blütenstand an die Schreinwand; die zur Nasenwurzel hin angehobene Augenbraue bringt einen Zug des Schmerzes in ihr Gesicht. Ein Mann hält das Zugseil des Schlittens. Am Schrein unten rechts ragt ein Teil einer kleinen Barke aus gebündeltem Schilf hervor, auf dem ein Figürchen der Göttin Nephthys steht.
Nach Aufnahme des Verfassers.

Amulette und Zaubersprüche

39 ALABASTERKASTEN IN KAPELLENFORM FÜR DIE BALSAMIERTEN EINGEWEIDE DES KÖNIGS TUTANCHAMON
Aus dem Grabe des Königs in Theben. Kairo; Museum.
18. Dynastie. An den Ecken des aus prachtvoll geäderten Alabaster (Kalzit) gearbeiteten Behälters die vier Schutzgöttinnen Isis, Nephthys, Neith und Selket. Der Steinkasten steht auf einem vergoldeten Schlitten mit Krampen; er war im Grabe mit einem Bahrtuch verhüllt und von einem Holzschrein mit Schlangenfries und Rundfiguren der Göttinnen umschlossen. Die Inschriften und die Flügel der Sonnenscheibe sind mit Farbteigen gefüllt; der untere Absatz mit den heiligen Zeichen des Osiris und der Isis ist vergoldet.
Nach einer Aufnahme von Lehnert & Landrock Succ. Cairo.

40 DREI TOTENAMULETTE IN TIERGESTALT
Fayence. Berlin-Lichterfelde; Privatbesitz.
Spätzeit. Links der dem Weisheitsgotte Thot geheiligte Mantelpavian. In der Mitte die nilpferdgestaltige Schutzgöttin der Schwangeren und Gebärenden, Toëris, vor deren Schoß das Zeichen „Schutz" angebracht ist. Rechts der Horosfalke.
Nach Aufnahme des Verfassers.

41 SCHUTZAMULETTE FÜR DEN JENSEITSGEBRAUCH
Neues Reich oder Spätzeit. Derlei Amulette wurden den Toten gemäß den Sprüchen des Totenbuches in die Binden mitgegeben oder an Fäden gereiht umgehängt. Das Herzamulett besteht aus Hartstein, die Kopfstütze aus Hämatit (Bluteisenstein), das Papyruszepter und das Osiriszeichen sind aus grüner Fayence. Jeder Talisman hat eine eigene Bestimmung, die sich auf das Wohlbefinden des Bestatteten im Jenseits bezieht.
Nach Aufnahme des Verfassers.

42 BRUSTTAFEL AUS DEM GRABSCHATZE KÖNIG TUTANCHAMONS
Gold mit Halbedelstein- und Glasflußeinlagen; der Herzkäfer besteht aus blaßgrünem Hartstein. Kairo; Museum.
18. Dynastie. Derlei Pektorale sind schon im Mittleren Reich aufs feinste gefertigt und Angehörigen des Königshauses ins Grab mitgegeben worden. Der Farbzusammenklang ist auf Lapislazuliblau, Türkisblaugrün, Karneolrot und Gold gestellt. Links die Göttin Nephthys, rechts die Göttin Isis, kniend ihre Hände an die Flügel des Herzskarabäus legend; oben die Flügelsonne zwischen Schildvipern mit drohend aufgerichtetem Vorderteil.
Nach einer Aufnahme von Lehnert & Landrock Succ. Cairo.

43 PRACHTAMULETT AUS KARNEOL
München; Ägyptische Staatssammlung.
Eines der verbreitetsten Amulette Altägyptens, das Horosauge mit Braue und phantastischer Zier, ist hier in Verbindung mit einer Geiergöttin gebracht und in durchbrochener Arbeit wirkungsvoll, wenn auch nicht besonders fein ausgeführt. Wohl Spätzeit.
Nach Aufnahme des Verfassers.

44 DREI TOTENFIGUREN DES KÖNIGS TUTANCHAMON
Zedernholz und andere Stoffe. Aus dem Grabe des Königs in Theben. Kairo; Museum.
18. Dynastie. Die Schulterkragen sind vergoldet, die Insignien der rechten Figur aus Gold gefertigt, die Stirnembleme der mittleren Figur bestehen aus Bronze. Unter den schwarzbemalten Löckchenfrisuren sind goldene Stirnbänder sichtbar. Auf den Unterkörpern ziehen sich zwischen Abteilungsstrichen lange Totentexte hin; die fein eingeschnittenen Schriftbildchen sind mit Farbteig gefüllt. Die als Ersatzleute bei der Jenseitsarbeit gedachten Figuren stellen porträtähnlich den jungverstorbenen Herrscher selbst dar.
Nach einer Aufnahme von Lehnert & Landrock Succ. Cairo.

Der Käfer, aus dem ein Gott wurde

45 FINGERRING MIT SKARABÄUS
Gold, Lapislazuli und andere Halbedelsteine. Aus dem Grabschatze des Königs Tutanchamon, in seinem Grabe zu Theben gefunden. Kairo; Museum.
18. Dynastie. Kopfteil, Brustschild und Flügeldecken des Sonnenkäfers sind aus Lapislazuli geschnitten und in das goldene Rahmenwerk eingepaßt. Für weitere Einlagen sind Karneol, Amethyst, Smaragdwurzel und gleichfalls Lapislazuli verwandt.
Nach einer Aufnahme von Lehnert & Landrock Succ. Cairo.

46 DER SONNENGOTT CHEPRE ALS KÄFER
Kalksteinrelief am Eingang zum Grabe König Sethos' I. im Tale der Könige zu Theben.
19. Dynastie. Der den Sonnengott verkörpernde heilige Pillendreher-Käfer ist inmitten der Sonnenscheibe lebenswahr dargestellt. Seine Anbringung an dieser Stelle bezieht sich wohl auf das tägliche Hervortreten des Gestirns nach der nächtlichen Unterweltsfahrt durch das Reich der Abgeschiedenen.
Nach Aufnahme des Verfassers.

47 DER SONNENGOTT CHEPRE AUF SEINEM THRONSITZ
Wandmalerei auf Stuckrelief im Grabe der Königin Nefertari in Theben.
19. Dynastie. Erster Grabraum. Der Gott hält Zepter und Lebenszeichen; am Knie tritt der Ornatschwanz heraus.
Nach einer Aufnahme von G. Leichter, Luxor.

48 DER KÄFERGESTALTIGE SONNENGOTT CHEPRE
Grauer Granit. Höhe des Gesamtdenkmals rund 2 m. Im Tempelbereich von Karnak.
18. Dynastie. Das große Skarabäusbild auf seinem hohen Sockel ist von König Amenophis III. geweiht. Das Monument ist später unter Anbringung von Sprenglöchern methodich zerstört worden, aber aus den alten Teilen ziemlich vollständig zusammengesetzt. Es erhebt sich nahe dem Nordufer des großen Tempelteiches.
Nach Aufnahme des Verfassers.

Wunderleistungen altägyptischer Technik

49 DIE „MEMNONS-KOLOSSE", RIESENBILDER KÖNIG AMENOPHIS' III.
Harter Kieselsandstein. Höhe rund 20 m. Westufer von Theben.
18. Dynastie. Die gewaltigen Sitzbilder aus ursprünglich je einem Felsstück galten in der römischen Kaiserzeit für Bilder des Memnon, des Sohnes der Eos und des Tithonos, der im Kampfe um Troja der Sage nach von Achilleus getötet wurde. Der nördliche — im Bilde rechte — Koloß ist die berühmte „tönende Memnonssäule" der Alten, die sich bei Sonnenaufgang durch scharfes Klingen bemerkbar gemacht haben soll. Schon im Altertum zerborsten, wurde sie unter dem Kaiser Septimius Severus aus fünf Lagen von Sandsteinblöcken schlecht und recht wiederhergestellt. Die Thronseiten zeigen unter den Namen und Titeln Amenophis' III. das übliche Bild der beiden Landesgötter, welche die Wappenpflanzen Ober- und Unterägyptens um das Zeichen „vereinigen" schlingen. Am nördlichen Koloß steht zur Linken des Königs seine Mutter Mutemua, zur Rechten seine Gattin Teje; eine dritte Figur zwischen den Beinen ist zerstört. Der Tempel, vor dem die Bildwerke sich erhoben, ist fast restlos verschwunden.
Nach Aufnahme des Verfassers.

50 OBELISK KÖNIG RAMSES' II.
Aswân-Granit. Vor dem Tempel von Luksor.
19. Dynastie. Das Gegenstück des bei einem Jubiläum Ramses' II. errichteten Spitzpfeilers ist nach Paris verbracht und schmückt dort die Place de la Concorde. Das oberste Bild zeigt den knienden Stifter vor dem thronenden Gotte Amon; die nach unten anschließenden, tiefeingemeißelten Inschriften nennen den Pharao mit tönenden Titeln als den Begründer des zum Ruhme des Amon im südlichen Opet errichteten Prachtbaues. Das Pyramidion war einst mit poliertem Edelmetall überkapselt. Dahinter ein Teil des östlichen Torturmes des Tempelpylons, mit dem derselbe König dem herrlichen Bau Amenophis' III. einen monumentalen Eingang gab. Auf seiner Wand verwitterte Darstellungen aus dem Kriege gegen die Chetiter.
Nach Aufnahme des Verfassers.

51 BÜNDELSÄULEN DER KOLONNADE DES GROSSEN TEMPELS KÖNIG AMENOPHIS' III. ZU LUKSOR
Sandstein. Westkolonnade des zweiten Hofes.
18. Dynastie. Die schönen Bauglieder bilden Bündel knospiger Papyrospflanzen nach. Sie stützen die alten, mächtigen Architravbalken.
Nach Aufnahme des Verfassers.

52 BLICK AUF EIN STEINFENSTER DES MITTELSCHIFFES IM GROSSEN SÄULENSAAL VON KARNAK
Sandstein.
19. Dynastie. Die 12 höheren Säulen der beiden Mittelschiffreihen sind 21 m hoch; jede einzelne Säule hat einen Durchmesser von 3,57 m und einen Umfang von mehr als 10 m. Durch die steinernen Fenstergitter fiel ehemals allein Licht in die gewaltige Basilika. Die Säulen des Mittelschiffes geben Papyrospflanzen mit voll entfalteten Blütenständen, die niedrigeren der Seitenschiffe knospige Papyrosstengel wieder.
Nach Aufnahme des Verfassers.

Pharaonengesichter

53 KÖNIG MYKERINOS MIT DER OBERÄGYPTISCHEN KRONE
Graugrüner Schiefer. Höhe der ganzen Figur rund 80 cm. Aus dem Talbau zum Totentempel des Königs bei Gise. Kairo; Museum.
4. Dynastie. Detail einer Gruppe, die den König zwischen der Göttin Hathor und einer Gaugöttin zeigt. In der Ruine des unfertig gebliebenen, aus Schlammziegeln behelfsmäßig aufgerichteten Talbaus sind u. a. vier solcher Triaden, dazu eine unfertige Bildnisgruppe des Königs und der Königin Chamerernebti II. aufgefunden worden.
Nach Photo Marburg.

54 KÖNIG SESOSTRIS III.
Brauner Sandstein. Höhe des Bruchstückes rund 16 cm. New York; Metropolitan Museum of Art.
12. Dynastie. Der König blickt abwärts; die Brauenfalten und die realistische Behandlung der Mundpartie geben den weise-ernsten Zügen etwas ungemein Sprechendes. Das als Bildnisurkunde packende Bruchstück befand sich vordem im Besitze Lord Carnarvons.
Nach einer Museumsaufnahme.

55 KÖNIG SESOSTRIS III.
Obsidian. Höhe des Bruchstückes 13 cm. Z. Zt. Washington; National-Gallery (Coll. C. S. Gulbenkian).
12. Dynastie. Das an Arbeit und Kunstrang gleich erstaunliche Meisterwerk ist verschiedentlich der Spätzeit zugeteilt worden, kann aber nach Stoff und Stil nur der reifen Blütezeit des Mittleren Reiches angehören. Ein Herrscher, den seine Zeit so abzubilden wußte, muß eine große geschichtliche Gestalt gewesen sein und hat mit Recht immer wieder das Interesse der Nachwelt erweckt. Früher Sammlung Mac Gregor.
Nach einer von der National Gallery Washington freundlich überlassenen Aufnahme.

56 KÖNIG AMENEMHÊT III.
Gelblicher Kalkstein. Höhe des Sitzbildes 1,60 m. Gewiß aus dem Totentempel des Königs bei Hawara. Kairo; Museum.
12. Dynastie. An der Halskette ein von Königen dieser Zeit gern getragenes Amulett. Das bei Kanalarbeiten zutage gekommene wundervolle Bildwerk ist ursprünglich aus verschiedenen Teilen zusammengefügt. Auffällig ist die Größe der Ohren.
Nach Photo Marburg.

57 KÖNIG THUTMOSIS III.
Metamorphischer Schiefer. Höhe des Standbildes 2 m. Aus Karnak. Kairo; Museum.
18. Dynastie. Mut und heitere Entschlossenheit sind über die lebendig gestalteten Züge des jugendlichen Gesichtes gebreitet, über dem die hohe Kegelkrone des Südreiches aufragt. Nase und Ohren sind im Gegensatz zu den flach angegebenen Augen auffällig realistisch gebildet. Es ist dem Schöpfer dieser einst im Amontempel aufgestellt gewesenen Statue gelungen, der Nachwelt einen überzeugenden Begriff von der elastischen, scharfsichtigen und tatkräftigen Persönlichkeit des mächtigsten der altägyptischen Könige zu vermitteln.
Nach Aufnahme des Verfassers.

58 KÖNIG AMENOPHIS IV.-ECHNATON
Rotbrauner Sandstein. Höhe des Standbildes rund 4 m. Vom Pfeilerhofe des Sonnenheiligtums des Königs zu Karnak. Kairo; Museum.
18. Dynastie. Der revolutionierend durchbrechende Ausdrucksdrang der Zeit, sich überspitzend in der Kunsttendenz des jungen Pharao, macht aus den Gesichts- und Körperformen des Herrschers — den die Inschriften dieser Statuen noch Amenophis nennen — ein barock anmutendes Ornament. So gewaltsam der Zugriff auch ist, der die Formen dehnt und schwellt: er stilisiert souverän das Antlitz eines Fanatikers des Geistes und weiß der Bildlösung einen gewissen verführerischen Reiz zu verleihen, in den es sich freilich wie Dekadenz mischt.
Nach einer in EN ÉGYPTE von C. Robichon und A. Varille (Paris 1937) veröffentlichten, vom Service des Antiquités d'Égypte freundlich zur Verfügung gestellten Aufnahme.

59 OBERTEIL DES GOLDSARGES VON KÖNIG TUTANCHAMON
Gesamtlänge des Sarges 1,85 m. Aus dem Grabe des Königs in Theben. Kairo; Museum.
18. Dynastie. Der 225 kg wiegende einzigartige Sarg besteht aus 2,5 bis 3,5 mm starkem Gold. Er hat Einlagen aus dunkelblauem Glasfluß und farbigen Steinen. Am Kopftuch über der Stirn Schildviper und Geierkopf. Um den Hals ist eine Kette aus linsenförmigen, verschieden getönten Goldgliedern gelegt. Die eingelegt gewesenen Augäpfel fehlen jetzt. Der König hält die Insignien, Krummstab und Wedel, der Griff des letzteren ist ein vierkantiger Bronzestab. Der geflochten zu denkende Ornatbart am Kinn ist gesondert gearbeitet.
Nach Aufnahme des Verfassers.

60 KÖNIG SETHOS I. SPENDET EINER GOTTHEIT
Kalksteinrelief an einer Wand der Kapelle des Sokaris im Tempel von Abydos.
19. Dynastie. Der König trägt die blaue Krone mit langen Nackenbändern. Der vordere dreieckige Schurzteil ist in „geradvorstelliger“ Ansicht gegeben. Das Gesicht ist porträthaft, die Bildhauerarbeit bis in die einzelnen Hieroglyphen hinein überaus feinfühlig und maßvoll-sauber.
Nach Aufnahme des Verfassers.

61 KÖNIG SETHOS I.
Vorzeichnung zu einem nicht zur Ausführung gekommenen Relief auf einem Pfeiler im Felsgrabe des Königs zu Theben.
19. Dynastie. Entwurf und Linienführung lassen in ihrem sicheren, bezwingenden Adel die Meisterhand erkennen. Kleine Korrekturen erhöhen den Reiz der Arbeit für unseren prüfenden Sinn. Der Herrscher steht einer nicht mit abgebildeten Gottheit gegenüber. Entbehrt der noble Stil auch etwas der Frische, er ist ein in der Überlegenheit der Haltung doch bestechendes Zeugnis des Zeitgeistes. Auf den Pfeilern der Halle sind mehrere solche Vorzeichnungen erhalten.
Nach Aufnahme des Verfassers.

62 KÖNIG RAMSES II.
63 Granit. Höhe 1,94 m. Aus Karnak. Turin; Museo di Antichità.
19. Dynastie. Das berühmte Sitzbild ist aus Trümmern ohne größere Ergänzungen zusammengesetzt. Der Pharao schultert mit der Rechten den Krummstab, sein Gewand ist von modischem Schnitt. Es ergibt sich in Vorderansicht ein asymmetrischer, dem plastischen Herkommen durchaus widerstrebender, aber aparter Umriß. Vorn am Throne links die Gemahlin des Königs, rechts einer seiner Söhne. Unter den Sohlen des Königs sind neun Bogen — die Symbole für die unterwürfigen Völker — dargestellt.
Beide nach Photo Marburg.

64 FELSBILD KÖNIG RAMSES' II.
Sandstein. Höhe jedes der vier kolossalen Sitzbilder 20 m; die Höhe des Ohrs beträgt 1 m. Vor der Fassade des großen Tempels von Abu-Simbel in Nubien.
19. Dynastie. Der Kopf gehört dem südlichsten, am besten erhaltenen der vier Riesenbildwerke an. Die Königshaube ist mit der hohen Doppelkrone beider Ägypten verbunden. Tempelfront und Tempelinneres sind aus dem gewachsenen Felsen gehauen. Bei aller vergröbernden Monumentalisierung sind die Gesichtszüge porträthaft gestaltet.
Nach Photo Marburg.

Die großen Königinnen

65 KÖNIGIN HATSCHEPSUT
Sandstein. An einer Tempelwand von Karnak.
18. Dynastie. Das überaus frisch und lebendig aufgefaßte Bildnis der berühmten, selbstherrlichen Königin ist in Anbetracht der planmäßigen Zerstörung so gut wie aller erreichbaren Denkmäler dieser großer Frau durch den erbitterten Thutmosis III. von besonderem Wert.
Nach Photo Marburg.

66 KÖNIGIN HATSCHEPSUT BRINGT KNIEND EIN WEIHGEFÄSS DAR
Aswân-Granit. H. 90 cm. Von dem Terrassenheiligtum der Königin in Theben. Berlin; Staatl. Museen.
18. Dynastie. Am Spendengefäß das heilige Zeichen (Djed) des Gottes Osiris. Als regierender Pharao ist die Herrscherin von männlichem Körperbau und trägt den Ornatbart. Augenbrauen, Augränder und Iris sind schwarz bemalt. Fuß und Sockel sind ergänzt. Das Bildwerk entstammt den Grabungen der Expedition des Metropolitan - Museums, New York, und wurde Berlin im Austausch überlassen.
Nach Photo Marburg.

67 OBERTEIL DES SARGES DER KÖNIGIN MERIT-AMON
Zedernholz und andere Stoffe. Höhe des Gesichtes bis zum Haaransatz rund 35 cm. Aus dem Grabe der Königin in Theben. Kairo; Museum.
18. Dynastie; Zeit Amenophis' II. Die Augen sind aus schwarzem und weißem Stein, die Lidränder, Brauen und Schminkstreifen aus dunkelblauem Glasfluß. Die Vertiefungen der vergoldeten Haarmasse sind mit blauem Farbteig gefüllt. Die Königin — eine Tochter Thutmosis' III. — hält zwei sogenannte Papyruszepter in Gestalt des Zeichens „grünen“, „frisch sein“, das vielfach als Totenamulett begegnet.
Nach H. E. Winlock, The tomb of Queen Meryet-Amun, Plate XXV.

68 MODELLBÜSTE DER KÖNIGIN NOFRETETE
Kalkstein, bemalt. Höhe 48 cm. Aus der Modellkammer des Bildhauers Thutmosis in El-Amarna. Berlin; Staatl. Museen (21 300).
18. Dynastie. Das weltberühmte Kunstwerk ist eigentlich ein Werkstattmuster. Die Krone ist blau, das Stirnband gelb; Kronenbinde und Schulterkragen sind mehrfarbig bemalt. Die Hautfarbe ist rötlich. Das probeweise eingelegte rechte Auge besteht aus einer Bergkristallschale über einem flachen Teig schwarzer Wachsfarbe.
Nach einer Aufnahme des Museums.

69 KÖNIGIN NOFRETETE
Quarzit. Aus El-Amarna. Kairo; Museum.
18. Dynastie. Das bei den Grabungen der Egypt Exploration Society zutage gekommene wundervolle Kunstwerk ist unfertig geblieben. Man sieht die Spuren des Spitzmeißels; die Längsachse ist durch einen Tuschstrich bezeichnet. Da das Werkstück offenbar nicht zur Ausarbeitung des Hinterkopfes ausreichte, sollte dieser wohl durch eine Haube verkleidet werden. Zum Einzapfen in einen Körper aus anderem Stein bestimmt. Bei aller Härte, die den Formen stellenweise noch eigen ist, ist der Ausdruck des Antlitzes von weiblich-überzeitlichem Stimmungsgehalt. Man kann nicht genug betonen, daß die Amarna-Epoche derartige Werke überhaupt erst möglich gemacht hat. Wo haben wir in vorklassischer Zeit auf der Welt sonst Frauenbilder solchen Ranges?
Nach einer Originalaufnahme.

70 KÖNIGIN NEFERTARI
Granit. An einem Kolossalbilde ihres Gatten Ramses II. in Luksor.
19. Dynastie. Erster Säulenhof des Tempels von Luksor, linke Seite. Die jugendlich-anmutig gebildete Königin legt liebkosend die Hand an die Wade des Königs. Sie ist die „Naptera“ der Keilschrifttexte; ihr voller Name lautet Nefertari (bzw. Nofretere) mi-en-Mut. Als erste Hauptgemahlin des baugewaltigen Pharaos hat sie auch in der hohen Politik eine gewisse Rolle gespielt.
Nach einer Aufnahme von G. Leichter, Luxor.

71 KÖNIGIN NEFERTARI IM GEBET
Wandmalerei auf Stuckrelief im Grabe der Königin in Theben. Etwa Lebensgröße.
19. Dynastie. Auf der Geierhaube, die den Scheitel bedeckt, ein Aufsatz mit zwei hohen Federn und der Sonnenscheibe. Im Ohrläppchen ein Schmuckstück in Papyrosdoldenform. Nasenpartie, Wange und Kinn sind zart gerötet. Die Herrscherin betet den — hier nicht mit abgebildeten — heiligen Stier und die sieben heiligen Kühe an.
Nach einer Aufnahme von Siegfried Schott.

72 OBERTEIL VON DER STATUE EINER TOCHTER RAMSES' II. (?)
Fester Kalkstein, bemalt. Aus Theben. Kairo; Museum.
19. Dynastie. Da das reizvolle Bruchstück aus dem Ramesseum stammt, wird es ein weibliches Familienmitglied des Hauses Ramses' II. darstellen. Wahrscheinlich handelt es sich um eine bevorzugte Tochter des Pharao — möglicherweise Prinzessin Bint-Anat —, vielleicht aber auch um seine zweite offizielle Hauptgemahlin, Putuchepa, die Tochter des Chetiterkönigs Chattusil, wozu ihr nordischlichter Teint passen würde. Die Dargestellte drückt das Amulett der Liebesgöttin Hathor, eine Mennit, an die rechte Brust. Auf ihrem Scheitel ein massiger Aufsatz, von gereihten Königsschlangen mit Sonnenscheiben umgeben.
Nach Photo Marburg.

Briefe, die Jahrtausende überdauerten

73 HOLZBILD DES HESIRÊ MIT GESCHULTERTEM SCHREIBZEUG
Höhe der Sitzfigur 39 cm, der gesamten Holztafel 1,14 m. Aus dem Grabe des Hesirê bei Sakkara. Kairo; Museum.
3. Dynastie. Das Schreibzeug besteht aus Näpfchenbrett, Schreibgriffelbehälter und Wassergefäßchen. Die einzelnen Teile sind durch eine Schnur miteinander verbunden. Die prächtig geschnitzte Darstellung ist als eines der frühesten Reliefbildnisse rein ägyptischen Stils ein schönes Beispiel der Schaffenskraft der 3. Dynastie.
Nach Aufnahme des Verfassers.

74 SCHREIBBEREITER BEAMTER DES ALTEN REICHES
Aswân-Granit. Höhe 68 cm, Aus Gise. Berlin; Staatl. Museen (15 701).
4. Dynastie. Der Typus des Schreibkundigen, der sich durch alle Wandlungen der ägyptischen Kultur behauptet und als Idealbild des Gelehrten — nicht etwa des devot ein Diktat aufnehmenden Büroangestellten! — ein bedeutendes geistesgeschichtliches Denkmal an sich ist, hat hier noch viel Ursprüngliches. Die Linke des Mannes, der Dersenedj heißt und den ein weiteres Bildwerk aus demselben Gestein in Gemeinschaft seiner Frau zeigt, hält die Papyrusrolle; die Rechte ruht schreibbereit auf deren bereits entrolltem Teil. Auf dem Papyrus ist der Name eingemeißelt. Im Haar schwarze, am Körper rotbraune Farbspuren.
Nach Aufnahme des Verfassers.

75 SCHREIBBEREITER BEAMTER DES ALTEN REICHES
Kalkstein, bemalt. Höhe 50 cm. Aus Sakkara. Kairo; Museum.
5. Dynastie. Der Name des sprechend aufgefaßten Mannes ist nicht bekannt. Die Körperfarbe ist blaß gelbrot, das Haar schwarz. Die kupferne Lidfassung der aus verschiedenen klaren und trüben Steinen eingelegten Augen ist durch Oxydierung stark verkrustet. Die Brustwarzen sind abgesprungen.
Nach Aufnahme des Verfassers.

76 DER HEILIGE IMHOTEP
Bronze mit Einlagen. Privatbesitz.
Imhotep, die erste universal-schöpferische geistige Persönlichkeit, von der wir sichere geschichtliche Kunde haben, war der höchste Staatsbeamte und Berater König Djoser's. Als Leiter der Bauten hat er die ältesten künstlerisch durchgebildeten monumentalen Steinarchitekturen geschaffen, von denen wir wissen, dazu war er als Heilkundiger, Weisheitslehrer und Verwaltungsmann von überragenden Fähigkeiten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihm die Kulturwelt auch den Kalender verdankt. Auf einem Statuensockel seines Königs hat sich sein Name gefunden.

Seine Wirkung war so groß, daß das Volk der Ägypter ihn bis zum Ausgang der Antike nicht vergessen hat. In ptolemäischer Zeit hat man ihn als Gott verehrt; zahlreiche Weihfiguren aus Bronze, wie die hier abgebildete der Spätzeit angehörend, zeugen von seiner Volkstümlichkeit.
Nach einer Originalaufnahme.

77 DER AMONPRIESTER RAMSES-NACHT MIT DEM PAVIAN-GESTALTIGEN SCHREIBERGOTT THOT ZU HÄUPTEN
Granit. Aus Theben. Kairo; Museum.
20. Dynastie. Der Oberpriester ist im Begriff, auf den entrollten Papyrusstreifen zu schreiben. Das heilige Tier des Schrift- und Weisheitsgottes hockt — ihn inspirierend — auf seinen Schultern, die Hände auf seinen Scheitel legend. Fein ist der nachdenkliche Ausdruck des Gesichts zur Darstellung gebracht.
Nach Photo Marburg.

78 ZWEI BRIEFTAFELN MIT KEILSCHRIFTTEXT AUS DEM PALASTARCHIV VON ACHET-ATON (AMARNA)
Gebrannter Ton. Berlin; Staatl. Museen.
Nach Museumsaufnahmen.

Wer findet die Gruft Alexanders des Großen

79 ALEXANDER DER GROSSE
Inselmarmor. Höhe 18 cm. Aus Eschmunen-Hermopolis. Berlin-Lichterfelde, Privatbesitz.
Hellenistisch; wohl frühptolemäisch. Der Fundangabe nach stammt das bis auf den beschädigten Scheitel wohlerhaltene Bruchstück wohl aus dem in der uralten Thot-Stadt von Philippus Arrhidaios — dem schwachsinnigen Halbbruder Alexanders — errichteten gewaltigen Tempel. An dem eindrucksvollen Bildniskopfe sind einzelne Farbspuren erhalten.
Nach einer Originalaufnahme.

80 ALEXANDER DER GROSSE AUF EINEM VIERDRACHMENSTÜCK DES KÖNIGS LYSIMACHOS VON THRAKIEN
(306—281 v. Chr.)
Silber. Dm. 29 mm. Berlin; Staatl. Münzkabinett.
Das prachtvolle Bildnis zählt zu den schönsten Herrscherporträts der frühhellenistischen Münzglyptik. Früher Sammlung Imhoof-Blumer.
Nach Aufnahme des Verfassers. Vergrößerung 4,5 fach.

FARBTAFELN

wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung des Oriental-Institutes Chicago nach Nina M. Davies, Ancient Egyptian Paintings:

I KÖNIGIN NEFERTARI, GEMAHLIN RAMSES' II., AN DER HAND DER GÖTTIN ISIS

Wandmalerei auf flachem Stuckrelief im Grabe der Königin in Theben.

19. Dynastie. Originalmaß 197×120 cm. Auf dem Scheitel der die Königin geleitenden Göttin die Rindshörner mit der Sonnenscheibe, von der eine Schildviper herabhängt. Isis ist mit der (eigentlich der Göttin Hathor eigenen) Wulstkette ausgestattet, von der am Rücken ein Gegengewicht von Amulettcharakter (Menit) herabhängt; in der Linken hält sie das Götterzepter. Königin Nefertari ist in der kleidsamen Modetracht der Zeit dargestellt. Die beigeschriebenen Texte lauten: „Worte, gesprochen von Isis: Komm, große Königsfrau Nefertari, geliebt von (der Göttin) Mut, gerechtfertigt, damit ich dir einen Platz im heiligen (Jenseits-)Lande anweise", und „Die große Königsfrau und Herrin der beiden Länder, Nefertari, geliebt von Mut, gerechtfertigt vor Osiris, dem großen Gotte".

II VÖGEL IM AKAZIENGEZWEIG

Wandmalerei auf Stuckbewurf im Grabe des Gaufürsten Chnemhotep bei Beni-Hasan.

12. Dynastie; Zeit Amenemhêt's II. Originalmaß 56×46 cm. Die Akazie — arabisch „Sunt", bei uns gewöhnlich Mimose genannt — hat gelbe Blütenbällchen. Der Vogel mit ausgebreiteten Flügeln und der andere über ihm sind Würger (Lanius nubicus). Darunter ist ein rotrückiger Würger (Lanius colurio) und unter dem Baum zur Rechten ein Rotschwänzchen (Phoenicurus phoenicurus) dargestellt, ferner ein Wiedehopf (Upupa epops major). In seiner delikaten Farbigkeit ist das Bildmotiv eines der ansprechendsten im Zusammenhange der reichen Bildausstattung des Felsgrabes. Chnemhotep gehörte einer Fürstenfamilie an, die in erblicher Folge teils über den Gazellengau, teils über die östlichen Gebiete — mit der Hauptstadt Monet Chufu — herrschte; seinem Sohne fiel durch Heirat auch der Hundegau zu.

III DIE BAUMGÖTTIN SPENDET USERHÊT UND DEN SEINEN ERQUICKUNG

Wandmalerei auf abgeweißtem, strohversetzten Schlammbewurf im Grabe des Userhêt in Theben (Grab Nr. 51).

19. Dynastie; Zeit Sethos' I. Originalmaß 134×160 cm. Der Tote — er war Hoherpriester des Ka von König Thutmosis I. — sitzt unter einem früchtebesetzten, von sperlingsartigen Vögeln belebten Feigenbaume, hinter ihm seine Mutter Tawosret und seine Gattin Hatschepsut in der reichen Gesellschaftstoilette der Zeit; auf den Köpfen Salbkegel. Die Baumgöttin spendet ihnen aus einem hohen Wasserkruge kühlende Labung, dazu Früchte, Gebäck und Blumen. Über den Frauen schweben ihre Seelen in Gestalt menschenköpfiger Vögel. Vor der Baumgöttin erquicken sich die Seelenvögel des Grabinhabers und seiner Frau am Wasser des T-förmigen Gartenteiches. Das schöne Bild ist ein sprechendes Beispiel für die Blüte von Stil und Handwerk unter den ersten Herrschern der 19. Dynastie. Vgl. Abb. 26.

IV ZWEI PRINZESSINNEN (ZU FÜSSEN IHRES ELTERNPAARES)

Wandmalerei auf Stuckbewurf aus einem Raume des zum Atontempel gehörigen Palastes in Achet-Aton (Amarna). Oxford; Ashmolean Museum.

18. Dynastie; Zeit Echnatons. Originalmaß 30×36 cm. Oben rechts ragt groß ein sandalenbekleideter Fuß vom Bilde der Mutter, Königin Nofretete, herein, links hängt eines ihrer breiten Gürtelbänder herab. Die völlig nackten Prinzeßchen sitzen auf hohen, weichen Polstern, an Ohren und Brust reich geschmückt. Bezeichnend ist die abnorme Form der Hinterköpfe und die — in dieser Epoche sozusagen programmatisch — bekundete Zärtlichkeit.

NAMEN-, ORT- UND SACHREGISTER

mit Bildhinweisen

Aal 57, 63
Aaron 164, 165
Abakus 110
Abd-el-latîf 27
Abd-el-Salam Hussein 219
Abu l'Haggag, Jusuf 154
Abu Roâsch 47
Abu Simbel 142 ff.; Abb. 64
Abusir 219
Abusir el-Melek 19, 134
Abydos 100, 111, 194, 211
Ach 29
Achet-Aton, siehe Amarna
Acheul 17
Achhotep 169
Achilleus 140
Aelianus 86
Affe 52
Affengruft (Theben) 64
Ägypterinnen, vornehme, Abb. 26
Aigai 204
Alabaster-Sphinx 49; Abb. 18
Alexander der Große 146, 196 ff.; Abb. 79, 80
Alexander IV. Aigos 218
Alexandria bzw. Alexandreia 87, 192, 195, 206
Aline 193
Alis 192
Amarna 70, 89, 180
Amarna-Tafeln 185; Abb. 78
Amasia 57
Amelineau 211
Amenemhêt III. 47, 49, 142, 167, 169, 184; Abb. 17, 56
Amenemhêt IV. 169
Amenophis I. 81, 163, 169
Amenophis II. 43, 84, 88, 158, 210
Amenophis III. 65, 71, 84, 95, 123, 129, 140
Amenophis IV., siehe Echnaton
Ammianus Marcellinus 86
Amon 57, 63, 89, 138, 154, 176, 177, 188, 197, 202, 217
Amon Tempel, Karnak, Abb. 5
Amons-Widder Abb. 21
Amset 99
Amyntas 199
Anat-her 126
Anch 221
Anch-haf Abb. 12
Anch-Hor 218
Anch-iri 187 ff.
Antäus 197
Antinoos 146
Antiochos 190
Antonius 52, 182, 186, 207
Anubis 14, 33, 35, 63, 73, 111, 116, 119, 121, 155; Abb. 22
Aphrodisias 192
Aphrodite 55, 217
Apis-Gräber 64
Apis-Stier 52, 58, 63, 191, 197
Apollinaris 192
Apollinopolis 190
Apollon 217
Apollonios 192, 193
Apophis I.—III. 126
Archelaos 195
Argolis 137
Aristander von Telmessos 205
Aristobul 196, 197, 198
Aristoteles 205
Arrhidaios 204, 205, 206
Arrian 196 ff., 204
Arsinoë 190
Artemis 217
Asasif 15
Aswân 16, 70, 137, 142
Ataba el-Chadra 39
Atefkrone 111
Athena 55, 148
Athenaios 216
Aton 70, 89
Atum, siehe Rê-Atum
Auaris (-Tanis) 80, 127, 139, 214
Augustus 52, 86
Aurignac-Mensch 21
Azteken 85, 209

Ba 29
Babylonien 34
Badâri-Kultur 21

Baraize 46
Bär 56
Barbarossa 208
Barsch 63
Bastet 119, 153, 217
Belzoni 87, 88
Benben-Stein 137
Beni Hasan 70
Bennu-Reiher 97
Bersche 141
Berûs 192
Biban el-Muluk 79; Abb. 30
Bibliothèque Nationale (Paris) 169
Bildermumien 103
Bint-Anat 139
Birket Karûn 19
Bock 52, 63
Borchardt, L. 27
Britisches Museum 95
Bruce, J. 87
Brunhild 147
Brusttafel (des Tutanchamon) Abb. 42
Bubastis 64, 153
Burnaburiasch (König von Babylon) 185 ff.
Burton 88
Busiris 197
Buto 56, 57, 61

Caligula 207
Capri 208
Caracalla 207
Carnarvon, Lord 90
Carter, H. 9, 82, 86, 90, 99, 156, 179, 208
Cäsar 182, 196, 207
Cassas 43
Caton-Tompson 19
Caviglia 45, 139
Chabiru 162
Chafrê, siehe Chephren
Chaironeia 53
Chalkolithikum 132
Champollion 88
Chatti 67
Chattuschil 181
Chell-Typus 17
Chelles 17
Chendjer 126
Cheops 26, 38, 49, 50, 51, 133, 175
Cheopspyramide 27, 28; Abb. 11
Chephren 38, 42, 49, 50, 51, 133, 135, 142, 166 ff.; Abb. 14
Chephrenpyramide Abb. 13
Chepre (Sonnenkäfer, Skarabäus) 120, 121, 125; Abb. 45, 46, 47, 48
Chian 126
Chnemhotep-Grab Taf. II
Chnum 49, 63
Chnum-Chufu (Chufu = Cheops) 28
Chufu, siehe Cheops
Chrysostomos, Johannes 208
Claudius Aelianus 205
Clemens von Alexandrien 52
Coué 68
Crocodilopolis 58
Curtius, L. 66
Curtius Rufus 199, 203

Dahschûr 175, 219 ff.
Damaskus 206
Daniel 208
Dareios II. 202
Darius 196
Davis, Th. M. 88
Dedefrê 49
Dedpfeiler 106 ff.; Abb. 41
Delta 100, 127, 129
Der-el-bahari 49, 93, 156, 158, 177, 178, 179, 210
Der el-Medina 70
Derry, Dr. D. E. 93, 95
Dersenedj Abb. 74
Dessouki, Dr. I. es, 208
Diodor 54, 199
Dionysios 191
Dioritschalen 135
Dirâ Abu'n-Naga 15, 81, 144 ff., 158
Djemdet-Nasr-Zeit 124
Djer 212
Djeserkarê-seneb 68; seine Töchter: Abb. 24
Djoser 29, 67, 165 ff.; Abb. 10, sein Grabmal: Abb. 9
Domitian 53
Dorion 192
Drachme 137
Droysen, J. G. 201
Duamutef 99
Du Camp, M. 39

Ebers, G. 158
Echnaton (Amenophis IV.) 37, 70, 89, 90, 128, 146, 167 ff., 172, 184, 186; Abb. 58
Edda 147
Edfu 110, 140
Edgerton 176
Ehepaar in Erwartung des Totenopfers Abb. 27
Eidechse 63
Eje 88, 168
Eje (Schreiber) 188
Elias 208
Elisa 208
Emery, W. B. 24, 211, 212, 213
Engelbach, R. 116

Eolithen 11, 17
Eos 140
Erman, A. 115
Eryx 55
Etrurien 118
Etrusker 129
Eumaios 148
Evers, H. G. 40, 47, 106

Faijum 19, 25, 57, 152
Fakhry, Dr. Achmed, 219
Falke 54, 56
Faustkeil 12, 17, 155; Abb. 1
Festgesellschaft Abb. 25
Firth, C. 212
Fischotter 57
Flabellum 221
Flaubert, G. 39, 41
Flinders Petrie, Sir 211
Flußpferdweibchen 65
Forrer, R. 102
Friedhof der ersten Dynastien 213
Friedhof der Könige der 21. und 22. Dynastie 214
Frosch 63
Fruchtbarkeits-Zauber 64
Fuchs 56

Gabra, Dr. Sami 217, 218
Gales 194
Gans 63
Gaugamela 196
Gaza 196, 199
Geb 30
Geier 63
Giluchepa 123
Gise 28, 40, 47, 49, 95, 135, 141, 157, 158, 174, 175, 219
Goethe 43
Goldhoros 61
Gorgo 197
Grabkrug, Ton, bemalt (2. Negadekultur) Abb. 5
Grafsche Sammlung (Mumienporträts) 103
Granikos 196, 205
Gummi 64, 98, 215
Gunther 147

Hadrian 53, 140
Hapi 99
Harachte 44, 161
Haremhab 88, 128, 168
Harsaphis 63
Hathor 63, 65, 112, 119, 161
Hathorkuh Abb. 20
Hatschepsut 47, 49, 80, 84, 119, 138, 175 ff.; Abb. 19, 65, 66
Hauran 162
Hausmann, M. 216
Hay 88
Head 88
Heliodor 86
Heliopolis-On (bzw. Jun) 37, 44, 49, 57, 63, 137, 197, 213
Heluan 108, 213
Hemaka 212
Hera 55, 137
Herakleopolis 93, 191
Herihor 163
Herkules 197
Hermes 148
Hermes Trismegistos 221
Hermogenes 216
Hermopolis 56, 62, 64, 193, 217
Herodot 26, 46, 55, 63, 97, 103, 139
Herz-Skarabäus 110, 121 ff.; Abb. 42
Herz-Symbol 110; Abb. 41
Hesirê Abb. 73
Hetep-heres 169, 175
Heuschrecke 55
Hierakonpolis (Necheb-Nechen) 54
Hierax 194
Hilarion 192
Homer 55
Homo primigenius 21
Homo sapiens 21
Horos 33, 34, 54, 96, 108, 111, 112, 115, 161, 162, 211, 217
Horosauge 108 ff.; Abb. 43
Horosfalke Abb. 14, 23; Amulett: Abb. 40
Horoskinder 99
Hyksos 80
Hyksos-Herrscher 214
Hyksos-Skarabäen 126

Ibis 52, 54, 56, 57, 61, 61, 218, 219
Ibis-Mumien 218
Ichneumon 54, 56
Ilias 30
Imhotep 166; Abb. 78
Imme 55
Indus 196
Ineni 81, 82
Injotef 80
Inihapu 163
Inkas 85, 209
Ipu-wer 214
Iset-Nofret 188
Isis 33, 53, 61, 78, 81, 111, 115, 121, 161, 214, 217, 220; Taf. I, Abb. 42
Isis (Königin) 169

Isis-Blut (Amulett) 108
Issos bzw. Issus 196
Ithaka 148

Jachhotep 145
Jachmes-Nofretere (bzw. -Nofertari) 169
Jachmose 81, 145, 169
Jakob 147
Jakob-her (Jakob-el) 80
Jean Paul 53
Jesreel 162
Johannes 208
Jordan-Tal 162
Juja 88, 95, 123; Mumie: Abb. 35
Junker, H. 8, 26, 94
Jupiter 217

Ka 29
Kadesch 162
Kafr-el-Sammân 51
Kagemni 70
Kairo 21, 25, 47, 152
Kairo, Museum 91, 92, 95, 135, 150, 209
Kalender, altägyptischer 189
Kalzit 153
Kambyses 196
Kamose (bzw. Kemose) 145, 169
Kanaan 162
Kanobus 197
Kanopen 99
Kari 123
Karnak 49, 65, 69, 120, 139, 159, 170; Säulensaal des Amon-Tempels: Abb. 52
Kartusche 170
Kasia 97
Katze 52, 56, 61
Katzengruft (bei Bubastis u. Sakkara) 64
Kau el-kebir 70
Kebehsenuf 99
Kenotaph 211
Kerkasorus 200
Kernhobel 13
Kleopatra 52, 181 ff., 191, 207
Klingenschaber Abb. 2
Knickpyramide 219
Knopfsiegel 125
Koinê 189
Kolonos 206
Kom-ed-Demas 208
Königsfriedhof der 21. u. 22. Dynastie 214
Königsgräbertal zu Theben 78 ff.; Abb. 30
Kopfstütze 112; Abb. 41
Koptos 142
Kratzer 13
Kreisbohrer-Rillen 154
Kreta 125, 129
Krokodil 52, 54, 56, 57, 58
Krokodilgruft (bei Monfalut) 64
Kronen-Amulette 111
Kröte 53, 63
Kuh 63
Kupfergewinnung 123
Kurna 11, 16
Kurnet Murai 15
Kyffhäuser-Berg 208
Kykladenpfanne 126

Lamer, H. 148
Leakey 17, 18, 20
Lepsius, R. 88
Libanon 162
Loki 147
London 87
Loret 84, 88
Loti, P. 92
Louvre (Paris) 153
Löwe, Löwin 63, 65
Lucian 52
Luksor 65, 87, 150, 171
Luksor-Tempel, Säulen, Abb. 51
Luther 148
Lysandros 201

Maat 33, 122
Maat-nefru-rê 181
Mandragora-Früchte 75
Mareotis 198
Mariette, A. 42, 64
Maspero, G. 45
Mastaba 71
Maya 85, 209
Mazakes 196, 200
Medinet el-Faijum 20
Medinet Habu 172
Medûm 116, 219
Megaron-Haus-Typus 21
Mehi 188
Meier-Graefe, J. 46
Memnon 140
Memnons-Kolosse 140 ff.; Abb. 49
Memphis 24, 28, 49, 52, 58, 61, 63, 64, 65, 69, 127, 139, 168, 191, 197, 199, 200, 203, 211
Mena-House 39
Mencheperrê (Thutmosis III.) 159; Abb. 57
Mendes 63
Menes 28
Menkaurê (Mykerinos) 49; Abb. 53
Mentu-her-chopschef 88
Mentuhotep 80, 93, 125, 163
Mereruka 70, 72, 75
Mereschkowskij, D. 41
Merimes 188

Merit-Amon (bzw. Merjit-Amon) 210; ihr Sarg: Abb. 67
Merit-seger 78
Merneptah 49, 88; Sargdeckel: Abb. 37
Mernerê 28, 157
Mistkäfer 53
Mitani (Naharina bzw. Naharain) 67
Mît-Rahine 49, 139
Mitteilungs-Skarabäen 123
Möris-See 56, 57
Mohammed Ali 133
Monfalut 64
Montet, P. 214
Mose 37, 64, 164, 165
Mousteriên 18
Mumien 92 ff,; Abb. 34—37
Mut 65, 170
Mutemweje 170
Mut-er-dâs 170
Mut-nofret 176
Mykenai 209
Mykerinos (siehe auch Menkaurê) 27, 51, 95; Abb. 53; seine Pyramide: Abb. 8
Myrrhe 97

Naptera, siehe Nefertari
Natron 98
Naukratis 129
Neandertaler 21
Nebi Daniel-Moschee 208
Necheb-Nechen (Hierakonpolis) 54
Nefererkerê 49
Nefertari 120, 171, 181; Abb. 70, 71; Taf. I
Nefrurê 178
Negadekulturen 21, 22, 24, 60
Nephoris 190, 191
Nephthys 33, 36, 81, 111, 121; Abb. 42
Nesi-chonsu 92
Nesitanebaschru 92; Abb. 34
Neterapheref 220
New York, Metropolitan-Museum 210
Nibelungenlied 147
Niebelschütz, E. von 205
Nilpferd aus Alabaster, frühgeschichtlich Abb. 6
Nitokris (Nit aqer) 169
Niuserrê 49
Nofret (Königin) 169
Nofretete 170, 172, 180, 186; Abb. 68, 69
Norsi, M. 215
Nut 30, 81, 161

Obelisken 136; Abb. 50
Obolos 136, 137
Octavian 52, 196, 207
Ödipus 206
Odyssee 30
Odysseus 147
Oldoway 17
Olympias 201
Omphalos 200
Opferkammer (im Grabe) 72
Orion 136
Osiris 30, 31, 33, 35, 36, 53, 61, 73, 91, 96, 100, 108, 110, 111, 112, 115, 121, 161, 194, 214, 220
Osiris-Amulett; Abb. 41
Osorapis 191

Painodjem II. 92, 210, 211
Pamonthes 194
Pan 55
Papyroszepter 109; Abb. 41
Papyrus Harris (London) 128
Parätonium 197
Pausanias 86
Pavian 62, 217, 218; Amulett: Abb. 40
Pelusium 196, 197, 199
Pepi 28
Perdikkas 204, 205
Perikles 208
Perseus 197
Petosiris 218
Phaidon von Argos 137
Philippos 191
Phönix 57
Photios 204
Place de la Concorde 138
Plato 37
Plutarch 53, 54
Pococke, R. 86
Polemon 205
Polydectes 197
Polyphem 148
Prinzessin, Zeit Ramses' II., Abb. 72
Prinzessinnen aus Amarna Abb. Taf. IV
Psammon 202
Psusennes 49, 214, 215
Ptah 28, 63, 65, 112
Ptah-Stier 64
Ptah-Tempel (in Memphis) 49
Ptahhotep 70, 161, 188
Ptolemaion 207
Ptolemaios 190
Ptolemaios (Satrap, später König) 191, 196, 198, 204, 205, 218
Ptolemaios Philadelphos 190, 206
Ptolemaios Philopator 206
Punt 177
Pyramiden 25 ff., 133; Abb. 8, 11, 13
Pyramidenfeld von Gise Abb. 8
Pyrrhos 192

Qorn, el, 11; Abb. 30

Rahel 147
Ramesseum 138
Ramessiden 85
Ramses I. 88
Ramses II. 49, 71, 88, 127, 137, 138, 143, 162 ff.; Mumie: Abb. 36; Bildnisse: Abb. 62, 63, 64
Ramses III. 92, 128, 172
Ramses V. 101
Ramses-nacht als Schreiber, vom Thot-Pavian inspiriert Abb. 77
Randretuschierung 13
Ratte 53
Rawlinson 88
Rê 36, 50, 155, 161
Rê-Atum 30, 33, 161
Rechmirê 68
Reck, H. 17, 18
Rehabeam 214
Rê-Harachte 49, 115, 188
Rehenu 142
Reisner, G. 174
Renenutet 61
Rhampsinitos (Ramses III., siehe dort)
Rhind 88
Rhoxane 206, 218
Richtscheid (Amulett) 112
Rind 54
Rinderschwanz 61
Rikka 116
Röhrenbohrer 134
Rollsiegel 124
Rosellini 88
Rundschaber 13

Saad, Zaki Effendi 212
Sachmet 65
Sagarit 154
Sahurê 49
Sakkara 24, 49, 64, 69, 70, 72, 76, 95, 139, 157, 211, 213
Salbschale in Fischgestalt Abb. 7
Salomo 215
Salt 87, 88
Samosata 52
Sân el-Hagar 214
Sappho 216
Sarapeion 191
Sargdeckel als Bildnis Abb. 28
Schaf 54
Schakal 54
Schawabtis, siehe Uschebtis
Schêch Abd el Kurna 15
Scheintür 71
Scheol 220
Scheschonk I. (Sisak) 214
Schildviper 61
Schilizzi, A. 208
Schlange 52, 54, 55, 57, 61
Schlangenkopf-Amulette 112
Schmun (= Hermopolis) 217
Schnurösen 135
Schott, S. 8, 44, 99, 114, 188
Schotterterrassen, diluviale 11
Schreiberbildnis, der IV. Dynastie Abb. 74, der V. Dynastie Abb. 75
Schubart, W. 8
Schuppenfisch 57
Schuttarna 123
Schwalbe 63
Schweinfurth, G. 11
Sebeknefrû-Rê 169
Sekenjen-Rê Tao (III.) 81, 158
Sema 206
Semempsês-Semerchêt 132
Semenchkerê 90
Sendschirli-Schamaal 126
Senmut (bzw. Senenmut) 178
Senpamonthes 194
Senyris 194
Septimius Severus 45, 140, 207
Sesostris I. 125
Sesostris III. 48, 152, 167, 169; Abb. 54, 55
Sesostris-Sesonchosis 203
Seth 36, 115
Sethos I. 71, 75, 85, 88, 100, 120, 130, 161 ff., 163; Mumie: Abb. 37; Bildnisse: Abb. 60, 61
Seth-Sutech 127
Seton-Karr 19
Shakespeare 182
Siegfried 147
Simyra 162
Sinai 64
Siptah 88, 101
Skarabäus 118 ff.; Abb. 45, 46, Skarabäus-Denkstein: Abb. 48
Sloane 139
Smith, Dr. Elliot 93
Snofru 174, 219, 220
Soane-Museum (London) 88
Sobek 142
Somali-Küste 177
Sonderköpfe 94
Sophokles 206
Sphinx 39 ff., 133; Abb. 15, 16; Sphinx der Hatschepsut: Abb. 19; Sphinx des Mittleren Reiches (Amenemhêt III.): Abb. 17; Sphinx des Neuen Reiches („Alabastersphinx"): Abb. 18
Spitzmaus 53

Steatit 124, 125
Steingefäße 23, 132; Abb. 3, 4
Strabo 57, 86
Sueton 207
Suez-Kanal 133
Suk 148
Syringen 86

Tanis (Auaris) 80, 127, 139, 214
Taube 55
Taûs 190, 191
Tays 193
Teje 89, 123, 129, 171, 180
Tellerkeule 21
Teti 28
Thaues 190, 191
Theben 11, 56, 57, 63, 64, 69, 70, 72, 78, 80, 90, 120, 127, 138, 139, 140, 156, 168, 173; Abb. 29, 30 (Gräbergebirge und Gräbertal)
Theon 194 ff.
Thot 33, 61, 62, 64, 111, 115, 128, 176, 188, 217
Thuthotep 141
Thutmose (Bildhauer, Amarna) 151
Thutmosis I. 81, 83, 88, 176
Thutmosis II. 176, 179
Thutmosis III. 49, 79, 80, 83, 88, 127, 159 ff., 169, 176, 210; Abb. 57.
Thutmosis IV. 42, 44, 71, 75, 84, 88, 160, 186
Ti 70
Tiberius 208
Tithonos 140
Toëris 65, 111, 116; Abb. 40
Totenamulette 104 ff,; Abb. 40, 41, 42, 43
Totenbuch 33
Totenklage Abb. 38
Totenkult Abb. 33
Totenmahlzeit 24, 213; Abb. 3
Totenpapyrus 83
Totenstadt der Heiligen Tiere 217
Traian 53
Tuja 88, 95, 123
Tura 142
Turin (Museum) 47
Tutanchamon 48, 63, 93, 99, 100, 101, 116, 151, 168, 209; Eingeweidebehälter: Abb. 39, Särge: Abb. 31, 59
Typhon 54
Tyros 196

Unas 28, 30 ff.
Unjeb-en-au-jedet 215
Usaphais 212
Uschebtis 122, 123, 154; Abb. 44
Userhêt und die Seinen Abb. Taf. III
Userkaf 49
Uto 177

Venus 217
Victoria Embankment 138
Vögel im Akaziengezweig, Grabmalerei, Abb. Taf. II

Wadi Hammamât 142
Wedinu Den, siehe Usaphais
Weicker, G. 207
Weisheitsgott, siehe Thot
Wiedemann, A. 112
Wiesel 54
Wilkinson 88
Winkelmaß (Amulett) 112
Winlock, H. E. 93, 178, 210
Wolf 56
Wüstenlack bzw. Wüstenpatina 16 ff.

Zaru 162
Zeus 217

FACULTÉ DES LETTRES ARCHÉOLOGIE

INHALT

Vorwort 7
Auf der Spur des Frühmenschen 11
Die Pyramiden reden 25
Sphinxrätsel 39
Die heiligen Tiere 52
Das Grab als Festgemach 66
Das Tal mit der märchenhaften Vergangenheit 78
Mumiengeheimnisse 92
Amulette und Zaubersprüche 104
Der Käfer, aus dem ein Gott wurde 118
Wunderleistungen altägyptischer Technik 131
Zu Gast bei den Fälschern von Dirâ Abu 'n-Naga 144
Pharaonengesichter 156
Die großen Königinnen 169
Briefe, die Jahrtausende überdauerten 183
Wer findet die Gruft Alexanders des Großen? 196
Der unerschöpfliche Schatz 209

Die altägyptischen Gottheiten und heiligen Tiere 222
Zeittafel 225
Karte von Alt-Ägypten 229
Literatur-Hinweise 230
Bildbeschreibung 232
Namen-, Ort- und Sachregister mit Bildhinweisen 245

FACULTÉ DES LETTRES
ARCHÉOLOGIE
DE BORDEAUX

PYRAMIDEN SPHINXE PHARAONEN

709.012 LAN p